B. L. franç. p. 556.

F

S. V.

171

<366059699400016

S

<366059699400016

Bayer. Staatsbibliothek

Epist. 92-314

Des Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Directors der Philologischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften,

Jüdische Briefe,

oder

philosophischer, historischer und kritischer

Briefwechsel,

zwischen einem Juden, der durch verschiedne Länder von Europa reiset, und seinen Correspondenten an andern Orten.

Aus dem Französischen, mit des Herrn Verfassers Vermehrungen und Verbesserungen übersetzt.

Dritter Theil.

Berlin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1764.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die Rabbinen der Synagoge von Amsterdam.

Hochgeehrteste Herren,

Es ist mir gar wohl bekannt, wie verwegen ich handle, daß ich Ihnen eine so geringe Uebersetzung, als die gegenwärtige ist, übergebe. Sie haben die hebräische Sprache so vollkommen in Ihrer Gewalt, und von den Schönheiten dieser Sprache eine so genaue Kenntniß, daß Sie nothwendig in diesen Briefen eine beträchtliche Anzahl von Fehlern finden müssen. Indessen hoffe ich, Sie werden mir in Betrachtung meines Eifers, und guten Willens die Mängel meiner Arbeit verzeihen. Ich unterstehe mich, Ihnen dieselbe so, wie

sie ist, zu überreichen. Doch dieses macht mir einen Muth, daß ich Ihnen meine Arbeit ganz umsonst, und, ohne die mindeste Vergeltung dafür zu hoffen, widme. Was nichts kostet, nimmt jedermann, und besonders die Herren Israeliten allemal sehr gerne an.

Demnach würden Sie in gewisser Maaße ungerecht handeln, wenn Sie auf ein Buch schimpfen wollten, das Sie künftighin in ganz Europa bekannt machen wird. Freylich besitzt überhaupt Ihre Nation eben so wenig Begierde nach Lobeserhebungen, als sie gegentheils auf das Geld erpicht ist. Da sich immittelst gleichwohl drey so wichtige Männer finden lassen, als die Verfasser der gegenwärtigen Briefe sind, so ist es auch sittlicher Weise keineswegs unmöglich, daß man nicht auch den vierten Mann, und wie ich mir zu sagen getraue, noch wohl mehr dergleichen antreffen sollte.

Wer

Wer sich einbildet, es könne niemand ein Jude seyn, der nicht auch einiger Maaßen ein Schalk wäre, und wer die Meynung heget, die Worte Israelite, Wucherer, und Dieb haben einerley Bedeutung, treibt die Sache zu weit. Denn man könnte doch wohl, ohne für einen Verwegenen geachtet zu werden, behaupten, man finde in der Welt vielleicht zehen Jesuiten, welche demüthig, zehen Gasconier, die bescheiden, zehen italienische Prälaten, die gelehrt, zehen Engelländer, die gute Christen, zehen Venetianer, die andächtig, zehen Spanier, die nicht abergläubisch sind, und zehen Sicilianer, welche lesen können. Warum sollten denn in der Welt nicht auch zehen Juden, wie Aaron Monceca, Jacob Brito, und Isaak Onis sich finden?

Gesetzt, Ihre Nation überhaupt ist nicht so tugendhaft, als etliche andere, so hat sie doch eben so gut, als

jene, ihre geschickten Köpfe, und grosſen Männer gehabt.

Ich freue mich, daß ich ihr mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen kann, als andere, die mit so vielen Vorurtheilen, und mit so großer Partheylichkeit von ihr urtheilen, und bin daher mit aller Aufrichtigkeit

Hochgeehrteſte Herren

Dero

ergebenſtgehorſamſter Diener

der Ueberſetzer der jüdiſchen Briefe.

Vorrede

Vorrede
des Uebersetzers.

Die Gewogenheit, womit die gelehrte Welt diese Schrift aufgenommen hat, leistet, wie es scheinet, die sichere Gewähr, daß sie einige Achtung verdiene. Nachdem sie den ersten und zweyten Band günstig aufgenommen hatte, so bezeigte sie sich noch viel begieriger, den dritten zu haben. Ein so großes Glück, und so günstiges Schicksal dienet, dem Ansehen nach, statt einer Vorbedeutung, daß auch der vierte Band eine gute Aufnahme finden werde. Dabey getraut man sich aber auch, der gelehrten Welt die Versicherung zu geben, es werde derselbe eben so gut ihrer Aufmerksamkeit würdig seyn.

In den Vorreden zu den vorhergehenden Bänden befinden sich Antworten auf die Einwürfe, die man diesen Briefen entgegen gesetzt hat. Nur eine einzige Beurtheilung ist mit Stillschweigen übergangen worden, weil man, sich dabey lange aufzuhalten, nicht für nöthig erachtete. Doch da noch etliche andre Leute eben diesen Einwurf gemacht haben, so soll hier nur obenhin einige Antwort darauf beygefügt werden.

Man achtet es für etwas wunderbares, daß drey morgenländische Juden von den schönen

Vorbericht.

Wissenschaften in Frankreich so gute Känntniß, als die Verfasser dieser Arbeit, besitzen. Die Urheber dieser Anmerkung werden die Gütigkeit haben, und in Betrachtung ziehen, daß Isaak Onis verschiedne Jahre in Wien, Warschau, Koppenhagen, Berlin, und an andern nordischen Höfen gewesen ist; daß er vollkommen französisch und deutsch versteht; und daß er sich allezeit den Wissenschaften gewidmet hat.

Aaron Monceca ist ein Philosoph, der unter den in Constantinopel befindlichen Franzosen, und Engelländern erzogen worden ist. Mit diesen hat er öftern Umgang gehabt, ihre Sprache verstanden, und die besten Schriftsteller davon gekannt, noch ehe er selbst in Frankreich angelangt ist.

Jakob Brito ist bis zu seinem zwölften Jahre in Genua erzogen worden, und alsdenn von da nach Constantinopel gegangen.

Der Leser darf diese drey Schriftsteller nicht mit jenen armseligen Juden in Vergleichung setzen, die man in Metz, in Avignon, und in einigen andern Städten von Frankreich antrifft. Er muß vielmehr sie solchen gleich schätzen, die man in Holland und zu Venedig in großer Menge findet, deren Entscheidungen über Werke des Witzes viel mehr gelten, als die Entscheidungen vieler Mitglieder der Gesellschaften der Künste und Wissenschaften.

Der ein und achtzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite, und ehemaliger Rabbi von Constantinopel, an Aaron Monceca.

In den letzten Briefen, die du von mir erhalten hast, habe ich dir von den Kopten, welche die alten Einwohner von Egypten sind, nur obenhin etwas gesagt. Itzt will ich mich bemühen, dir von diesen Leuten einen richtigern und deutlichern Begriff zu geben. Diese Nation richtet sich nach der Lehre eines gewissen Eutyches, den die europäischen Nazaräer für einen berüchtigten Erzketzer ansehen. Dieses Volk befindet sich in sehr armseligen Umständen; Alle Kopten, deren es gleichwohl noch eine ziemliche Anzahl giebt, unterhalten sich lediglich davon, daß sie über alle Ländereyen, wo Früchte erbauet werden, Rechnungen führen. Diese haben sie in ihrer Verwahrung, und es ist ihnen dieses Vorrecht

immerfort geblieben, welches sie ihrem alten Herkommen noch zu danken haben. Dieses ist fast das einzige Gute, das sie in ihrem alten Vaterlande übrig behalten; und es giebt wenig türkische Herren, die nicht einen koptischen Schreiber haben, der von allen ihren liegenden Gründen eine umständliche Rechnung hält.

Die hiesigen europäischen Nazaräer sprechen, es sey kein gröberes, und in seinen Irrthümern hartnäckichteres Volk, als die Kopten. Indessen muß ich dir sagen, daß ich mit verschiednen gesprochen, und bey ihnen weiter nichts, als den gewöhnlichen Eifer aller Menschen für Meynungen, die sie mit der Muttermilch einsaugen, gefunden habe. Daher weiß ich nicht, aus was für Grunde ein europäischer Nazaräer das Recht hat, einen koptischen Nazaräer für einen Starrkopf auszugeben. Sie haben beyderseits einerley Fehler, oder einerley Tugend. Denn sie sind einer, wie der andre, für die Vorurtheile, die sie von Jugend an ihres Beyfalls gewürdiget haben, eingenommen. Die Europäer werfen den Kopten vor, sie hielten sich blindlings an ihre alten Gebräuche, die sie Canones nennen, und die Meynungen ihrer Bischöffe und Geistlichen wären die einzigen Vorschriften, nach welchen sie sich richteten. Allein sind nicht die Nazaräer allerseits eben so gesinnt? Unterwerfen sie sich nicht blindlings dem Ausspruche ihrer Bischöffe, oder Päbste? Gestehen sie nicht, daß es nicht in ihrer Gewalt steht, wider die Gültigkeit der Aussprüche, der Versammlungen, die sie Concilien

nennen,

nennen, Einwendungen zu machen? Warum wollen sie von den Kopten verlangen, was sie selbst nicht thun? Aus was für Grunde ist ein Egypter mehr schuldig, sich über den Ausspruch seines Bischofs Bedenklichkeiten zu machen, und ihn, ehe er ihm seinen Beyfall giebt, zu prüfen, als der Nazaräer?

Ohne Zweifel giebt es in allen Religionen Leute von Treu und Glauben. Ein Nazaräer glaubt, seine Religion erlaube ihm nicht, sie zu prüfen, und durch die Vernunft davon zu urtheilen. Der Kopte befindet sich in eben dieser Verfassung. Er ist von der Wissenschaft, und Aufrichtigkeit seiner Bischöfe eben so sehr, als der Nazaräer von den Seinigen überzeugt. Sie müssen also, wenn man nach ihren Grundsätzen urtheilen will, beyderseits ohne alle Prüfung, und ohne die geringste Widerrede bey ihrem Glauben verharren. Denn es ist lächerlich, wenn einer von beyden von dem andern verlangen will, was er selbst nicht für gut achtet.

Hierinnen besteht, meines Erachtens, der allerbeträchtlichste Mangel in der nazaräisch-papistischen Religion. Die Vernunft, und das Licht der Natur, welches der Himmel den Menschen zu ihrer Anleitung bewilliget hat, wird ihnen unnützlich. So bald als ein Pabst geredt hat, so ist alles ausgemacht, alles ist entschieden. Es ist verboten, dasjenige zu prüfen, wovon es zuweilen ganz deutlich in die Augen fällt, daß es der gesunden Vernunft zuwider ist. Nichts bleibt übrig, als sich in Demuth zu unterwerfen.

Die

Die Nazaräer sehen das lächerliche, welches aus diesem Verhalten entsteht, vollkommen ein. Sie heißen Leute, die mit einer solchen vorgefaßten Meynung angesteckt sind, ungesittet, und halsstarrig; und doch sind sie so verblendet, daß sie es gar nicht merken, daß alle Vorwürfe, und Gründe, deren sie sich gegen ihre Widersacher bedienen, Waffen sind, die sie jenen wider sich in die Hände geben. Es will ihnen nicht gefallen, daß die Kopten sich des Beyspiels ihrer Väter bedienen, um gewisse Gebräuche zu bestätigen. Sind wir denn, sagen diese Völker, klüger, als unsere Vorfahren? Sie haben geglaubet, was wir glauben. Warum wollten wir es denn nicht ihnen nachthun? *). Die Mißionarien, die Jesuiten, die nazaräischen Mönche beschweren sich sehr über diese Reden, die sie für die äußerste Zuflucht ansehen, welche die Unwissenheit findet. Nichts, schreyen sie, ist vermögend, diese, durch die Hartnäckigkeit aufgeworfene Schanze zu erobern. Es ist dieses ein Schild, durch welchen kein Pfeil einer vernünftigen Vorstellung durchdringen kann.

Ich möchte doch diese Mißionarien gerne fragen, auf was sie die Hälfte, oder gar drey Viertheile von ihren Gebräuchen und Gewohnheiten gründen. Sie würden mir ohnstreitig die Tradition als den Grund dazu angeben. Niemand beruft sich darauf mehr, als die nazaräischen Papisten. Dieses ist allemal ihr Hauptgrund, durch dessen Vermittelung wickeln sie sich aus allen schlim-

*) Relation de l'Egypte par M. Mallet. P. II. p. 63.

schlimmen Händeln heraus. Das allerschwerste ist mit Hülfe der Ueberlieferung leicht deutlich zu machen. Was ist dieses nicht für eine Ungerechtigkeit, daß man andern die Vorrechte, die man sich selbst in so reichem Maase bewilliget, nicht gestatten will? Nicht doch! In Europa soll es erlaubt seyn, eine Gewohnheit, sie sey auch noch so lächerlich, für gültig, ja für heilig zu erklären, sobald sie durch die Alten gebilliget worden ist? Und in Afrika soll es bey Strafe, als roh, und halsstarrig angesehen zu werden, untersagt seyn, also zu denken? Man zeige mir doch den Grund von diesem Vorrechte, und ich will sogleich, der Meynung der Nazaräer beyzutreten, mich bereit finden lassen. Biß dahin beklage ich sowohl sie, als die Kopten wegen ihrer Verblendung. Ich hege sogar gegen die Europäer mehr Verachtung, weil sie an andern das Lächerliche ihrer Meynungen gewahr werden, und dadurch nicht klug werden wollen.

Indessen ist es wahr, mein werther Monceca, die Kopten sind verachtungswürdige Leute. Sie treiben sogar mit ihrer Religion eine schändliche Wucherey. Es finden sich viele, die um ein geringes Geld zu der Nazaräischen Gemeine treten, und sie wieder verlassen, sobald der Bewegungsgrund des Eigennutzes, und der Hofnung verschwunden ist. Es geht unter ihnen ein Sprüchwort dieses Innhalts im Schwange: Wo ich kein Geld verdienen kann, trete ich zu keiner Religion. Maphis Fello, maphis Que-

nisse *). Mit den Bekehrungen der Kopten hat es eben die Bewandniß, als mit dem Kriegsdienste der Schweitzer: Wo kein Geld ist, da dient kein Schweitzer. Mam mag ihnen vorstellen, wie man will, daß sie wiederum in die Ketzerey gerathen werden; Sie kehren mit gelassenem Muthe zu ihrer alten Kirche zurück. Zur Ursache führen sie an, daß sie es solange, als man sie bezahlt habe, mit der Römischen Kirche gehalten hätten; mehr zu thun, wären sie nicht verbunden. Hieraus kannst du von dem Nutzen, und Fortgange dieser, in Europa so gerühmten, Mißionen urtheilen. Alle daselbst befindlichen Franken **) gestehen, es sey nie ein Kopte außer seiner Religion gestorben, und sie würden über lang oder kurz alle wiederum zu derselben zurück kehren. Wenn man den Haß und die Verachtung betrachtet, die sie gegen den Glauben der nazaräischen Europäer hegen, so wäre es so gar lächerlich, wenn man denken wollte, es könne anders werden. Von ihrer zartesten Jugend an unterhält man sie mit lauter Reden zum Nachtheil der Religionen, die der ihrigen zuwider sind. Man bringt ihnen verhaßte Begriffe von allen fremden Lehrsätzen bey, und es ist ihnen unmöglich, jemals diese Vorurtheile zu überwältigen.

In Europa kann man den Verstand unterweisen. Die Wissenschaften tragen vieles bey, die Vernunft von dem Joche, das sie gefangen hält,

*) Eben das. S. 109.

**) Also heisen die Egypter alle zu ihnen kommenden Europäer. Uib.

hält, loß zu machen. Durch Nachsinnen lernt man zweifeln, und der Zweifel leitet natürlicher Weise zur Untersuchung der Wahrheit. In Egypten giebt die grobe Unwissenheit den Vorurtheilen neue Stärke: Sie macht dieselben unüberwindlich. Und da Aberglauben nnd Unwissenheit allezeit mit einander in Vereinigung stehen, so sind die allerlächerlichsten Erzählungen und abentheuerlichsten Gebräuche in den Augen dieser verblendeten Leute Wunderdinge.

Die Kopten glauben so, wie die Nazaräer, ihre Priester haben, wenn sie gewisse Worte aussprechen, die Kraft, alle Sünden zu tilgen. Indessen beichten sie ihnen nicht so einzeln wie jene, ihre Fehler, sondern lassen es daran genug seyn, daß sie sich überhaupt beganger Sünden mit Gedanken, Worten und Werken schuldig geben. Alsdenn spricht der Priester das Wort Allachieramar *) aus, und die Ceremonie wird vermittelst einer kleinen Summe Geldes, das der von allen Sünden gereinigte, demjenigen giebet, der ihm diesen Dienst gethan hat, vollendet. Die koptischen Priester sind eben so geitzig, und uneigennützig, als die europäischen Mönche. Es hat das Ansehen, als sey dieses Laster mit diesem Stande unzertrennlich verbunden.

Die Kopten halten eine sehr strenge Fasten, und eben so, wie wir. Sie eßen des Tages nur einmal, wenn die Sonne untergegangen ist. In den Kirchen stehen Bilder, doch werden sie nicht angebetet. Sie betrachten dieselben bloß, als Denk-

*) Dieses Wort bedeutet: Gott vergebe dir.

Denkmale, der ehemals geschehenen Sachen. Ich muß es dir gestehen, daß ich die Bilder nicht verwerfe, so lange man sie zu nichts anders braucht. *) Gott hat uns in seinem Gesetze weiter nichts verboten, als daß wir sie nicht bis zur Abgötterey verehren sollen. **) Er hat nicht nur keine Verordnung gegeben, daß man in Privathäusern keine Bilder haben solle, sondern er hat vielmehr erlaubt, sie in dem Tempel und sogar in dem Allerheiligsten aufzustellen, weil man darinnen zween Cherubim auf die Bundeslade setzte. ***)

Die

*) Ich bitte meine Leser, sorgfältig zu prüfen, ob es auch recht ist, daß die Feinde des Aaron Monceca diesem Juden Schuld gegeben haben, er sey ein Bilderstürmer, und gar zu großer Widersacher der Bilder.

**) Die Kirchenväter, welche den Bilderdienst vertheidiget haben, bedienten sich zum Beweise ihrer Sache der Bilder, die im Tempel aufgestellt waren. Unterdessen bleibt noch eine Schwierigkeit übrig, welche ihre Widersacher ihnen entgegen setzen; daß man nemlich diese Bilder nicht im mindsten verehrte.

***) Johannes Damascenus hat in seiner Vertheidigung der Bilder diesen besondern Umstand nicht vergessen. Quid autem dicis? Arcam illam, vrnam, Propitiatorium, non manibus esse affabre confecta? Non esse opera manuum hominum? Non vti censes, ex ignominiosa et aspernabili materia exsculpta sunt? Quid autem tabernaculum illud omne? Nonne imago erat? Nonne vmbra et exemplar? Was sagst du aber? war jene Bundeslade, das Krüglein, der Gnadenstuhl, nicht mit Händen künstlich verfertiget?

Waren

Die Bilder sind redende Kennzeichen, welche die Begebenheiten vergangener Jahrhunderte, oder unserer Zeiten den Augen darstellen. Ich glaube nicht, daß man jemals den Gebrauch der geistlichen Bücher verdammet, und sie aus den Tempeln verbannen will. So bald man ein Gemälde als ein Buch ansieht, daß es also zu weiter nichts dient, als das Herz zu erbauen, indem es die Handlungen berühmter und frommer Leute dem Gedächtnisse aufs neue vorhält, so kann der Gebrauch desselben nicht anders, als gut seyn. Es giebt viele Nazaräer, die nicht lesen können. Sie würden von vielen heiligen Geschichten, die zur Erbauung dienen, ohne den Beystand der Gemählde und Bilder, welche die Bücher der Unwissenden sind, nichts wissen. Ich kann also den übertriebenen Eifer vieler Leute nicht billigen, die für großer Andacht Stücke der Bildhauer- und Malerkunst, welche die Bewunderung aller Kenner verdienten, zerbrochen, zernichtet, und umgeworfen haben. In Ungarn, und in einigen nordischen Ländern, wo ich herumgereißt bin,

> Waren es nicht Werke von Menschenhänden? Sind sie nicht, wie du selbst meynst, von geringen und armseligen Holze geschnitzt? Was stellt ferner jene ganze Stiftshütte für? War sie nicht ein Bild? Nicht ein Schatten, und Muster? Io. Damascenus Apolog. pro Venerat. Sanct. Imag. L. III. p. 78. Eben dieser Kirchenvater hatte ein wenig zuvor gesagt: Iubet autem (deus), vt exsculpent similitudinem Cherubim. Gott befiehlt aber, sie sollen das Bild der Cherubim schnitzen.

bin, habe ich die traurigen Würkungen dieses Hasses der Bilder wahrgenommen. Indessen hat allerdings diese Wuth, wodurch die grobe Unwissenheit der Gothen wiederum erneuert werden sollte, gänzlich aufgehört. Die Nazaräer, welche heut zu Tage die Bilder aus ihren Kirchen ausschließen, verwerfen nur den Dienst, den man ihnen erweiset, und leiden sie nur deswegen nicht unter ihren Religionsgebräuchen, weil zu besorgen ist, es möchte der gemeine Pöbel, der sogar leicht zum Aberglauben sich verleiten läßt, abgöttisch werden, ohne daß er denkt, daß er es sey.

Es hat seine völlige Richtigkeit, daß gewisse papistischen Nazaräer die Bilder nicht anbeten, und glauben, ihre Religion gebiete ihnen weiter nichts, als sie für solche Dinge anzusehen, die sie durch die Begriffe, welche sie ihrer Einbildungskraft vorlegen, zur Frömmigkeit ermuntern sollen. Hingegen ist auch dieses ganz gewiß, daß nur vollkommen gründlich unterwiesene Personen sich, was diese Sache betrift, in den gehörigen Schranken halten. Der gemeine Pöbel hat einen ganz ausserordentlichen Hang zur Abgötterey, sonderlich die, deren roher Verstand die bloße Ehrerbietung von der göttlichen Verehrung nicht unterscheiden kann. Mancher Bauer ließe sich um das Stück Holz, welches den heiligen Schutzherrn seines Dorfs vorstellt, in Stücken zerhacken. Er hält mit ihm sehr lange Unterredungen. Er bittet bey ihm um eine reichliche Erndte: Er verspricht ihm dagegen allerhand Gaben und Opfer. Er ist

würk-

würklich überzeugt, daß in diesem Holze eine übernatürliche Kraft steckt.

Die Schelmerey der Mönche, die von Zeit zu Zeit diese und jene Wunderwerke den Leuten erzählen, vergrößert den Irrthum des gemeinen Volks noch mehr. Bald hat, wie sie sprechen, ein gewisses Bild geredt, bald hat ein anderes die Augen bewegt, oder Blut geschwitzt *). Heißt das nicht, die Leute bereden, es befinde sich in diesen Bildsäulen etwas göttliches, etwas übernatürliches? Heißt das nicht, die Leute zur Abgötterey reitzen, und verführen? Und wo ist ein Bauer, der in der festen Ueberzeugung, daß diese oder jene Bildsäule etlichemal geredt habe, sich nicht vorstellt, weil sie den Gebrauch der Stimme hat, so müsse sie ohne Zweifel auch hören kön-

 nen?

*) Der Jesuit Premare erzählt uns in dem zweyten Bande der erbaulichen Briefe, S. 64. eine von den allerungereimtesten Fabeln: Jesus Christus habe sich nemlich so sehr betrübt, da er den Todt des H. Franz Xaverius vorausgesehen, daß seine Bilder darüber Blut geschwitzt haben. „Der H. Xaverius, „sagt dieser Schriftsteller, predigte in Indien zehen „Jahre lang das Evangelium. Zum Andenken dieser zehen Jahre verrichtet man zehen Freytage hinter einander diesem großen Heiligen zu Ehren, einige Gebete, oder andere andächtige Handlungen. „Diese Andacht hat man auf den Freytag gesetzt, „weil nicht nur der H. Xaverius auf der Insel Sancian an einem Freytage den 2ten des Christmonats „1552 starb, sondern auch, in dem letzten Jahre seines Lebens, das Crucifix in der kleinen Schloßkapelle des H. Xaverius alle Freytage haufenweise „Blut geschwitzt hat. Dieses ließ nicht eher nach, „als nach seinem Tode.„

nen? Nunmehr ist also dieses Bild nicht ein bloßes Merkmal, woran er wiederum das Andenken von der Bildung eines frommen Mannes erneuert. Nun ist es ein halber Gott, dem er eben diejenigen Gelübden widmet, die ehemals ein Heyde dem Merkur, oder der Juno widmete. Auf solche Weise verkehrt der Geitz der Mönche, die manches Bild sehr in Ansehen bringen wollen, damit sie die Bilder ihrer Nachbarn verächtlich machen, und allen Vortheil nach ihrem Tempel ziehen mögen, eine Gewohnheit in eine Sünde, die an sich selbst gottesfürchtig, und zur Erbauung der Menschen nützlich ist.

Was ich dir hier schreibe, dürfte freylich wohl nicht nach dem Sinne aller unserer Brüder seyn. Sie möchten sich wohl vielleicht daran ärgern, und glauben, ihre Synagogen würden verunheiliget, wenn sie darinnen Bilder und Gemählde aufhiengen. Indessen bedenke, daß wir, bey unserm Ausgange aus Egypten, von einem abgöttischen Volke weggiengen, daß wir gar zu geneigt seyn konnten, in dessen Irrthümer zu gerathen, daß wir noch nicht hinlänglich wider die Abgötterey verwahrt waren, wie dieses zur Gnüge an dem güldnen Kalbe erhellet, das unsere Väter in der Wüsten aufrichteten: Alsdenn wirst du dich nicht mehr über die kluge Vorsicht wundern, die Moses brauchte, um alles, was uns nur etwan im mindsten zu solchen Vergehungen verleiten konnte, zu entfernen. Wie glücklich wären alle Völker, wenn sie einen so weisen Anführer hätten!

Bleibe

Bleibe gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt, und glücklich.

Cairo.

Der zwey und achtzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und alten Rabbi von Constantinopel.

Ich habe, mein werther Isaak, deinen Brief von den Sitten und Gebräuchen der Kopten, als Nachkommen der alten Egypter, empfangen. Ihr Verfall erinnert mich an den Verfall der Griechen, Römer und Carthaginienser. Ich kann gar nicht begreifen, wie diese vier ehemals so berühmten Völker die allergeringsten und verächtlichsten in der ganzen Welt worden sind.

Die Egypter waren die Ersten, welche die Wissenschaften und Künste wußten und verehrten. Wir wissen von keinen so alten Gebäuden, als jene berühmten Pyramiden sind, die von der Grösse derer, welche sie haben erbauen lassen, und von der Känntniß in der Baukünst derer, die sie gebauet haben, deutliche Beweise abgeben. Indessen wußte man vor zweytausend Jahren eben so wenig, als heut zu Tage die Namen derer, welche diese prächtigen Denkmale errichtet haben. Hieraus kannst du schließen, wie alt sie seyn müssen. Die Egypter setzten ihr Alterthum weit hin-

auf in die Zeiten vor der Sündfluth. Da aber die heiligen Bücher unserm Glauben Gränzen setzen, so hat es das Ansehen, daß die Pyramiden wenige Jahre nach der Sündfluth errichtet worden sind.

Dieser Meynung ist, wie es scheinet, eine einzige Einwendung zuwider. War wohl damals Egypten so sehr bevölkert, daß diese Leute so grosse Gebäude unternehmen können, wozu so viele Hände, und so viele Arbeit vonnöthen waren? Die Gegenden um den Tigris und Euphrat waren die ersten Länder, wo die Nachkommen der Kinder des Noah wohnten, und Egypten bekam erst nach der Zeit seine Einwohner.

Es giebt Leute, welche behaupten, die Pyramiden könnten schon vor der Sündfluth gestanden haben. Diese Meynung aber ist vielen Schwierigkeiten unterworfen, und es scheinet, sie habe bloß das unbekannte Alterthum eben dieser Pyramiden vor sich.

In den allerältesten Zeiten giengen die Wissenschaften schon bey den Egyptern im Schwange. Sobald man anfängt, sie kennen zu lernen, wird man auch bey ihnen Merkmale gewahr, welche das Alterthum einer Nation andeuten. Man findet einen wohleingerichteten Gottesdienst und Religion, Gesetze und Gebräuche, die nicht neuerlich erst eingeführt zu seyn scheinen.

Die Priester dieser Nation sind die ersten Weltweisen gewesen. Man behauptet, sie hätten einen allerhöchsten Gott, ein einziges ganz vollkommnes Wesen erkannt. Doch ich glaube,

daß

daß sie nie den mindesten wahren Gedanken von der Gottheit gehabt, und daß die Menschen von dem Augenblicke an, da sie in die Abgötterey vertiefet wurden, sie möchten in einem Lande wohnen, wo sie wollten, weiter keinen richtigen Begriff von Gott gehabt haben. Wenn ich von Menschen rede, so verstehe ich auch die allerweisesten. Darunter begreife ich die egyptischen, griechischen und römischen Weltweisen. Die erstern glaubten zwo erste und ewige Gottheiten, die Sonne und den Mond, welche die ganze Welt regierten. Sie glaubten, der ganze Körper der Natur sey von dem Körper dieser zwey Gestirne gebildet. Der Geist, das Feuer, das Trockne, und das Feuchte wären Theile oder Glieder dieses Körpers *). Es hat dieses mit den Lehrsätzen des Spinoza eine große Aehnlichkeit. Daher war auch der Lehrbegrif dieses abgefallnen Juden fast einerley mit dem Lehrbegriffe aller alten Weltweisen, welche es durch verschiedne andre, darunter gemengte, falsche Sätze verwirrten. Wenn man es so weit bringt, daß man diesen Mischmasch von falschen und unbestimmten Gedanken aus einander setzt, so findet man, daß die Heyden, welche gesagt oder geglaubt haben, es sey nur eine einzige Gottheit, dieses so verstunden, daß sie erkannten, es sey nur eine einzige Welt. Folglich

*) Ideoque totum Naturae vniuerſae corpus Sole et Luna conſummari: cuius partes jam indicatae, ſpiritus, ignis, ſiccitas, humor, et aëria tandem natura; e quibus, vt in homine, caput, manus, pedes, et alias partes numeramus, eodem modo corpus mundi conſtat. Diodor. Sicul. L. II. C. 2.

war der Gott, den sie glaubten, ein aus 100000 verschiednen Göttern zusammengesetzter Gott. Denn alles Körperliche hat nothwendiger Weise Theile, und folglich ist es theilbar. Demnach hätte jeder Theil, der die Gottheit ausmacht, selbst ein Gott seyn müssen. Denn was für ungereimte Folgen würden daher entstehen, wenn man sagen wollte, ein göttliches Wesen sey aus nicht göttlichen Theilen zusammengesetzt? Es würde eben so seyn, als wenn man behaupten wollte, eine denkende Materie, wenn es anders dergleichen gäbe, sey aus nicht denkenden Theilen zusammengesetzt.

Man kann nicht sagen, daß irgend ein alter Weltweise jemals von dem geistischen Wesen Gottes etwas gewußt habe *). Bis auf diese Stufe der richtigen Einsicht hat sich keiner in die Höhe schwingen können. Plato ist der einzige, welchem der Umgang mit den Juden einigen Begriff von der Unkörperlichkeit Gottes beygebracht hat. Und doch kann man noch nicht sagen, er habe sie wahrhaftig erkannt. Von den übrigen Weltweisen hat keiner das, was er davon gesagt hat, angenommen. Sie haben es als etwas Unverständliches, das der Vernunft, und dem Lichte der Natur widerstreitet, verworfen. Wenn Cicero die verschiedenen Meynungen der Weltweisen von dem Wesen Gottes prüfet, so nimmt er sich nicht die Mühe bey der Prüfung der platonischen Meynung sich lange aufzuhalten. Er hat, spricht er,

*) S. die Memoires Secrets de la Republique des Lettres Lett. V. Diese Sache ist darinnen weitläuftig abgehandelt.

er, Gott ohne Körper vorgestellt, und seinen Vortrag kann niemand begreifen *). Doch Plato selbst hat sich die Gottheit nicht anders, als auf eine körperliche Weise vorgestellt. Und die geistische Natur, die er ihm beylegt, ist nichts weiter, als eine Art eines Wesens, das aus einer zarten und dünnen Materie besteht, die nach seinen Gedanken der Stoff zu allen erschaffenen Dingen gewesen ist. Wie soll man außerdem sein äußerliches, und mündlich vorgetragenes (προφορικὸς) Wort erklären, welches nach der Meynung dieses Weltweisen weiter nichts ist, als das Wesen, welches Gott aus seinem Schooße hervorbrachte, oder welches er zeugete, um die Welt zu bilden. Erkennet man nicht daran einen körperlichen Gott, der aus seinem Busen einen Saamen hervorbringt? Wenn die Welt ein Theil von dem Wesen Gottes ist, wie Plato vorgiebt, der Anfangs einen obersten Gott, hernach den sichtbaren Gott, den Diener des unsichtbaren Gottes und Schöpfers der Welt, als der dritten Gottheit, annimmt, werden hernach nicht so viel Götter, als Theile in der Materie sind? Ist dieses aber nicht ein roher Entwurf von dem Lehrgebäude des Spinoza?

Ich glaube, mein lieber Isaak, daß Gott, so bald die Menschen in die Abgötterey gerathen waren, seinen Geist ihnen und ihren Nachkommen gänzlich entzog: Sie hatten nicht weiter die ge-

*) Quod Plato sine corpore Deum esse censet, id, quale esse possit, intelligi non potest. Cic. de Nat. Deor. L. I.

ringste wahre Erkänntniß von der Gottheit: Alle Begriffe, die sie sich davon machten, rührten bloß von einem übrig gebliebenen Andenken dessen her, was ihnen ihre Väter von einer Gottheit, von welcher sie abtrünnig worden waren, hinterlassen hatten.

Ich weiß, daß dieser Satz auf eine Meynung führet, nach welcher wir von Gott keinen angebohrnen Begriff haben. Jedoch ich glaube, man dürfe diese Frage nur aufmerksam betrachten. Sogleich wird man überzeugt werden, daß die Seele keinen angebohrnen Begriff von der Gottheit in sich selbst habe, und die Erkänntniß davon bloß durch reifliches Nachsinnen erlangt, welches sie anstellt, wenn sie im Stande ist über die grossen Wunder nachzudenken, von welchen sie leicht begreift, daß sie durch niemand anders, als durch ein höchstes, und vollkommnes Wesen gewürket werden konnten. Hätte die Seele von der Gottheit einen angebohrnen Begriff, so könnte er nicht irrig seyn, und die, von der Hand des Allmächtigen eingedrückten, Kennzeichen könnten nicht wiederum verlöscht werden. Allein, anstatt zu sehen, daß die Heiden einen Begriff gehabt haben, der demjenigen gemäß ist, den man von einem wahren Gott haben soll, so müssen wir über die Irrthümer, in welche sie gerathen sind, erstaunen. Man trifft noch heut zu Tage viele Völker an, welche die allerverächtlichsten Dinge anbeten. Auf diese Gründe, die ich für unumstößlich achte, antwortet man gemeiniglich, Gott präge durchgängig einen Begriff von sich

dem

dem menschlichen Herzen ein: Aber der Mensch verderbe ihn hernach durch unrechte Anwendungen. Wahrhaftig, lieber Isaak, dieses klingt sehr erbärmlich. Denn kann man wohl etwas Unnützeres finden, als solche abstrakte Begriffe? Sonst setzen abstrakte Begriffe voraus, daß man schon Gegenstände gekannt hat, die einander ähnlich sind, und in einem gewissen Verhältnisse unter einander stehen. Die Abstraktion aber, oder Absonderung in Gedanken findet bey einem Begriffe keine Statt, der rein und einfach seyn soll, folglich auch nicht bey dem Begriffe von der Gottheit.

Es ist ungereimt zu sagen, Gott ertheile uns einen Begriff, der dem Wesen, welches er uns will kennen lernen, gerade entgegen gesetzt ist: Und wenn die ausschweifenden Gedanken, welche die Heiden von der Gottheit gehabt haben, ihnen unmittelbar von der Gottheit eingeprägt worden wären, so könnte man eben so gut behaupten, die Seele bringe bey der Geburt die allerungereimtesten Gedanken mit sich auf die Welt, und sie wären ihr angebohren.

Man kann leicht beweisen, mein werther Isaak, daß, wenn unserer Seele kein Begriff von der Gottheit angebohren ist, auch sonst kein anderer es seyn könne. Wäre es der Wille des höchsten Wesens gewesen, dem Menschen gewisse Begriffe unmittelbar einzuprägen, so würde es ihm vorzüglich eine klare und deutliche Erkänntniß von der Gottheit gegeben haben, ehe es ihm Begriffe von gewissen allgemeinen Grundsätzen der Sittenlehre eingedrückt hätte. Ist

Ist es wahr, daß uns einige von diesen Grundsätzen angebohren sind, warum haben denn die Menschen von den Dingen, die das Gute und das Böse ausmachen, so verschiedne Gedanken? Woher kommt es, daß das, was in einem Lande unanständig ist, in einem andern für tugendhaft angesehen wird? Die Topinambous glauben, sie öffnen sich einen Weg zum Himmel, wenn sie sich grausam an ihren Feinden rächen. Der frömmste, und tapferste unter ihnen ist der, welcher die meisten frißt *). Die Türken, und sonderlich die Aegypter sehen Leute, die man bey den Nazaräern mit allem Rechte verbrennen würde, als Heilige an **). Sie bewilligen Ungeheuern, welche die menschliche Natur schänden, die größten Ehrenbezeigungen; Leuten, die in ihren Verzehungen weiter nichts, als die menschliche Gestalt beybehalten; Leuten, die tausendmal schlimmer, als jene Menschen, die sich das Feuer vom Himmel auf den Hals ziehen. Die Heiden glaubten, sie thäten ihren Göttern einen Dienst, wenn sie ihnen viele Nazaräer opferten. Die Portugiesen ehren in ihren Gedanken die Gottheit, wenn sie unsere Brüder zum Feuer verurtheilen. Die Molis-

*) Jean de Lerry Cap. XVI.

**) Audiuimus haec dicta et dicenda per interpretem Mucrelo noſtro inſuper ſanctum illum, quem eo loci vidimus, publicitus apprime commendari, eum eſſe ſanctum, diuinum, ac integritate praecipuum eo, quod nec feminarum vnquam eſſet, nec puerorum, ſed tantummodo aſellarum concubitor atque mularum. Beaumgarten. L. II. C. I. p. 73.

Molinisten martern die Jansenisten, um dedurch Gott ein Opfer zu bringen. Die Druſen von dem Berge Libanon heyrathen ihre Töchter, und an einem Tage im Jahre vermiſchen ſie ſich, ohne Unterſchied, einer mit des andern Frau *). Wie hält es nun, mein werther Iſaak, mit den angebohrnen Grundſätzen der Sittenlehre? Wo findet man jene allgemeine Uebereinſtimmung, welche alle Völker nach dem Vorgeben derer, welche dieſe Begriffe behaupten, eben dieſen Begriffen zugeſtehen? Dieſes iſt ihr ſtärkſter Beweis. Da aber die Erfahrung wider ſie iſt, ſo müſſen nothwendig alle ihre philoſophiſchen Schlüſſe verſchwinden. Dieſes heißt vergebliche Worte machen, wenn man eine Sache leugnen will, die jedermann bekannt iſt, der ſich die Mühe nehmen will, darauf Achtung zu geben.

Gewiſſe Leute denken, die Meynung von angebohrnen Begriffen ſey zum Beweiſe von dem Daſeyn Gottes nützlich und nöthig. Sie ſind darüber verdrüßlich, daß man einen Beweis, den ſie gegen die Gotteslängner für unwiderſprechlich achten, verwirft. Sie ſagen, ſobald man beweiſe, daß ſich in der Seele angebohrne Begriffe befinden, zwinge man die Freygeiſter das Daſeyn Gottes einzuräumen: Denn wenn die Seele bey der Geburt den Begriff von Gott mit ſich auf die Welt bringe, ſo müſſe nothwendig Gott ſelbſt dieſen Begriff in ſie eingedrückt haben. Wer alſo ſchließt, beſinnt ſich nicht, daß er etwas, worüber noch geſtritten wird, als einen Grundſatz annimmt.

*) S. Beſpier Remarques ſur Ricaut. T. II. p. 649.

nimmt. Denn die Spinozisten leugnen diese Begriffe, und die Zeit, die man anwendet, die Wahrheit davon zu beweisen, wird mit einem bloßen Wortstreite verschwendet, der nicht das mindste aufklärt. Wendet man sich hingegen sogleich zu wesentlichen Gründen, so bringt man es mit leichter Mühe dahin, daß man Leute überzeuget, die in ihrer Verblendung etwas leugnen, wovon man ihnen eben so leicht, als von ihrem eigenen Daseyn sichere Beweise vorlegen kann.

Ich glaube nicht, daß ein Gottesleugner seine Thorheit so weit treiben wird, daß er sich unterstehet, zu behaupten, er sey von Ewigkeit her gewesen. Es muß also nothwendig vor ihm schon etwas gewesen seyn; Und wenn man noch weiter zurückgeht, so muß schon von aller Ewigkeit her etwas vorhanden gewesen seyn. Denn dieses wäre ganz gewiß die allergrößte Thorheit von der Welt, wenn jemand behaupten wollte, ein Nichts könne ein würklich vorhandenes Wesen hervorbringen. Nun muß dasjenige Wesen, das von ewigen Zeiten gewesen ist, nothwendiger Weise allmächtig seyn, weil es die Quelle, und die Grundursache aller andern Wesen ist, und diese von jenem alle ihre Kräfte und Vermögen besitzen. Vermöge einer nothwendigen Folge muß dieses erste Wesen auch weise seyn; Denn der Mensch fühlt, daß er selbst ein weises Wesen sey. Woher hätte er aber seine Weisheit hergenommen, er, der von einem ewigen Wesen geschaffen worden ist, woferne er sie nicht von eben diesem ewigen Wesen erhalten hätte? Folglich kann dieses ewige Wesen nicht anders, als nicht nur allmächtig, sondern auch allweise seyn.

Was

Was braucht man eben angebohrne Begriffe, um das Daseyn Gottes, und zwar auf eine Unwidersprechliche Art zu beweisen? Was ist ein ewiges, allmächtiges, allweises Wesen anders, als ein Gott?

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, lebe vergnügt, glücklich, und in dem ersprießlichsten Wohlergehen.

Paris.

Der drey und achtzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Ich bin gestern ein Zuschauer eines Schauspiels gewesen, dergleichen ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte. Der Ritter von Maisin nahm mich mit sich auf den Ball in der Opera. Es ist dieses eine Gesellschaft, die einem Philosophen 30 Jahre hinter einander Stoff zum Nachdenken an die Hand geben kann. Ich will mich bemühen, dir den vollständigsten Begriff, der mir nur möglich ist davon zu geben. Du weißt bereits, wie die Bauart der Schauplätze beschaffen ist. Du hast in Wien etliche gesehen, die mit den Pariser viele Aehnlichkeit haben. Man vereiniget den Schauplatz mit dem Platze, in welchem sich die Zuschauer befinden, den sie das Parterre heißen. Die Logen, oder kleinen Kämmergen, die um diesen

neuen, und zum Tanze bestimmten Fußboden ringsherum sich befinden, sind voll verkleideter Personen, die öfters weder zu tanzen, noch dem Tanze zuzusehen auf den Ball kommen. Sie haben eine viel wichtigere Verrichtung, die sie dahin lockt. In diesem Aufenthalte hat die Liebe zu gebieten. Sie ists, die in den liebenswürdigsten Gesellschaften der verkleideten Personen den Vorsitz hat. Unter verschiednen Arten der Verkleidung verlachen der Liebhaber und seine Geliebte die vergeblichen Bemühungen eines eifersüchtigen Ehegattens. Es ist umsonst, daß er sich ein ganzes Jahr lang qvälet. Ein einziger Opernball vernichtet alle seine vorsichtigen Anstalten. In diesem Gedränge von Masqven sieht man ein bürgerliches Frauenzimmer für eine Gräfinn, einen Handelsdiener für einen großen Hofmann an. Hier in diesen Versammlungen machen Liebe, Freude und Ergötzlichkeiten alle Menschen einander gleich.

Die Pariser bezeugen für jeden, der eine Larve über dem Gesichte trägt, sehr große Ehrerbietung. Der oft bey solchen Gelegenheiten vorgefallene Misverstand, macht sie sehr vorsichtig. Verhielte man sich nicht so sehr behutsam, so würde man es öfters in der Achtbarkeit, die man vornehmen Personen schuldig ist, versehen, in der Einbildung, man habe mit gemeinen Leuten umzugehen, und vertraulich zu reden.

Die Vorsicht, zu welcher eine solche Verkleidung die Leute verbindet, veranlaßt sehr oft die allerscherzhaftesten Begebenheiten von der Welt in einem Lande, wo drey Viertheile von den Einwohnern

wohnern sich mit zärtlichem Umgange und mit der Liebe beschäftigen. Eine junge Frau, deren mürrischer Ehemann wegen seines eigensinnigen Betragens verdiente, daß es ihm, wie vorzeiten dem unglücklichen Vulcan gieng, erwartete die bequeme Gelegenheit eines Balls, um einem Liebhaber, den sie liebte, sich gefällig zu erweisen. Sie wurde durch ihren eifersüchtigen Ehemann unaufhörlich eingeschränkt, und gehütet. Daher sahe sie sich genöthiget, ihre Zuflucht zu außerordentlichen Mitteln zu nehmen, um sich von seinen Verfolgungen zu befreyen, und seine Vorsicht zu hintergehen. Sie schrieb an ihren Geliebten, daß sie sich in einen grünen Domino verkleidet einfinden, und in die dritte Loge zur rechten Seite des Schauplatzes setzen würde. Der Liebhaber erwartete mit unglaublicher Ungeduld den zu der Zusammenkunft bestimmten Augenblick. Sobald es eilf Uhr schlug, so flog er mehr nach dem Opernhause, als daß er lief. Wie er in den Saal hinein trat, so sahe er sich nach der dritten Loge um, und wurde darinnen eine in grünem Domino verkleidet, Person gewahr. Er bildete sich ganz gewiß ein, es wäre seine geliebte Gebieterinn. Er redte sie sehr lebhaft an, und sagte ihr das allerzärtlichste, was nur immer die Liebe einzugeben pflegt. Die verkleidete Person schwieg, und gab ihm nicht die mindste Antwort. Der Liebhaber gerieth über dieses kaltsinnige Bezeugen in Verwunderung, und beklagte sich über eine Gleichgültigkeit, die er nicht verdienet hatte. Was sollt dieses bedeuten, sagte er zu ihr? Ist dieses der glückliche

Augenblick, den ich so oft gewünscht habe? Haben Sie, meine Wertheste, mir die Nachricht, daß Sie auf den Ball kommen wollten, nur deswegen gegeben, damit Sie das Vergnügen haben möchten, mir das Herz zu durchbohren? Laßen Sie sich, Madame, zum Mitleiden bewegen! Womit habe ich Ihr Misfallen mir zugezogen? Sie sagen gar nichts? O! dieses Stillschweigen bringt mich zur Verzweifelung. Zur Vergeltung für eine so ausnehmende Liebe = = =. Der Nazaräische Herr würde seine Klagen noch weiter fortgesetzt haben; Allein er wurde durch ein heftiges Gelächter der verkleideten Person, mit welcher er redte, daran gehindert. Er wunderte sich darüber ganz erstaunend. Allein noch größer wurde diese seine Verwunderung, da das lachende Frauenzimmer die Larve abzog. Er wurde in derjenigen Person, die er für seine Geliebte gehalten hatte, seine eigne Ehegattinn gewahr. Seine Bestürzung gieng gar bald vorüber. Die Untreue ist in Frankreich nicht eben etwas so gar seltsames. Weit gefehlt, daß ein flatterhafter Ehemann ein Phönix seyn sollte. Der gegenwärtige lachte über sich selbst, daß er an die unrechte Person gekommen war, und suchte auf dem Balle, was er nicht gleich im Anfange hatte finden können. Seine Frau hatte sich eher, als seine Geliebte, auf dem Opernsaale eingefunden. Sie hatte den Platz eingenommen, wo er diese letztere antreffen sollte. Daher hatte dieselbe sich genöthiget gesehen, anders wohin zu gehen, und die

Aehnlichkeit der Verkleidung hatte diesen Liebhaber zum Irrthume verleitet.

Diese Begebenheit habe ich von dem Ritter von Raisin erfahren. Er hat mir noch eine erzählet, die nach meinen Gedanken noch spaßhafter ist. Ein Generalpachter hatte seine Geliebte auf den Ball geführt. Er vermuthete nicht, daß er einen Nebenbuhler hätte; allein er betrog sich. Ein Hauptmann unter den Dragonern, war der vorzügliche Liebhaber. Jener war nur glücklich, in wieferne er die ihm bewilligte Gunstbezeugung theuer bezahlte. Die Schöne machte sich das Gedränge der Masquen zu Nutzen, schlich sich davon, und brachte eine Viertelstunde in einer Miethkutsche mit dem Officier zu. Diese Miethwagen sind für Liebsleute die Zeit über, da der Ball währt, ein günstiger Aufenthalt. Der Generalpachter fühlte in sich eine Sehnsucht, seine Leidenschaften zu befriedigen. Er glaubte, der kürzeste Weg, sich von dieser Versuchung los zu machen, sey dieser, wenn er sich ihr unterwürfe. Er suchte seine Geliebte auf dem Balle, und glaubte, sie unter einem Gedränge von Masquen wahrzunehmen. Er reichte ihr die Hand, und that ihr den Antrag, mit ihm zu gehen. Sie ließ sich dieses gefallen, und folgte ihm, ohne zu antworten. Der Generalpachter war bereits auf der Saaltreppe, da er den Dragonerhauptmann mit seiner Liebste wiederkommen sahe, die ihre Larve noch nicht vor das Gesicht genommen hatte. Du kannst dir leicht, mein werther Isaak, vorstellen, wie sehr er sich entsetzte. Hundertmal verfluchte er den Ball, den

Opernsaal, den Dragonerhauptmann, seine Geliebte, und sich selbst. Er entsagte von nun an allem Umgange mit dieser Treulosen. Die Neugier trieb ihn, daß er wissen wollte, wer das Frauenzimmer wäre, die sich so bereitwillig finden ließ, ihm zu folgen. Er fand an ihr eine von den öffentlichen Buhlschwestern, die einem jeden, der es verlangt, sogleich unverweigerlich zu Diensten stehen.

Selten vergeht ein Ball, wo sich nicht eine sonderbare Begebenheit zuträgt. Dergleichen Ergötzlichkeiten werden durch eine Menge von Zufällen, wozu die Liebe und die Eifersucht Anlaß geben, merkwürdig. Diese Tage, oder vielmehr diese Nächte des Vergnügens sind für Ehemänner und für Eltern sehr nachtheilig, wenn sie gleich ihre Weiber, und Töchter noch so sorgfältig hüten. Die Freyheiten des Tanzes, und die Vortheile der Larve betrügen die allersorgfältigsten Wächter.

Solche Gesellschaften haben mit jenen alten heydnischen Festen in den Tempeln von Cithera und Paphos viel ähnliches. Wenigstens glaube ich ganz sicher, daß man der Göttinn der Liebe hierbey eben so viele Gelübden und Opfer darbringt.

Solltest du wohl glauben, mein werther Isaak, daß in einem Lande, wo Zärtlichkeit und Liebe so sehr überhand genommen haben, die Reichthümer fast allezeit den Ausschlag geben, wohin sich die Gunst der Schönen lenken solle? Sehr wenige sind vermögend, gegen solche Vorschläge lange auszuhalten, die von einer Menge Goldmünzen unterstützt

stützt werden. Ich bin gewiß versichert, daß sich in Paris mehr Herzen verkaufen, als verschenken. Die verheyratheten Weibspersonen wollen diese Wahrheit nicht einräumen. Sie bezeugen vielmehr äußerlich gegen solche, von welchem man vermuthet, daß sie mehr aus Eigennutze, als aus Zärtlichkeit lieben, die äuserste Verachtung. Doch oft geschicht es, daß diejenige, welche eine von ihren Nachbarinnen oder Freundinnen tadelt, sich nach demjenigen Grundsatze richtet, den sie verwirft. Seine eignen Fehler wird niemand gewahr. Die Eigenliebe deckt sie vor dem Verstande zu; man urtheilet von sich selbst lediglich so, daß man durch den Flor der Leidenschaften hindurch sieht, die den Spiegel, in welchem sich unsere Seele besieht, gänzlich verdunkeln. Auf solche Weise predigte ehemals Philipp, der König von Macedonien, seinem Sohne eine Sittenlehre, welche von der, wornach er sich selbst richtete, ganz verschieden war. Er tadelte ihn, daß er unter den Macedoniern Geld verschwendete, und warf ihm vor, er mache sich mehr auf Herzen, die sich verkauften, als auf solche, die sich verschenkten. Rechnung. (*

*) Praeclare in epistola quadam Alexandrum filium Philippus accusat, quod largitione benevolentiam Macedonum consectetur. Quae te, malum, inquit, ratio in istam spem induxit, vt eos tibi fideles putares fore, quos pecunia corrupisses? An tu id agis, vt Macedones non te regem suum, sed ministrum et praebitorem putarent? Bene ministrum et praebitorem, quia sordidum regi.

Melius

Die Menschen sind durchgängig überaus sehr bemüht, Mittel zur Entschuldigung ihrer Schwachheiten aufzusuchen. Selbst Weltweise sind von diesem Fehler, der zu Unterhaltung ihrer Laster dient, nicht befreyet. Die Weibspersonen, bey welchen die Eitelkeit sich noch weiter, als bey den Mannspersonen erstreckt, sind eben auch viel sinnreicher, Ausflüchte zu erdenken, womit sie ihr Verfahren, das gar nicht mit der Tugend übereinstimmt, bemänteln können. Wollen sie sich wegen der Untreue gegen ihre Männer entschuldigen, so heißt es, es reisse sie eine gewisse verführerische Neigung dahin, wobey sie zum Widerstande

Melius etiam, quod largitionem corruptelam dixit esse. Fit enim deterior, qui accipit, atque ad idem semper expectandum paratior. Hoc ille de filio, sed praeceptum putemus omnibus. Cic. de Offic. L. II. Philipp macht es recht, daß er es dem Alexander seinem Sohne vor übel hält, daß er sich die Macedonier durch Geschenke zu Freunden machen will. Sage mir, spricht er, wie bist du auf den Einfall gerathen, daß du meynest, diejenigen, welche du mit Gelde bestochen hast, werden dir getreu seyn? Hast du etwan die Absicht, daß die Macedonier dich nicht für ihren König, sondern für ihren Verwalter und Ausgeber halten sollen? Der Ausdruck eines Verwalters und Ausgebers ist recht gut, weil es für einen König niederträchtig ist. Noch besser aber macht er es, daß er spricht, die Beschenkung verderbe die Leute. Denn wer Geschenke bekommt, wird dadurch nur schlimmer, und bereitwilliger, eben dergleichen immerfort zu erwarten.

stande viel zu unvermögend sind. Man hat sie etwan gleich in ihrer Jugend mit einem Manne verheyrathet, dem sie nicht gut waren. Warum sollten sie denn dazu verdammt seyn, daß sie ihre jungen Jahre in Traurigkeit und Schwermuth zubringen müßten? Und wenn die Gesetze ihnen das Verlangen, welches die Natur ihnen eingiebt, als ein Verbrechen anrechnen, warum haben die Menschen solche wunderliche Gesetze gemacht?

Auf eine solche Weise findet eine Ungetreue allemal Gründe sich zu rechtfertigen. Der Buhlschwester fehlt es gleichfalls nicht an Entschuldigungen. „Ist es denn, spricht sie, so gar unrecht, daß ich „suche Leuten zu gefallen. Was schaden denn „liebkosungen, die man mir vorsagt, und Ehren„bezeugungen, die man mir erweist, meinem „Ehegemahl, so lange ich mich nicht versündige? „Darf ich etwan, weil ich verheyrathet bin, das „lob, welches ich verdiene, nicht anhören? Soll „ich von Leuten, die mir alle mögliche Höflichkeit „beweisen, weglaufen? Soll ich, um meinem „Manne zu gefallen, und seine thörichte Eifer„sucht zu beruhigen, wie eine Bärinn leben, die „in ihrer Grube steckt? Desto schlimmer für ihn, „wenn er seine Narrheit so weit treibt, daß er sich „tausend wunderliche Grillen zur Unzeit in den „Kopf setzt. Ich aber will mich wahrhaftig nicht, „um ihn wieder zur Vernunft zu bringen, bey le„bendigem Leibe vergraben.„

So rechtfertiget, und schützet eine Buhlschwester ihr Verhalten. Und warum sollte sie es auch nicht thun, da jene, die ihre Gunstbezeugungen

verkauft, eben so gut das Geheimniß sich zu rechtfertigen versteht? Sie ist jung, schön, liebenswerth; warum sollte sie sich nicht die ihr von der Vorsicht verliehenen Güter zu Nutzen machen? Die Jahre fließen vorbey, die Schönheit verschwindet, das Alter nähert sich, man ist nicht bedacht gewesen etwas zu sammlen, wovon man seine Tage in Ruhe beschließen könnte. Sobald als die rechte Zeit zu lieben vorbey ist, kommt sie nicht wieder noch einmal zurück. Ein junges liebenswürdiges Frauenzimmer, welcher wenige Glücksgüter zu Theile worden sind, sollte immerfort die Fabel von der Heuschrecke im Sinne haben. Ist sie vor dem Abschiede ihrer Schönheit nicht geschickt genug gewesen, Geld und Gut zu erwerben, so läuft sie alsdenn vergebens nach Hülfe herum.

Was nahmet ihr denn sonsten vor?
Spricht man zu ihr, wenn sie will borgen.
Erlauben Sie! Ich kützelte das Ohr,
Und sang vor jedermann, am Abend und am Morgen.
Ihr habt gesungen? gut, das freut mich sehr.
Wohlan! so bettelt auch nunmehr. *)

Nichts in der Welt ist, mein lieber Isaak, das eine Frau nicht mit allerhand scheinbarem Vorwande zu bemänteln weiß. Je mehr sie Witz hat,

*) Que faisiez-vous autrefois?
Dit-on à cette Emprunteuse.
Je chantois, ne vous deplaise,
Nuit et jour à tout venant.
Vous chantiez? J'en suis bien aise.
Eh bien, gueusez maintenant.
Aus der ersten Fabel des la Fontaine.

hat, destomehr findet sie Ausflüchte, ihre Fehltritte zu entschuldigen. Wir wollen uns demnach für diesem untreuen Geschlechte in Acht nehmen; wir wollen für ihren betrüglichen Lockungen fliehen; wir wollen sie als ein Getränke betrachten, das zwar angenehm schmeckt, aber den schädlichsten Gift in sich hält. Meine Meynung ist nicht etwan, daß ein Philosoph gar kein Gefühl haben könne, und daß es keine Frauenspersonen geben sollte, welche die Hochachtung der strengsten Philosophen verdienen. Allein es ist überausgefährlich, wenn man sich in der Wahl betrügt. Das Herz entschließt sich ordentlicher Weise vor sich selbst, und wartet nicht, bis der Verstand ihm mit gutem Rathe zustatten kommt. Es folgt blindlings der Neigung, die es hinreißt. Die Liebe entsteht in einem Augenblicke, und ist keinesweges ein Werk des langen Nachdenkens; Sie nimmt ihre Nahrung von einem gewissen innerlichen Zuge, und sehr selten von der Erkänntniß der Vollkommenheiten der geliebten Person. Sie verlöscht, ohne daß man oft weiß, warum, zu einer Zeit, da man es am allerwenigsten vermuthet.

Man hat gar oft darüber gestritten, ob ein Gelehrter, und ein Mensch, der sich den Wissenschaften widmet, sich verheyrathen solle. Man hat von beyden Seiten allerhand Gründe angeführt. Meinen Gedanken nach ist es für den, der sich der Gelehrsamkeit ergeben will, viel besser, wenn er eine völlige Freyheit genießt, als wenn er sich in eine Gattung von Sklaverey begiebt. Sie sey so

gelind,

gelind, als sie wolle, sie wird doch gewiß zu manchen Zeiten verdrüßlich. Eine Frau seyn, und gar keine Art des Eigensinnes haben ist ein Unding. Die vernünftigste ist die, welche davon am wenigsten hat. Durch die Unruhen und Sorgen der Haushaltung wird ein Philosoph in seinem Nachdenken gehindert. Er sey so arm, als er wolle, so lang er allein bleibt, kann er leicht gnung für sich haben. Lebt er aber in der Ehe, so verhält sich die Sache ganz anders. Ist er reich, so hat er noch mehr Last auf sich; die Beförderung seiner Familie, die Versorgung seiner Kinder, die Einfälle und der Stolz seines Weibes, und andre dergleichen Sachen mehr, machen ihm Mühe und Noth, er mag auch sich und seine Leidenschaften noch so sehr in seiner Gewalt haben. Ich bin versichert, daß Socrates, ohngeachtet seiner philosophischen Gelassenheit, seine Frau mehr als einmal verflucht und verwünscht hat. Glaube mir, lieber Isaak, hat er es nicht öffentlich gesagt, so hat er gewiß desto mehr im Herzen so gedacht. Wäre es in Frankreich eingeführt, seine Frau zu verkaufen, wenn man sie überdrüßig ist, gewiß, viele Gelehrten, die ich kenne, würden die Ihrige um ein geringes Geld verhandeln. Und wenn dieses Vorrecht nur blos gelehrten Leuten bewilliget würde, so könnte es kommen, daß die größten Müßiggänger in Frankreich, um desselben theilhaftig zu werden, sich gar bald um die Wissenschaften Mühe geben würden.

Bleibe gesund, werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Paris.

Der vier und achtzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaac Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Wenn ich, mein werther Isaak, in den verschiednen Ländern, wo ich herumreise, eine Anzahl glücklicher Leute, die gleichwohl unwissend sind, und mit dem Vieh um die Wette leben, erblicke, so gerathe ich in ein Nachdenken über die Mühe und Arbeit, die sich gelehrte Leute machen, um das Andenken ihres Namens auf die Nachwelt fortzupflanzen. Was für Elend, was für Verdruß hat nicht der meiste Theil von ihnen auszustehen? Das Verlangen, durch die dunkle Nacht der Jahrhunderte hindurch zu dringen, muß wirklich sehr stark seyn, daß man ihm zu Gefallen die kostbarste Zeit des Lebens, und die einzige, die man mit Wahrheit genießet, ohne Widerwillen aufopfert.

Von der kleinen Zahl der Jahre, auf welche die Natur den Lauf des menschlichen Lebens gesetzt hat, muß man die ersten funfzehen abziehen; sie

gehen entweder in der Kindheit, oder in den mühsamen Beschäftigungen der Erziehung vorbey. Sobald man über das 60ste Jahr hinaus ist, thut man weiter nichts, als daß man matt herum schleicht. Die Kräfte der Seele sowohl, als des Leibes nehmen ab, und ein Theil wird so gut, als der andere allen Schwachheiten ausgesetzt. Wenn man also von dem 16ten Jahre bis auf das 60ste Jahr rechnet, so muß man das Leben des Menschen auf 45 Jahre rechnen: Und diese so kurze, so schätzbare Zeit wird von den Gelehrten zu mühsamen, und öfters nicht sonderlich annehmlichen Beschäftigungen angewendet, wovon sie keinen andern Trost zu erwarten haben, als die Hoffnung, daß ihr Andenken auf die Nachwelt fortgepflanzt werde.

Wahr ist es, mein lieber Isaak, daß die Wissenschaften, wenn man erstlich die Schwierigkeiten, womit sie umgeben sind, überstanden hat, etwas annehmliches in sich halten. Ein Meß- und Naturkünstler achten sich, nachdem sie 20 Jahre hintereinander unaufhörlich gearbeitet haben, für sattsam belohnt, wenn sie einige, bisher unbekannte Wahrheiten entdeckt haben. Wenn sie aber das, was in ihnen vorgeht, genau untersuchten, so würden sie finden, daß die Hofnung, ihren Namen zu verewigen, sie vielmehr zu unausgesetzter Aufsuchung neuer Wahrheiten reitzet, als das bloße Vergnügen, sie aus dem Abgrunde, in welchem sie vergraben waren, heraus zu suchen. Wären sie versichert, daß sie die einzigen seyn sollten, die sie wüßten, und dürften sie dieselben

selben nicht unter den Leuten bekannt machen, so zweifle ich sehr, ob sie Lust haben würden, die Erkenntniß davon durch eine mühsame, und viele Jahre hintereinander fortgesetzte Arbeit zu erkaufen.

Die Philosophen und Gelehrten reden von lauter Verachtung der Ehre, von Weisheit, von Ruhe der Seele. Ohngeachtet aller dieser schönen und prächtigen Worte ist es doch ganz sicher, daß die Unwissenheit, ohne den Ruhm und die Eitelkeit, ihre Herrschaft über alle Menschen ausbreiten würde. Dem Verlangen sich von dem Pöbel zu unterscheiden, die Leute, unter welchen man lebt, zu übertreffen, und Bewunderung in ihnen zu erregen hat das Alterthum, einen Aristoteles, Plato, Sophocles, Euripides, und Demosthenes zu danken. Von ihm stammen in den neuern Zeiten jene berühmten Männer her, die neuerlich so schöne, und so erhabene Werke verfertiget haben.

Woferne alle die verschiednen Gelehrten weiter keinen Endzweck gehabt hätten, als den sittlichen Tugenden nachzudenken, und sich in der Weisheit vollkommen zu machen, so würden sie es bey den Bemühungen, sich selbst kennen zu lernen, haben bewenden laßen. Sie hätten sich nicht die Zeit genommen, den Himmel auszumessen, den Planeten in ihrem Laufe nachzugehen, die verschiednen Geburten der Natur zu prüfen, dieselben zu zergliedern, und ihren Witz so weit zu treiben, daß sie die Schwere der Luft entdeckten. Es würde geheißen haben: Alles dieses hilft uns

zu

zu unsern Absichten nichts. Was haben wir eigentlich für einen Zweck? Nicht wahr? Wir wollen ein Mittel aufsuchen, uns glücklich zu machen, und der Wohlfahrt andrer Menschen beförderlich zu seyn? Wohlan demnach! wir wollen demjenigen nachdenken, was uns tugendhaft zu machen dient. Wir wollen unsere weisesten Betrachtungen unsern Nebenmenschen, unsern Mitbürgern mittheilen. Was wird es ihnen helfen, wenn sie wissen, daß es keinen leeren Raum giebt, und daß die Erde sich um die Sonne herumdreht? Dieses wird sie weder gelassener, noch freundlicher, noch ruhiger, noch auch sogar glücklicher machen. Unwissende, die weiter nichts wissen, als was ihnen die Natur mit Hülfe einiger schwachen und allgemeinen Anweisungen beygebracht hat, sind oftmals glücklicher, als Gelehrte. Wie viel giebt es nicht Künstler, die in ihren Häusern ruhig sitzen, sich mit ihrer Handthierung beschäftigen, und ohne Ehrgeitz mitten in ihren Familien mit viel mehr Vergnügen und Annehmlichkeit leben, als die größten Weltweisen, die auf ihren Studierstuben mitten unter einem Haufen von Büchern sitzen, die von der Verachtung der Ehre handeln? Demnach macht nicht Gelehrsamkeit, sondern ein rechtschaffenes Herz glücklich. Die Naturlehre, die Metaphysik, die Redekunst, alles dieses verschafft die wahre Weisheit nicht, weil sich diese zuweilen bey einem Schuster und Handarbeiter antreffen läßt. Man muß

sie

sie suchen, wo sie zu finden ist, und die ruhige und stille Unwissenheit eines unwissenden Handwerksmanns den fruchtlosen und unnützen Wissenschaften eines Weltweisen, und eines Redners vorziehen.

Es ist wahr, mein lieber Isaak, wenn die Leute, die sich so viele Mühe gegeben haben, ihre erlangten Wissenschaften den Menschen mitzutheilen, durch weiter nichts, als durch Liebe zur Weisheit dazu angetrieben worden wären, so würden sie sich nicht haben enthalten können, dergleichen Betrachtungen anzustellen. Folglich würden sie gedacht haben, es sey tausendmal nützlicher, sie von der Kunst glücklich und ruhig zu leben zu unterrichten, als von der Kunst, der Entdeckung gewisser Wahrheiten nachzutrachten, deren Erkänntniß wenig Nutzen schafft, und nicht anders, *als mit* unendlicher Mühe erworben wird. Sie würden ihnen schlechtweg gesagt haben: Macht euch den gegenwärtigen Augenblick zu Nutzen. Seyd tugendhaft: Haltet euch an eure Pflichten, und verschwendet die Augenblicke, die ihr nicht mehr wiederum habhaft werden könnt, nicht ohne Nutzen. Die Zeit verläuft sich; und sobald euer Herz nicht durch die Vorwürfe des Lasters beunruhiget wird, sobald ihr euch nach den Gesetzen der Frömmigkeit richtet, so habt ihr alles, was ihr braucht, um dessen zu genießen. Die, auf unnütze Wissenschaften gewendete, Mühe, würde weiter zu nichts dienen, als daß sie euch, in der Hofnung, ein künftiges und eingebildetes Glück zu genießen, ein

gegenwärtiges Glück entwendete. Kluge Leute brauchen nichts, die Philosophen brauchen alles. Wenn ihr weiter nichts suchet, als das Gute, das euch der Himmel eingeräumet hat, in Ruhe zu genießen, so steht eure Glückseligkeit in eurer Macht. Ihr dürft euch nur deren bedienen. Die Menschen würden sehr schlimm daran seyn, wenn ihr Glück auf der Erkänntniß solcher Dinge beruhete, die sie gar nichts angehen.

Dieses ist, mein lieber Isaak, gar nicht die gewöhnliche Art, wie die Gelehrten die Leute unterweisen. Sie hüten sich sehr, also mit ihnen zu reden. Wer so reden wollte, würde Römischen Päbsten gleich seyn, welche den Glauben an die Ablaßbriefe lächerlich machen wollten. Man könnte sie eben als solche Leute betrachten, die ihre eignen Waaren herunter machen. Anstatt also zu handeln, trachtet vielmehr ein Gelehrter die Gattung von Wissenschaft, der er seinen Fleiß widmet, bis an den Himmel zu erheben. Er sähe es sogar gerne, wenn er ihren Ruhm auf Kosten andrer Wissenschaften befördern könnte. Ein Redner lobt die Weltweisheit ganz mäßig. Die größte Stärke des menschlichen Verstandes besteht, seiner Meinung nach, darinnen, daß er die Gabe besitzt, durch die Macht der Beredtsamkeit zu überreden, und die Herzen durch eine edelmüthige Anweisung zu rühren. Ein Weltweiser hingegen betrachtet einen Redner als einen Schwätzer, dessen Vortrag nur blendende Schönheiten in sich faßt, und denen, welche Gründe, und nicht

leere

leere Worte verlangen; nichts gründliches vorzulegen hat. Er macht es, wie der Naturlehrer, und verwirft auch wohl den Gebrauch, und die Ausübung der Redekunst ganz und gar, als etwas, das dem gemeinen Besten schädlich ist. Wenn ein berühmter Skeptischer Weltweiser von den Rednern spricht, so lauten seine Worte also: Diejenigen, die das Frauenzimmer verkleiden und schminken, thun nicht so viel Schaden; denn man büßt dabey wenig ein, wenn man sie nicht in ihrer natürlichen Gestalt erblickt. Diese Leute aber lassen sich angelegen seyn, nicht unsere Augen, sondern unsern Verstand zu betrügen, und das wahre Wesen der Dinge zu verfälschen und zu verderben. Staaten, die sich in einem regelmäßigen, und wohleingerichteten Zustande erhalten haben, dergleichen der Cretensische, und der Lacedämonische war, haben aus einem Redner nicht eben viel gemacht. *)

Diese unter den Gelehrten so gewöhnliche Leidenschaft, weiter keine Wissenschaft, als diejenige, auf welche sie sich legen, zu loben, ist ohn-

*) Ceux, qui masquent et fardent les femmes, font moins de mal; car c' est chose de peu de perte de ne les voir pas en leur nature: Là, où ceux-là font état de tromper non pas nos yeux, mais notre jugement, et d' abâtardir et corrompre l' essence des choses. Les Republiques, qui se sont maintenues en un état reglé et bien policé, comme la Cretence, et la Lacedemonienne, n' ont pas fait grand cas de l' orateur. Essais de *Michael de Montagne*. L. I. C. LI. p. 607.

streitig ein deutlicher Beweis, daß Eitelkeit, Verlangen nach Ehre, und Ruhmsucht an ihren Bemühungen mehr Theil hat, als die Liebe zur Weisheit. Wenn sie sich blos bemüheten, die Menschen zu unterweisen, so würden sie entweder sich weiter um nichts, als um augenscheinlich nützliche Dinge bekümmern, oder sobald sie sich mit Dingen zu thun machten, die mehr zu Befriedigung der Neugier, als zum Nutzen dienen, so würden sie eine Wissenschaft so gut, als die andre loben, und derjenigen, in welcher sie einen Vorzug zu haben glauben, nicht den geringsten Rang vor andern einräumen. Da sie aber bemerken, daß die Hochachtung, welche man dieser erweiset, auch in die Hochachtung, die sie sich zu erwerben hoffen, einen Einfluß hat, so vereiniget die Eigenliebe ihre Vortheile mit den Vortheilen der Wissenschaft. Der Weltweise denkt, je mehr die Weltweisheit in Hochachtung steht, desto mehr Hochachtung werde auch er zu hoffen haben. Der Geschichtschreiber, der Dichter, der Redner denken eben so, und loben die Geschichte, die Dichtkunst, die Redekunst, immer einer mehr, als der andre.

Die Liebe zur Weisheit, mein lieber Isaak, ist nach Ehre und Lobeserhebungen nicht eben heißhungrig. Ein Mensch, der blos darum leben will, damit er seinen Mitbürgern nützlich sey, läßt nicht die geringste Partheyligkeit, in Ansehung des Rangs und der Hochachtung, blicken, die man denen, die jenen Unterricht geben, ihren Verstand schmücken, und ihr Herz bilden, bewilligen soll.

Allein

Allein die Eitelkeit, und das Verlangen, in Ansehen zu stehen, und sich über seines gleichen zu erheben, erlauben keine so uneigennützige Denkungsart. Sie machen die Eigenliebe rege, und geben Anlaß zur Eifersucht; die zwar verdeckt, doch deswegen nicht weniger heftig ist. Diese Leidenschaften machen es, daß die Gelehrten einander gemeiniglich so wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie fürchten sich immer, das Ansehen anderer, möchte dem Ihrigen Abbruch thun, und zu jener Unsterblichkeit, nach welcher sie mit so großer Raserey trachten, den Weg versperren. Mich dünkt, mein werther Isaak, ich könne mich mit gutem Grunde des Ausdrucks der Raserey bedienen, da ich die Lust gelehrter Männer, ihren Namen auf die Nachkommenschaft fortzupflanzen, anzeigen will. Manche haben fast eben so wunderliche, und ich möchte fast sagen, eben so thörigte und strafbare Handlungen vorgenommen, als Herostratus. Ist wohl ein Lebensende abgeschmackter, als das Ende des Aristoteles, wenn das, was davon gesagt wird, seine Richtigkeit hat? Und heißt das nicht, eine über alle Maaßen große Eitelkeit besitzen, wenn man den Leuten zeigen will, daß man nicht mehr Lust zu leben gehabt habe, weil man ein Geheimniß der Natur nicht begreifen konnte? Soll jener andre Weltweise, der sich in einen von den Abgründen des Berges Aetna stürzete, und seine Schuhe am Rande des Abgrundes stehen ließ, damit man die von ihm gewählte Art des Todes fein wissen möchte, nicht als ein Opfer der

Raserey, seinen Namen zu verewigen, angesehen werden? *)

Die neuern Schriftsteller haben von ihrer heftigen Liebe zum Ruhme, und von der Begierde der Nachwelt bekannt zu werden, keine geringern Spuren als die alten hinterlassen. Vanini wollte sich lieber lebendig verbrennen lassen, als seine abscheuliche Lehre widerrufen. Er glaubte, seine Anhänger würden nicht Hochachtung genug gegen seine Schriften hegen, wenn er nicht seine ungereimten Bosheiten, bis an den Tod behauptete. Man erzählt von ihm einen ganz besondern Umstand, der die Hartnäckigkeit, und den Stolz eines Gelehrten deutlich zu erkennen giebt, der darauf bedacht ist, daß er nichts sagen möge, welches den guten Namen, und den Nachdruck seiner Schriften vermindern könnte. Da man ihn an

*) Diogenes Laertius erzählt den Tod des Empedocles anders. Er sagt, dieser Weltweise hätte, bey seinem Ausgange aus der Welt, die Leute bereden wollen, er sey unter die Götter versetzt worden, und hätte sich deswegen in einen von den Schlünden des Berges Aetna gestürzt. Allein die Flammen hätten einen von seinen Schuhen, die von Erz gewesen wären, wieder ausgeworfen, und damit die Schelmerey entdeckt. Hippobotus vero illum ait, vbi exsurrexerat, aetnam petisse, quo cum perueniisset, in ignis crateres se injecisse, ibique dum fidem cupit facere, famamque adstruere, quod Deus effectus sit, ignibus consumtum esse; postea, vt sese res haberet, agnitum esse, vna ex illius crepidis vi flammae ex intimis ad exteriora rejecta, quippe calceari solebat aere. *Diog. Laërt.* L. VIII. in vit. Empedoclis.

an den Scheiterhaufen anband, und er nachdachte, was er für Schmerzen würde ausstehen müssen, schrie er aus: O Gott! zu was für Marter bin ich bestimmt? Der Geistliche, der ihn bis auf das Todtengerüste begleitet, und sich bemühet hatte, ihn zu ermahnen, daß er das Daseyn Gottes erkennen möchte, ergriff die Gelegenheit, welche ihm der Ausruf des Vanini an die Hand gab. Er sagte also zu ihm: Es muß doch ein Gott seyn, weil ihr ihn anrufet. Der Gotteslängner antwortete; Es ist eine gewöhnliche Art zu reden, woraus aber nichts folget. Das waren seine letzten Worte. Die Flammen des Scheiterhaufens, den man sogleich in Brand steckte, hinderten ihn, seine Gotteslästerungen weiter fortzusetzen. *)

*) Dieser Umstand ist, wie man sieht, demjenigen, was Moreri sagt, gerade entgegen gesetzt. Dieser behauptet, es sey dem Vanini die Zunge aus dem Halse geschnitten worden. Wie konnte er aber alsdenn reden, da er an den Scheiterhaufen gebunden war? Diese verschiednen Erzählungen zu vereinigen, müßte man voraussetzen, Vanini habe diese Worte einige Zeit vorher, ehe man ihm die Zunge ausschnitt, von sich hören lassen, und von dem Augenblicke an, da er diese letztere Strafe erdultet, sey der Scheiterhaufen angezündet worden. Aaron Monceca, an welchem ich, um hierüber einige Erklärung zu haben, nach Constantinopel schrieb, ertheilte mir die Antwort, er hätte den Umstand, wovon er redete, in einem sehr guten Schriftsteller gelesen, dessen Namen ihm aber nicht beyfallen wollte. Er setzte hinzu, er erinnere sich der Grundworte dieses Gesprächs: *Ah Deus! Ergo*

Einige Gelehrte, deren Stolz so weit nicht gegangen ist, als derer, von welchen ich jetzt gesprochen habe, haben gleichwohl nicht unterlassen, Dinge vorzunehmen, die ihrer Gemüths- und Leibesruhe gerade entgegen gesetzt waren, weil sie hofften, daß ihre Namen dadurch unsterblich werden würden. Wie viel giebt es deren nicht, die die Landsverweisung, das Gefängniß, und den Raub ihrer Güter erdultet haben, und allem diesen entgehen konnten, wenn sie nur ihre Schriften hätten unterdrücken, oder widerrufen wollen? Doch sie wollten lieber alles, was sie hatten, verlieren, und in einem harten Gefängnisse schmachten, oder aus ihrem Vaterlande verbannet seyn, als ihr Andenken verhindern.

Der Griechische Bischof, der lieber von seinem Bisthum abgesetzt seyn, als sich erklären wollte, er sey nicht der Verfasser des Romans Theagenes und Chariklea, hat in den letztern Zeiten viele Nachfolger gehabt. Arnaud, Quenel, Saint-Ciran, und so viele andere Schriftsteller, hätten ein ruhiges Leben genießen können, wenn sie von gewissen Umständen ihrer Zeiten stille geschwiegen hätten. Wenn die Einsiedler von Port Royal

nicht

Ergo est Deus, dixit presbyter? *Modus loquendi*, respondit Vaninius. Anfänglich habe ich diesen Umstand ganz weglassen wollen. Seit dem ich aber die Antwort des Aaron Monceca erhalten habe, so glaube ich, es sey meine Schuldigkeit, ihn so, wie er hier steht, zu übersetzen.

nicht mehr, als die Mathuriner geschrieben, oder eben so schlechte Bücher abgefaßt hätten, als die Capuciner verfertiget haben, so würde ihr Aufenthalt noch jetzt vorhanden seyn. Die Begierde, ihren Namen zu verewigen, und die Eifersucht, oder der Haß, den sie wider die Jesuiten gefaßt hatten, gab zu ihrer gänzlichen Vertilgung Gelegenheit.

Indessen mag das übertriebene Verlangen zum Ruhme den meisten Gelehrten noch so nachtheilig seyn, so müssen wir doch, mein lieber Isaak, ihnen dasselbe in Ansehung des daher zu erwartenden Vortheils zu gute halten. Da die Mißgunst, die sie unter einander haben, sie antreibt, tausend schöne Schriften der Welt mitzutheilen, so muß man sie bedauern, daß sie nicht lediglich aus Klugheit thun, was sie hauptsächlich aus Ehrgeitz vornehmen. Dabey müssen wir gleichwohl gestehen, daß wir dem Laster, das wir verdammen, verbunden sind. Ohne dieses würden die Wissenschaften darnieder liegen. Es ersetzt den Mangel der Tugend.

Wenn es Fehler giebt, die man verzeihen soll, so müssen es ohne Zweifel diejenigen seyn, welche die Stelle der Klugheit so gut vertreten, daß man nicht eher, als nach langer Prüfung, ihre Unvollkommenheit gewahr wird. Indessen treiben nicht alle Gelehrte die Liebe zum Ruhme, und das Verlangen zu machen, daß die Leute von ihnen reden, bis aufs äuserste. In allen den verschiednen Ständen, in allen Lebensarten giebt es unzählige Leute, welche die Sachen aufs höchste

treiben. Eben soviel finden sich auch unter den Gelehrten. Es sind aber auch etliche darunter, die ihre Begierden zähmen, die sie zurück halten, und nicht zugeben, daß dieselben sie zu Ausschweifungen verleiten. Ist es wahr, daß sie alle nach der Unsterblichkeit begierig sind, so hat auch dieses seine Richtigkeit, daß nicht alle einerley Mittel anwenden, dahin zu gelangen, und sie nicht alle so theuer kaufen wollen.

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Paris.

Der fünf und achtzigste Brief.

Aaron Monceca, an Jakob Brito.

Die Nazaräer, mein lieber Jakob, sind die ersten, welche ihre Mönche, und ihre abergläubischen Gebräuche lächerlich machen. Es finden sich von Zeit zu Zeit einige lebhafte und dreiste Köpfe, welche die Banden zerreissen, womit man sie fesseln wollte, und die Fackel der Vernunft vor den Augen des Volks leuchten lassen. Indessen verdunkeln die Mönche gar bald diesen überhin gehenden Schein. Die einzigen Philosophen machen sich ihn zu Nutzen, um ihren Verstand wider die Anfälle des Aberglaubens feste zu setzen. Eben jetzt habe ich ein Buch von dieser

ser Art gelesen, das einen Nazaräer zum Verfasser hat. Es hat die Ueberschrift: Geschichte des unvergleichlichen Don Inigo von Guipuscoa, Ritters der Jungfrau, und Stifter der Monarchie der Inigisten, nebst einer kurzgefaßten Beschreibung von der Aufrichtung und Regierungsform, dieser furchtbaren Monarchie von dem Herrn Hercules Rasiel von Selva. *) Dieses ist eine lebhafte, und merkwürdige Beschreibung der erstaunenden, und sonderbaren Handlungen eines von den vornehmsten Helden des Mönchsstandes, und überhaupt des Nazaräischen Glaubens.

Dieser Mann war ein Spanier, und hieß Inigo. Er war eitel, stolz, unwissend, so wie alle Leute von seiner Nation, äuserst verliebt, allezeit bereit für das Frauenzimmer zu sterben, und die allerabentheuerlichsten Sachen von der Welt zu unternehmen. So schildert ihn der Verfasser dieser Schrift, ehe eine schwärmerische Andacht ihm das Gehirn gänzlich verrückt hatte. Er drückt sich davon in folgenden Worten aus: Der Ruhm, und die Liebe waren seine herrschenden Leidenschaften. Er konnte gar nicht begreifen, wie ein Herr von vornehmen Stande ohne einen großen Ehrgeitz mit Ehre leben, oder ohne Liebeshändel glücklich seyn könne. Diese zwo Leidenschaften machten ihm eine um die andre zu schaffen. So lange der

Feld=

*) Dieses Buch ist im Haag bey der Witthe Levrier in 2 Bänden in 8vo gedruckt worden.

Feldzug währete, widmete er die ganze Zeit dem Ruhme, und suchte ihn mit Ungestüm in dem gefährlichsten Gefechte. In den Sommer- und Winterquartieren aber erholte er sich von den Arbeiten des Mars in den Armen der Venus.

Dieses ist das Bild, welches der Verfasser von seinem irrenden Ritter macht. Denn so nennt er ihn in seiner ganzen Schrift, und macht eine richtige Vergleichung zwischen dem Don Inigo von Guipuscoa, und dem Don Quixotte von Mancha. Vielleicht ist es dir nicht zuwider, mein lieber Jakob, wenn du höreſt, worauf dieser Schriftsteller eine so scherzhafte Vergleichung, als diese ist, gründet. Anfänglich spricht er, die Lesung der Bücher sey, bey einem irrenden Ritter so gut, als bey dem andern, eine Quelle von allen Ausschweifungen gewesen. Die Amadis machten, daß Don Quixotte von Mancha seine gesunde Vernunft einbüßte, und die geistlichen Romanen veranlaßten bey dem Don Inigo von Guipuscoa eben diese Wirkung. Da er bey einer Belagerung verwundet, und ihm auf seinem Bette die Zeit lang wurde, worinnen er sich seiner Unpäßlichkeit halben aufhalten mußte, brachte man ihm, wie der Schriftsteller seiner Heiligen Thorheiten sagt, die Blume der Heiligen in Castilianischer Sprache. Dieser heilige Roman, der voll abentheuerlicher Geschichten ist, rührte ihn Anfangs fast eben so sehr, und weiterhin noch viel mehr, als die Ritterbücher, die bishero sein einziger angenehmer Zeitvertreib

treib gewesen waren. Er bewunderte an den irrenden Heiligen jene Entsagung der Welt, welche sie bewog, daß sie, ohne den geringsten Vorrath, von einem Ende der Welt bis ans andre gingen. Hier hast du, mein werther Brito, den völligen Don Quixotte, seine Worte, seine Redensarten, seine Ausdrücke, seine Gedanken und Gesinnungen.

Eben so leichtfertig erzählt auch der Verfasser, wie sein Held sich entschlossen habe, nach Abentheuern herum zu wandern. In einer einzigen Stelle macht er alle diejenigen lächerlich, die sich durch eine abergläubische Andacht die Köpfe erhitzen ließen, deren lächerliche Handlungen von dem gemeinen Nazaräischen Volke als Wunderwerke angesehen, und von einem Haufen schwärmerischer Mönche, als Beyspiele der allerhöchsten Heiligkeit, gerühmet wurden. Warum sollte ich, redet der irrende Ritter Don Inigo mit sich selbst, da ich einen so starken und festen Körper habe, nicht auch thun können, was so viele Heilige von zarter Leibesbeschaffenheit gethan haben? Sollte ich nicht auch, wie der Heil. Hilarion, auf den ganzen Tag, nach Untergang der Sonne an 4 Feigen zu meinem völligen Unterhalte genug haben? Oder sollte ich nicht auch, wie der Heil. Apollonius, blos von rohen Kräutern, wie sie die Erde, ohne gebaut zu werden, hervorbringt, und das Vieh frißt, leben können? Sollte ich nicht vermögend seyn, wie der Heil. Pacomius, auf einem Steine zu schlafen, ohne mich darauf zu legen, oder auch

sitzend

sitzend in der Hölung eines Stocks von einem Baume zu ruhen, der auf allen Seiten spitzige Pfähle hat, wie der Heil. Zuirad, oder wohl gar mich ganz und gar nicht zu legen, wie der Heil. Dorotheus von Theben? Warum soll ich nicht jeden Tag 200 mal, wie der Heil. Gingalesius, die Knie beugen, wie der Heil. Paul der Anacorete, 300 mal beten, und nach dem Beyspiele des Heil. Policronius unter dem Gebete die Wurzel einer großen Eiche auf meinen Achseln tragen können? Habe ich mit so großer Standhaftigkeit so grausame Quaal ausgestanden, damit ich einen Halbstiefel von Korduan, der mir genau am Fuße anlag, tragen möchte, und ich sollte mich weigern um ein großer Heiliger zu werden, die kleinsten Trübsale auszustehen! Was? da ein Heiliger Daniel das Herz gehabt hat, es dem verwundernswürdigen Heiligen Simon dem Steliten nachzuthun, der Tag und Nacht oben auf einer Säule stund, die 40 Ellen hoch war; wer wird es mir wehren, eben dieses zu thun, oder wenigstens mich ganz krumm in einem Kesicht aufzuhalten, der auf der Spitze eines Felsens steht, oder in der Luft hangt, wie es die Heilige Bareda, und die Heil. Thalella gemacht haben? Wer wird mich hindern die Lüste des Fleisches zu dämpfen, indem ich mich nackend in ein Wespennest, wie der Heil. Makarius von Alexandrien, oder in einen Haufen Dornen und Hecken, wie der Heil. Benedictus, oder in das Wasser mitten im Winter,

wie

wie der Heil. Adhelmus, und der Heil. Ulfricus, oder in das Eiß und in Schnee, wie der Seraphische Heil. Franciscus setze? Wer wird es mir endlich verbieten, daß ich mich des Tages tausendmal wie der Heil. Anthelmus mit Ruthen peitsche, oder daß ich es gar dem H. Dominikus, der einen Panzer trug, nachthue, welcher sich jede Woche 300000 Schläge mit der Peitsche gab, und zwanzigmal den Rosenkranz dabey durchbetete? Hatten sie denn etwan anderes Fleisch, als ich? Oder sollte ich ihnen an Eifer und Muth etwas nachgeben?

In Betrachtung aller der Handlungen dieser heiligen Wanderer, und dieser wahnsinnigen Andachtsbrüder entschließt sich Don Inigo, wie es der Verfasser vorstellt, der Welt gänzlich zu entsagen, und die geistliche irrende Ritterschaft zu erwählen. Die Bewegungsgründe, die ihn dazu bringen, sind wenigstens eben so lächerlich, als jene, die den Don Quixotte auf seinen Entschluß bringen. Denn kann wohl etwas lächerlicher seyn, als sich vorzustellen, die Gottheit habe daran einen Gefallen, wenn sie etliche Mönche sich auf ihren schmutzigen Hintern schlagen sieht, oder sie freue sich über die Ausschweifungen zweer oder dreyer Einsiedler, welche wie Amadis auf dem armen Felsen, oder wie Don Quixotte auf dem schwarzen Berge seltsame Sprünge machen? Was ist dieses für eine Blindheit, mein lieber Jakob! Je mehr ich über die Menschen überhaupt nachdenke, desto mehr finde ich sie unverständig, und des Mitleidens würdig. Keine Thorheit ist so

groß,

groß, die sie nicht dem Begriffe, den sie sich von der Gottheit machen, gemäß einrichten. Das erhaltene Licht der Natur ersticken sie durch tausend seltsame Einfälle; durch ihre abgeschmackten Anstalten machen sie die Gottheit, die sie anbeten, beynahe eben so verächtlich, als die Heyden sie lächerlich machten, weil sie statt einer Gottheit viele glaubten.

Ich glaube nicht, mein lieber Brito, daß es abgeschmackter sey, zu glauben, ein Stück Holz oder Stein nehme Theil an den Strahlen des göttlichen Wesens, als wenn man sich vorstellt, man könne den Schutz des allmächtigen, ewigen und höchsten Wesens durch ein halbes Dutzend Ruthenstreiche verdienen, und es stehe der Himmel und der Hintere eines Capuciners in einem gewissen Verhältnisse gegen einander. Doch gewisse Nazaräer sprechen, diese Schläge und die strenge Lebensart tödte die Lüste des Fleisches. Allein haben denn die Nazaräer, um den Lastern zu widerstehen, nöthig, ihre Zuflucht zu ungereimten Dingen zu nehmen? Können sie ihren Verstand nicht anders von der Sünde abziehen, als daß sie ihn betäuben? Ich bedaure sie, daß es mit ihnen so schlimm worden ist, daß sie auf keine andre Weise, gut, verständig, und tugendhaft werden können, als wenn sie erst Narren, läppisch und lächerlich werden. Die Weltweisen, so gar diejenigen, deren Lehrbegriff der Gottheit viel zu sehr entgegengesetzt war, als daß sie gereinigte Sitten haben konnten, haben alle diese Possen nicht nöthig gehabt. Die Tugend schiene

ihnen an sich selbst so liebenswürdig, daß sie mit aller Sorgfalt verehrt zu werden verdiene. Epikur war das Oberhaupt einer Schule, die den Stoikern gerade entgegen gesetzt war. Gleichwohl nöthigte er die letztern, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und zu gestehen, daß seine Wollust sehr mager und nüchtern wäre. *) Die allerberühmtesten Nazaräischen Lehrer haben sogar eingeräumt, daß sie an der nüchternen und mäßigen Lebensart des Epikurs einen Wohlgefallen hätten. **) Indessen hat sich dieser Weltweise nie das Leder von dem Hintern abgeschunden, und nie geglaubt, daß es ein Mittel tugendhaft zu werden, wenn er sich ihn durch Dornen zerkratzen ließe.

Das Lächerliche dieser Stelle, die ich dir eben jetzt hergesetzt habe, wird durch die Aehnlichkeit noch größer, wenn man sie mit jener vergleicht, die

*) Nec aestimatur voluptas illa Epicuri: ita enim mehercule sentio, cum Sobria et Sicca sit. Senec. de Vit. beat. C. XII. Man hat keinen rechten Begriff von dem, was Epikur Wollust nennt; denn so halte ich gänzlich davor, da sie trocken und mäßig ist.

*) Epicurum accepturum fuisse palmam in animo meo, nisi ego credidissem, post mortem restare animae vitam, et fructus meritorum, quod Epicurus credere noluit. Augustin. Confess. L. II. C. 16. Epikur würde in meinem Herzen die Oberstelle gehabt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, es sey nach dem Tode die Seele noch lebendig, und ein Lohn guter Werke, welches Epikur nicht glauben wollte.

die im Michael von Cervantes steht, und wodurch Don Quixotte zu seinem ersten Ausritte bewogen wurde. Ich will sie hier anführen, damit du desto leichter abnehmen kannst, ob die weltlichen, oder die geistlichen irrenden Ritter lächerlicher sind.

Don Quixotte sagte, der Cid Ruydias wäre ein sehr guter irrender Ritter gewesen; doch wäre zwischen ihm und dem Ritter mit dem brennenden Schwerde gar keine Vergleichung. Der Letztere hätte mit einem einzigen Hiebe zween Riesen von entsetzlicher Größe mitten von einander gehauen. Bernhard von Carpio stund sehr gut bey ihm, weil er in dem Thal von Ronceval, mit dem Roland, so behext er auch war, zu Stande kam, indem er sich der geschickten Anstalt des Herkules bediente, der jenen ungeheuren Sohn der Erde zwischen seinen Armen tödt drückte. Er sprach auch sehr vortheilhaft von dem Riesen Morgan, der ohngeachtet seiner Herkunft aus dem stolzen, und unfreundlichen Riesengeschlechte, dennoch höflich, und gesprächig war. Keinen aber liebte er so sehr, als den Reinhold von Montalban, sonderlich wenn er ihn aus seinem Schlosse kommen, und alle, die ihm in die Hände geriethen, plündern sahe, und da er in der Barbarey jenes Götzenbild des Mahomets wegstahl, welches, wie die Geschichte sagt, von Golde war. *)

Du

*) Don Quixotte. I. Buch.

Du siehest, mein werther Jakob, daß die Vergleichung zwischen dem Helde von Guipuscoa, und dem Helde von Mancha sehr richtig ist, und daß sie beyde aus Ursachen, die auf einer Seite so abgeschmackt, als auf der andern waren, in diesen Stand traten. Indessen übertraf Don Inigo in der Folge den Don Quixotte sehr weit: Ohngeachtet seiner Thorheiten unterließ er nicht eine mächtige und fürchterliche Gesellschaft aufzurichten. Denn du mußt wissen, daß unter dem Namen des Don Inigo von Guipuscoa niemand anders, als der berühmte Ignatius Lojola, und unter der Monarchie der Inigisten die Jesuiten zu verstehen sind, die sich seit dem bey der ganzen Welt so furchtbar gemacht haben. Der Verfasser entwirft eine sehr sonderbare Geschichte von ihrer gählingen und wundervollen Errichtung in allen Theilen der Welt in einer Zeit von 60 bis 80 Jahren; und zwar dieses ohngeachtet der heftigsten Widersetzungen der mächtigsten und berühmtesten Gesellschaften. Er schildert daselbst, ohne jemanden zu nahe zu treten, Leute, wovon jedermann, ohne sie zu kennen, zu sprechen pflegt, ganz vortreflich. Auf einer Seite läßt er ihnen in dem, was sie Gutes an sich haben, Gerechtigkeit wiederfahren; doch auf der andern Seite schont er sie auch nicht in dem, was an ihnen verwerflich ist. Immittelst erzählt er fast überall weiter nichts, als was die Jesuiten selbst davon gesaget haben. Doch in der Art des Vortrags dessen, was er von ihnen entlehnet, giebt er das Lächerliche der heiligen Thorheiten ihres Helden,

die sie für Wunderwerke haben ausgeben wollen, deutlich zu erkennen. Sonderlich vergißt er diejenigen nicht, die sie bey seiner Vergötterung vornahmen, wodurch sie sich nicht nur dem Gelächter, sondern auch dem Unwillen aller Leute aussstellten. Er entwickelt auf geschickte Weise ihre geheimen Absichten, und die verborgensten Triebfedern ihrer Staatskunst; Er entdeckt auf eine feine Art das Nachtheilige in ihrer Sittenlehre. Kurz, es ist ein richtiges Gemählde ihrer Grundsätze und Lebensart; und nach den berühmten Lettres Provincales habe ich über diese Sache nichts so schönes, noch so wohl geschriebnes gelesen.

Da man dieses Buch bis jetzt hier nur in Geheim zu sehen bekommt, so habe ich es auch blos durch Vermittelung des Ritters von Maisin erhalten. Ich weiß nicht, was die ehrwürdigen Paters dazu sagen werden, wenn es mehr unter die Leute kommen wird. Das weiß ich aber gewiß, daß sie nicht behaupten werden, es sey vom Himmel herab gekommen, wie sie ehemals von einem gewissen Buche behauptet haben, welches ihr Inigo, zu derjenigen Zeit öffentlich herausgab, da er so unwissend war, daß er, nach einem Aufenthalte von etlichen Jahren zu Paris in der Schule der Heil. Barbara, in einem Alter von drey und dreißig Jahren fast die Ruthe bekommen hätte. Dieses brachte seine Anhänger auf die Gedanken, zu behaupten, Gott habe dem Inigo jenes geheimnißvolle Buch, dessen Ueberschrift heißt:

Geist-

Geistliche Uebungen, durch den Engel Gabriel vom Himmel geschickt. *) Ohngeachtet dieser Gedanke von den Türken hergenommen, und es eben die Art ist, wie Mahomet versicherte, daß ihm der Alcoran zu Theil worden wäre, so haben doch die Jesuiten kein Bedenken getragen, sich derselben zu bedienen. Da sie es zu ihren Absichten für gut und bequem hielten, so haben sie geglaubt, es sey nichts böses, wenn sie dem Erzengel Gabriel eine Reise mehr auf die Erde thun ließen. Das allerverdrüßlichste für diesen Bothschafter dabey ist dieses, daß man ihm solchergestalt zu einem Herumträger sehr schlechter Schriften macht. Bey solchen Umständen wundert es

mich

*) Refert *Ludovicus de Ponte*, vir omni exceptione major, in vita P. Balthasaris Alvarez. C. XLIII, Deum haec *Exercitia* sancto Patri nostro revelasse, imo per Gabrielem Archangelum non nemini fuisse a Deipara Virgine significatum, se Patronam eorum, Fundatricem, atque adjutricem fuisse, docuisseque Ignatium, vt ea sic conciperet. Sotwel, Biblioth. Societ. Iesu p. 1. Es erzählt Ludwig von Ponte, ein Mann, wider dessen Glaubwürdigkeit niemand etwas einzuwenden hat, in dem Leben des P. Balthasar Alvarez, im 43ten Hauptstücke, Gott habe unserm heiligen Glaubensvater diese Uebungen geoffenbaret, ja es sey jemanden durch den Erzengel Gabriel von der Mutter Gottes angedeutet worden, sie sey ihre Patroninn, Stifterinn, und Beförderinn gewesen, und habe sie dem Ignatius gelehret, daß er sie also aufsetzen sollte.

mich nicht, daß man ihn nicht auch das Leben der Maria Alacoka, und den Beweis von der Wahrheit der Wunderwerke des Abts Paris, eben also hat lassen zu Markte führen, welche in dieser Art von Büchern keinem andern nichts nachgeben.

Bleibe gesund, mein lieber Brito, lebe vergnügt und glücklich; wir wollen uns immer über die Thorheiten unserer Verfolger lustig machen.

Paris.

* * * \

drey Tagen ein Arzt werden, und alle die wichtigen Grundwahrheiten dieser gefährlichen Kunst fassen. Es ist wahr, daß eine lange Erfahrung und ein öfterer Umgang mit Kranken zu einigen Begriffen gewisser Zufälle Anlaß giebt, die sich ein Arzt zu Nutzen machen kann. Er muß aber erst vorher eine Menge Menschen zuvor zu Grabe geschafft haben, ehe er ein paar Leute vom Tode erretten kann. Man muß demnach einen Arzt für nichts anders ansehen, als für einen Menschen, der sich den Doctorhut hat aufsetzen lassen; wenn ich ihn also betrachte, so glaube ich, daß ein Fleiß von drey Tagen zur Erkänntniß der Hauptgeheimnisse dieser Wissenschaft hinlänglich ist.

In der Arzneykunst giebt es nicht mehr, als sechs Hülfsmittel: Alle die verschiednen Namen, die man ihnen giebt, bedeuten weiter nichts, als ihre verschiednen Mischungen, oder ihre theils etwas stärkere, theils etwas schwächere Vorbereitung: Indessen läuft dieses allemal auf eines hinaus. Hier hast du, werther Monceca, die ganze Arzneykunst: Merkurius für Venerische Krankheiten; Schwefel für die äuserlichen Anfälle auf der Haut; Ypekakuanwurzel wider die rothe Ruhr. Brechpulver zu Krankheiten, die eine starke Entledigung der Unreinigkeiten erfordern; die Chinachinärinde bey kalten Fiebern; Rhabarberwurzel, Senesblätter, und Casia zu gelinder Reinigung. Der Aderlaß gehört eben so gut unter die Verordnungen eines Wundarztes, als eines andern

Arztes. Alle Lehrer in der ganzen Wele gründen ihre Wissenschaft hauptsächlich auf die Känntniß dieser Hülfsmittel. Bisweilen erdenken sie etliche Arzneyen, und auf neue Art zusammengesetzte Dinge. Indessen sehen sie sich immerfort genöthiget zu diesen bekannten Hauptmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, deren sich die kleinsten Apotheker des Reichs bedienen, die eben so viel Kranke gesund machen, und vielleicht noch weniger aus der Welt schaffen, als die Aerzte von Montpellier. Dieses hat seine völlige Richtigkeit, daß in gewisser Maaße in den Städten mehr Leute sterben, als auf dem Lande: In ganz Europa ist keine Stadt, wo man weniger alte Leute zu sehen bekommt, als zu Montpellier.

Indessen ist es gar nicht meine Absicht, die gelehrten Aerzte dieser Stadt um den guten Namen, den sie sich auf gerechte Art erworben haben, zu bringen. Ich betrachte sie, als gelehrte Naturforscher, und als große Zergliederer. Es werden daraus geschickte Leute zu den Krankheiten, die vom Steine herrühren, zu ofnen Schäden, und überhaupt zu allen schlimmen Anfällen, wo man mit der Hand dem Körper zur Gesundheit verhelfen kann. Wenn die Aerzte hier zu Lande mit Sachen sich beschäfftigen sollen, die ihnen bekannt sind, so haben sie vor andern vieles voraus. Sobald sie aber innerlichen Mängeln, deren Quellen verborgen sind, Fiebern, rother Ruhr, Kopfweh, und dergleichen abzuhelfen verlangt werden, so werden sie zu wahren Dorfapothekern. Merkurius, Ypekakuanwurzel, Aderlaß;

laß; will der Kranke nicht gleich sich bessern, so heißt es noch einmal, Merkurius, Ypekakuanwurzel, Aderlaß: Seignare, purgare, cliſterisare, et ſi Maladia opiniatria non vult se guarire, reſeignare, repurgare, recliſteri-sare. *) Die Vertheidiger der Arzneykunſt mögen sich über dieſe Spöttereyen ärgern, so sehr sie nur wollen; Es bezieht sich dennoch alles auf dieſe, dem ganzen menſchlichen Geſchlechte bekannten Hülfsmittel. Soll ein Arzt von Montpellier etwas beſſer ſeyn, als ein Dorfbarbier, so muß den Krankheiten, die er zu beſorgen hat, durch unmittelbar gebrauchte Hülfsmittel abgeholfen werden, so muß er mit der Hand ſelbſt dazu kommen können. Dann macht die Känntniß der Naturlehre und der Zergliederungskunſt die Hoffnung zur Geneſung faſt gewiß.

Faſt hätte ich Luſt die Wiſſenſchaft der Aerzte ſo anzuſehen, wie die Weltweiſen die Materie betrachten, in welche die Materie allein würken kann. Eben ſo können auch ſie die Theile des menſchlichen Körpers nicht heilen, außer, wenn ſie unmittelbar daran zu arbeiten im Stande ſind. Sobald ſie zu fremden Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen, ſind ſie nichts beſſeres, als die kleinen Apotheker. Ich habe gegen verſchiedene gelehrte Aerzte eben ſo frey geſprochen, als ich dir ſchreibe. Freylich wollten ſie nicht völlig einräumen, was ich ihnen ſagte: Sie behaupteten, die Erfahrung käme dem wenigen Vermögen

*) Moliere in dem Malade imaginaire.

zu statten, dessen sich der Mensch in der Erkänntniß und Wissenschaft der Vorfälle in dem menschlichen Körper rühmen könne. Indessen waren sie nicht in Abrede, daß diese Erfahrung sich sehr schwer erlangen ließe, und daß die ersten Kranken, an welchen ein Arzt lernen müßte, in sehr gefährlichen Händen wären. Es ist dir bekannt, was man den Aerzten für Gesinnungen zuschreibt. Ihren Gedanken nach, haben sie das Recht, an unglücklichen, und an armen Leuten Versuche zu wagen, deren sie sich bey den Reichen mit Vortheil zu bedienen hoffen. Du weißt, mein werther Monceca, was man von einem Gelehrten erzählt, der in einem Sieghause krank lag. Er hörte 3 Aerzte lateinisch mit einander reden, ob es wohl rathsam sey, an ihm die Probe mit einem Hülfsmittel zu machen, das vielleicht seinen Tod befördern könnte. Einer von diesen Aerzten sagte, sie hätten nicht nöthig mit einem geringen Menschen so behutsam zu verfahren. Zum Glück verstund der Kranke Latein, und bediente sich dessen, um ihnen ihr strafbares Vorhaben auf eine nachdrückliche Art vorzuhalten. *) Seine Wissenschaft

hatte

*) Faciamus experimentum in anima vili. *Responsio.* Appellas animam vilem, pro qua Christus passus est mori. So erzählt man diese Rede. Allein Jacob Brito hat sie in seinem Briefe geändert, damit er den Namen Jesus Christus nicht brauchen dürfte, den die, in ihrer Blindheit verstockten Juden, allemal ungern aussprechen.

Mit dem letztern Ausgaben dieser Briefe habe ich diese Geschichte mit einiger Veränderung in dem Au-

tibaillet

hatte ihren Nutzen: Denn so bald die Aerzte ihn kennen lernten, giengen sie mit ihm sehr behutsam um, gaben sich um ihn sehr viel Mühe, und ret-

teten

tibaillet des Heil. Menage gelesen. Er führt aus dem 8ten Buche der Prosopographie des Anton du Verdier von Vaugsrivas eine Stelle an. Vielleicht ist der Leser nicht ungehalten, wenn er diese Stelle hier findet, und erfährt, daß der Kranke, von welchem die Rede ist, der beredte Muret war. Von diesem sagt Du Verdier: „Er nahm seinen Weg „nach Italien. In einer Stadt der Lombardey „wurde er krank. Für das, was er nach seiner „Verkleidung seyn wollte, sahe freylich seine Klei„dung ziemlich schlecht aus. Nächst diesem hatte „er ein plumpes, kupfrichtes Gesicht. Nimmer„mehr hätte jemand sich eingebildet, daß in einem „mit solchen Lumpen behangenen Körper eine so „schöne Seele wohnte. Er ließ einen Arzt rufen. „Da dieser Arzt sich mit ihm ein wenig beschäftiget „hatte, und seine Umstände für bedenklich achtete, „so sagte er, er müsse mit einem andern darüber „sprechen. Es kommt also noch einer: Sie reden „ganz frey in seiner Gegenwart lateinisch mit ein„ander, in der Meinung, ein Franzoß, der in so „geringen Umständen sey, werde kein Latein verste„hen; er verlohr von ihrer Unterredung nicht ein „Wort. Nach einem langen Wortwechsel über ein „sonst nie gebrauchtes Hülfsmittel fängt der eine „an, und sagt: Faciamus periculum in anima „vili. Da sie nun den Schluß gefaßt hatten an diesem schlechten Menschen eine Probe zu machen, so „begaben sie sich weg, mit der Versprechung einer „guten Arzteney, und mit Verordnung dessen, was „er essen und trinken sollte. Der Kranke, welcher „die lateinische Sprache so gut, als sie, verstund,

„rafte

teten ihn aus dem traurigen Zustande, in welchem er sich befand. Der Gott unserer Väter behüte uns doch, mein lieber Monceca, daß wir solchen

„rafte sich zusammen, bezahlte den Wirth, und mach„te sich fort. Da er etliche Meilen gegangen war, „vertrieb die Furcht, sich den Händen der Aerzte an„zuvertrauen, seine Krankheit.„

Wir dürfen nicht unerinnert lassen, daß Muret nach Italien sich begab, weil er als ein Hauptverbrecher der philosophischen Sünde wegen, die dem Du Chaufour so viel Noth machte, in Frankreich verfolgt wurde. Anfangs gieng er nach Venedig. Von da mußte er wieder fort, weil er einen vornehmen jungen Herrn verführt hatte. Hierauf kam er nach Padua, und alsdenn nach Rom, wurde ein römischer Bürger, und Prediger der heiligen Römischen Kirche. Man sieht dieses aus der Ueberschrift seiner Schriften: M. Antonii Mureti Presbyteri, J. C. et Ciuis Romani orationes, Epistolae etc. Da er ein Ordensgeistlicher war, so hätten ihn die Jesuiten, wenn es möglich gewesen wäre, nach seinem Tode gern zum Heiligen gemacht. Der ehrwürdige Pater Bencius von der Gesellschaft Jesu versichert, Muret habe nicht ein einzigesmal Messe gelesen, ohne häufige Thränen zu vergießen. Novem jam sunt anni, auditores, cum sacris est initiatus M. Antonius ac Sacerdos factus. Ex quo tempore tam religiose, tam sancte fecit rem diuinam, vt inter sacrificandum nec lacrymas teneret ipse, et easdem etiam auditoribus excuteret. Indessen klingt dieses ganz anders, als wir in dem ersten Buche der Scaligeriana lesen, wo man ihm beschuldiget, er habe das Daseyn Gottes nicht geglaubt. Qui si tam bene crederet in Deum, quam optime persuaderet esse credendum, bonus esset Christianus.

solchen Leuten nicht in die Hände fallen, und erhalte uns die Gesundheit, das schätzbarste unter allen Gütern!

Man hat hier zu Lande eine Gewohnheit, die, meiner Meynung nach, den Körper gesund und munter zu erhalten, sehr nützlich ist. Man erzieht junge Leute so, daß man sie zu allerhand Uebungen gewöhnt, die durch die von ihnen veranlaßte große Ausdünstung dem Blute einen leichten Umlauf verschafft. Wenn ich nicht irre, so lieben durchgängig alle Einwohner dieser Gegenden solche Spiele, welche Stärke und Geschmeidigkeit des Körpers erfordern. In gewissen Tagen des Jahres bestimmen sie allerhand Preiße für diejenigen, die sich in den öffentlichen Uebungsspielen vor andern hervorthun, worinnen sie sich nach der Gewohnheit der alten Griechen und Römer richten. Vor ohngefähr zween oder drey Tagen habe ich mich bey einem dergleichen Feste befunden. Ich sahe junge Leute sich im Ringen üben. Der Ueberwinder bekam zur Belohnung eine seidne, mit silbernen Franzen besetzte Binde, die er aus den Händen des ersten Schöppens der Stadt erhielt. Der Preiß des Wettlaufs war kostbarer, als für das Ringen. Er bestund in einem silbernen Gefäße. Ich empfand ein inniges Vergnügen, da ich einigermaaßen das Bild der alten griechischen Feste sahe. Die klugen Gebräuche dieser Provinzen gefielen mir überaus wohl, wodurch ihre Bürger ermuntert werden, sich zu mühsamer Arbeit zu gewöhnen, und ihre Kräfte um gewisse Preiße, deren Austheilung

dem

dem Staate so nützlich und heilsam wird, zu erhalten, und zu vermehren.

Wenn wir, werther Monceca, den Ursprung der Spiele und Aufzüge des alten Griechenlandes auffuchen, so sehen wir leicht ein, daß die Staatsklugheit wenigstens daran eben so viel Theil gehabt hat, als der Trieb der Religion, und die Liebe zu Schauspielen. „Man wollte, wie ein „französischer Schriftsteller sagt, *) verschiedne „Völker, die einander gar nichts angiengen, und „größtentheils nicht so wohl durch die Entlegen„heit der Oerter, als durch die Verschiedenheit „der Absichten von einander abgesondert waren, „durch gemeinschaftliche Opfer an einem Orte zu„sammen bringen, und mit einander vereinigen.„ Diese Feste, wo ganz Griechenland haufenweise zulief, knüpften die Bande der Gemüther, erstickten die Mißhelligkeiten, und ersäuften Haß und Zwietracht in den darbey vorkommenden Ergötzlichkeiten. Sie unterhielten eine edle Nacheiferung, ohne Eifersucht zu erwecken. Diese Spiele waren eine Gattung von Schule, wo der Körper sich bey guter Zeit zu Kriegsdiensten gewöhnte. Der Wettlauf, das Ringen, das Faustgefechte hatten mit den Kriegsübungen viel ähnliches. Jeder Grieche stund im Frieden die Lehrjahre des Kriegs aus.

Ehemals gab es bey den Franzosen Spiele, die an Pracht den alten olympischen Spielen das Gleichgewicht hielten. Ihre Turniere, denen oft-

*) Oeuvres de Toureil, T. II. Pref. Hist. p. 17.

oftmals Könige und Fürsten beywohnten, waren etwas überaus prächtiges. Der nach Ruhm begierige Adel übte sich von Jugend an, um in jenen berühmten Ringelrennen sich hervor zu thun, wo der Ueberwinder öfters seine Belohnung aus den Händen seines Landesherrn erhielt. Allein ein unglücklicher Zufall mit Heinrichen dem Zweyten, der in einem von diesen Festen durch den Splitter von einer Lanze ins Auge verwundet wurde, und daran sterben mußte, machte, daß andern die Lust zu solchen Wettkämpfen vollends verging, und gleich darnach kamen sie ganz und gar aus der Gewohnheit. Die Staatsregel, die zu dem Verbot der Zweykämpfe Anlaß gab, weil dadurch dem Reiche die tapfersten Bürger entrissen wurden, hat auch zu Abschaffung dieser Feyerlichkeiten etwas beygetragen. Alles, was das Ansehen eines einzelnen Gefechtes hatte, wollte man auf die Seite schaffen, um die Franzosen desto leichter zu gewöhnen, daß sie ihre Herzhaftigkeit zu weiter nichts, als zum Besten ihres Vaterlandes, und ihres Landesherrns brauchen möchten.

Die unaufhörlichen Kriege, in welche die Franzosen fast immerfort verwickelt gewesen sind, haben sie nicht dazu kommen lassen, daß sie es inne worden wären, wie nützlich es sey, den Adel mitten im Frieden unter solchen Uebungen, wodurch er mit den Waffen bekannt wird, zu erziehen. Ueber dieses haben sie diesen Abgang der Turniere anderwärts durch allerhand nützliche Anstalten ersetzt. Die Akademien, die Musquetaircompagnien,

pagnien, das Königl. Haus sind lauter Uebungsschulen für den jungen Adel. Indessen dünkt mich, man reitze sie nicht sattsam durch Ehrenbelohnungen. In einem so wohl eingerichtetem Staate, als Frankreich ist, sollten wohl etwan alljährlich gewisse Preiße für die Kriegsübungen, so wie für die Wissenschaften, gesetzt seyn. Ich wünschte, es wäre einer davon lediglich für das Ingenieurcorps, und noch ein andrer für jedes Regiment bestimmt. Der erfahrenste Officier in den Kriegsübungen, und der geschickteste Ingenieur in der Festungsbaukunst, sollten an der Spitze ihres Corps eine ihnen gebührende Belohnung erhalten. Gesetzt, es wäre weiter nichts, als ein Kranz von Oelzweigen, der ihnen geschenkt würde, so bald man den Begriff des Ruhms damit vereinigte, wie würden sie sich nicht um die Wette darnach bestreben? Ein rothes oder blaues Band ist eben keine so gar wichtige Sache; Gleichwohl was thut man nicht, um es zu erlangen? Dergleichen Belohnungen reitzen die Gemüther, erhalten sie in einer beständigen Uebung, treiben zur Tugend, ermuntern in dem Herze eines jeden die Liebe zum Ruhme, und verursachen dem Staate keine Kosten.

Was für ein Glück würde es für die Unterthanen seyn, wenn die Regenten nur diejenigen belohnten, die sich durch Verdienste über andere erhoben hätten! Wie viel eingezogne Gnadengelder würden in ihre Einkünfte zurück fallen! Wie viel würden sie nicht Mittel bekommen, es ihren Unterthanen leichter zu machen, und die

Abga-

Abgaben zu vermindern! Wie viele Weiber von Staats- und Hofleuten würden lernen, nicht mehr auf eine thörichte Art Geld zu verthun, das öfters die Wittwe, der Wayse, und der Bauer herzugeben genöthiget werden!

Die klugen und weisen Männer, die das Ruder des französischen Staates in Händen führen, haben dem Misbrauche der Gnadengelder abzuhelfen gesucht. Sonst war es schon zureichend, das zu erlangen, wornach man trachtete, wenn man Freunde bey Hofe hatte. Jetzt müssen es Verdienste seyn. Ich höre oft manchen Franzosen wider diese kluge Anstalt der Regierung die heftigsten Klagen führen. Wer aber vernünftig denkt, und ohne Partheylichkeit urtheilt, rühmt eine Klugheit, die auf das Beste des Staats, und auf die Erleichterung der, durch die schlimmen Zeiten schon mehr, als zu sehr gedrückten Unterthanen abzielt.

Ein Mensch mag noch so kluge Anstalten machen, und auf die Verwaltung der Staatsgeschäffte noch so viel Sorge und Fleiß wenden, er wird es doch nimmermehr allen Leuten recht machen können. Die wunderlichen Einfälle der Leute sind so ausschweifend, ihre Denkungsart ist so verschieden, daß derjenige den Namen eines Thoren verdiente, der jedermann befriedigen wollte. Die Schuldigkeit erfordert, den Vorschriften der Vernunft zu folgen. Wer diese zum Augenmerk hat, dem bleibt nichts weiter übrig, als die eitle, und lächerliche Tadelsucht zu verlachen.

Lebe wohl, mein werther Monceca. Gleich nach meiner Ankunft in Spanien will ich dir von meinen Umständen Nachricht ertheilen.

Montpellier.

Der sieben und achtzigste Brief.

Aaron Monceca, an Jakob Brito.

Deinen letzten Brief habe ich etlichen Aerzten gewiesen, die meine guten Freunde sind. Sie sind von der Ungewißheit dieses Theils in der Arzteneykunst, die man als eine geheime Wissenschaft betrachten kann, und deren Erkänntniß blos auf einigen öfters sehr betrüglichen Erfahrungen beruhet, so gut, als du überzeugt. Die Gelehrten, wovon ich dir sage, sind ganz wohl im Stande, den richtigen Werth der verschiednen Stücke der Naturlehre zu bestimmen. Sie haben alle die verborgensten Fächer dieser Wissenschaft genau durchsuchet, und mit unendlicher Mühe geprüft. Sie machen daraus zwey Abtheilungen; die eine ist ungewiß, voller Zweifel, und unauflöslicher Fragen; die andre ist angenehm, und durch das Licht der Wahrheit beständig erleuchtet. Diese letztere betrifft die Naturlehre, welche sich auf Versuche gründet; jene beruhet auf den allgemeinen Grundsätzen dieser Wissenschaft, und auf den ersten Werkmeistern der Natur, woferne man

anders

anders, jene kleinen Körper so nennen darf, die durch ihre Vereinigung alle die verschiednen Wesen, die in der Welt sind, errichten.

Diesen Theil der Naturlehre kann man füglich in zwey Hauptstücken zusammen fassen, welche das übrige alles in sich halten, und nothwendig ihre Prüfung und Entscheidung nach sich ziehen. Diese sind der leere Raum, und das Unendliche. Könnte jemand diese zwey Fragen in ein deutliches Licht setzen, so würde er den ersten Theil der Naturlehre eben so deutlich und gewiß, als den zweyten machen. Allein so lange noch Menschen seyn werden, so lange glaube ich auch, daß man sich über die verschiednen Meynungen zanken wird, welche das Unendliche leugnen, oder zugeben, und den leeren Raum vertheidigen oder verwerfen. In zwey tausend Jahren wird man über diesen Lehrsatz eben so wenig, als jetzt, deutlich unterrichtet seyn, und die gelehrten Streitigkeiten der künftigen Zeit werden sie in kein helleres Licht, als die vergangenen setzen. Der menschliche Verstand hat seine Gränzen, und kann sich nicht bis zur Erkänntniß gewisser Dinge, die seine Kräfte übersteigen, erheben. Wozu dienen demnach die unendlichen Zänkereyen, die nicht den geringsten Nutzen haben?

Ich glaube, mein werther Brito, man müsse sich auf die Känntniß gewisser Wissenschaften so, wie auf die Lesung der Romanen, legen; sich damit die Zeit vertreiben, und sie für weiter nichts, als für angenehme Träume achten. Auf solche Weise schaffet man viele unnütze Schwierigkeiten

aus dem Wege, die sonst nichts thun, als daß sie den Verstand bey Sachen aufhalten, die ihm oft nicht den mindesten Vortheil bringen, und wovon er sich vernünftiger Weise keinen deutlichen Begriff versprechen darf. Unter diese Gattung gehören auch die Fragen über das Unendliche. Denn unser endlicher Verstand verirrt und verliert sich in der Unendlichkeit. Es entsteht daher ein Mischmasch von Begriffen, die einander zuwider sind: Mitten unter diesem bleibt der Verstand in einer Unentschlüßigkeit und Verwirrung, die ihm nicht verstatten, daß er sich jemals mit einem Scheine der Wahrheit zu etwas gewissen entschließen darf.

Die alten Weltweisen haben sehr vieles von der Unendlichkeit geredet. Sie haben auf beyden Seiten wahrscheinliche Ursachen vorgebracht. Allein diese Frage ist so voll Schwierigkeiten, daß der Verstand, wenn er sie zu ergründen sucht, immerfort durch die Einwürfe, die er sich selber macht, aufgehalten und gehindert wird. Solchergestalt ist in dergleichen Sachen nachgrübeln nicht viel besser, als zweifeln lernen. *) Man darf nur, um von der Wahrheit meiner Meinung überzeugt zu seyn, die verschiednen Lehrgebäude der Weltweisen prüfen. Ohn geach-

*) Man sehe die Philosophie du Bon Sens, oder Betrachtungen über die Ungewißheit der menschlichen Erkänntniß. Der Zweck dieses Buchs ist zu zeigen, wie wenig Zuverläßiges in den meisten Wissenschaften anzutreffen sey.

geachtet ihres scheinbaren Unterschieds lassen sie sich in zwey Hauptgattungen eintheilen. Bey den Alten ist eines das Epikurische, das zweyte das Aristotelische; bey den neuern, das Gassendische, und das Cartesische Lehrgebäude. Die Meinungen dieser vier Sekten kann man noch in Ansehung gewisser Fragen bis auf zwey besondere Meinungen einschränken. Eine davon giebt den leeren Raum zu, sie setzt der Materie Gränzen, und hält sie nicht weiter, als nur bis auf einen gewissen Grad, für theilbar. Nach der zweyten ist alles angefüllt, die Materie ist unendlich, oder uneingeschränkt, und bis ins unendliche theilbar. Mit Prüfung dieser Fragen kommt man durch diesen ganzen Theil der Naturlehre hindurch, der nach meinen Gedanken in alle Ewigkeit voll Zweifel bleiben muß.

Wir wollen einen Epikurer, oder welches einerley ist, einen Gassendisten reden hören. Er sagt: „Der leere Raum ist unumgänglich nöthig; „ohne ihn kann keine Bewegung statt finden. „Wenn alles voll ist, wie können die Körper wir„ken, und von einem Orte zum andern kom„men? Zween Körper können nicht durch ein„ander durchkommen. Dieses ist widerspre„chend. Soll einer den Platz des andern ein„nehmen, so muß der letztere weichen. Wie „kann er aber weichen, wenn er durch einen „andern, und dieser wieder durch einen an„dern, und so immerfort, bis an das Ende „der Welt aufgehalten wird, da alles voll ist,

„und keiner dem andern Platz machen kann? *)
„Umsonst, spricht der Gassendist weiter, wendet
„man ein, daß weiche und leichte Körper den
„schweren und harten ausweichen, und daß es
„mit der Bewegung der Körper eben die Bewand-
„niß hat, als mit einem Fische im Wasser; denn
„eben dieser Fisch hat die Kraft, sich im Wasser
„zu bewegen, nicht anders, als vermittelst des
„leeren Raumes: Die Theile des Wassers wei-
„chen, eben wegen der kleinen leeren Plätze, wo
„keine Körper sind, aus, in welche der Fisch
„durch seine Bewegung sie hintreibt: Wäre alles
„voll, so könnten die weichen Körper eben so
„wenig, als die harten ausweichen. Ohne den
„leeren Raum würden gar keine weichen Körper
„seyn; denn sie sind es wegen des leeren Rau-
„mes, den sie in sich fassen. Sobald man etwas
„weiches recht scharf zusammen drückt, so setzt
„man es in den Stand zu widerstehen; und ist
„nicht da alles äußerst gedrückt, wenn alles voll,
„und dicht neben einander steckt?„ **)

Diese

*) - - Locus est intactus, inane vacansque.
Quod si non esset, nulla ratione moueri
Res possent; namque officium quod corporum extat
Officere atque obstare, id in omni tempore adesset
Omnibus: haud igitur quidquam procedere posset,
Principium quoniam cedendi nulla daret res.
Lucret. de Rer. Nat. L. I.

**) Cedere squammigeris latices nitentibus ajunt,
Et liquidas aperire vias: quia post loca pisces
Linquant, quo possint cedentes confluere undae:
Sic alias quoque res inter se posse moueri,

Et

Diese Ursachen sind, dem Ansehen nach, gut und gründlich. Allein der Peripathetiker und Cartesianer dürfen nur fragen, ob es wohl möglich sey, das Daseyn eines Wesens zu behaupten, das ein bloßes Nichts ist, sogleich wird durch diese Schwierigkeit dem Verstande etwas in dem Weg gelegt. Wenn er diesem nachdenkt, so vergißt er darüber die Ursachen, die ihn überzeugten, daß ein leerer Raum sey. Er kann sich nicht entschließen, ein bloßes Nichts für etwas würklich vorhandenes anzunehmen, und vertieft sich in eine ewige Ungewißheit. *)

Genug, mein lieber Brito, von der Frage über den leeren Raum. Wir wollen sehen, wie es mit der Unermeßlichkeit der Materie aussieht. Ein Gassendist sagt, über diese Welt hinaus müsse es leere Räume geben. Hierzu giebt er zween wichtige Gründe an, und sagt: „Wir

„wollen

Et mutare locum, quamuis sint omnia plena.
Scilicet id falsa totum ratione receptu'st.
Nam quo squammigeri poterunt procedere tandem,
Ni spatium dederint latices? Concedere porro
Quo poterunt undae, cum pisces ire nequibunt?
Aut igitur motu priuandu'st corpora quaeque,
Aut esse admistum dicendu'st rebus inane.

Lucret. de Rer. Nat. L. I.

*) Propositio III. *Repugnat, vt detur vacuum.*
Demonstratio. Per vacuum intelligitur extensio sine substantia corporea -. Corpus sine corpore, quod est absurdum. *Ren. Cartesii* Princip. Philosoph. P. I. et II. More Geometrico demonstratae per Benedictum de Spinoza. P. II. p. 48.

„wollen setzen, es stünde einer am Ende der „Welt, und streckte den Arm aus. Entweder „er wird aufgehalten, so wird alsdenn das, was „ihn aufhält, außer der Welt seyn, und es wird „also noch sonst etwas mehr seyn. Oder er hat „das Vermögen sich auszustrecken, und folglich „wird ein Raum vorhanden seyn müssen. Dem„nach muß man einräumen, daß es außer der „Welt leere Plätze ohne Körper giebt, oder man „muß behaupten, daß die Materie ohne Ende „sey. Dieses ist nicht allein ungereimt, sondern „so gar böß und gotteslästerlich gesagt; denn es „können nicht zwey unendliche Wesen seyn. Wer „von unendlichem redet, nennt eine Sache, die „alles in sich faßt; wäre die Materie unendlich, „so wäre sie Gott. Diese Meinung ist verab„scheuenswürdig, und die kahle Ausrede, welche „die Cartesianer von dem Chrysippus entlehnet „haben, so wie auch ihr zweydeutiges Wort der „Uneingeschränktheit, oder Unermeßlichkeit sind „ein wahrhaftes Kinderspiel, und schicken sich „gar nicht zu der Redlichkeit und Aufrichtigkeit „eines Weltweisen. Ist es nicht artig zu behau„pten, die Materie sey weder endlich, finita, noch „unendlich, infinita, sie sey aber unumschränkt, „indefinita. Eben so lieb wollte ich, daß ein „Normandier, auf meine Frage, wie viel Thaler „er in seinem Geldbeutel habe, mir antwortete, „sie wären weder gleich, pairs, noch ungleich, „impairs, sondern indepairs.„ *)

So

*) Diese Stelle enthält eine Widerlegung, die sich blos auf ein Wortspiel in der französischen Sprache gründet

So lauten die Gründe eines Gassendisten. Sie lassen sich hören: Sie sind, dem Scheine nach, überzeugend. Allein so schwer es ist, sich kleine leere Räume in der Welt zerstreut vorzustellen, eben so schwer lassen sich die eingebildeten Räume außer der Welt begreifen. Die Vernunft will sich durchaus nicht bequemen, eine durchdringliche Ausdehnung anzunehmen, und kann es gar nicht begreifen, daß eine Sache ein Daseyn und eine Ausdehnung habe, und doch ohne Theile sey. Ueberall wo es Ausdehnung giebt, ist auch Materie. Ohne Materie kann also kein Raum seyn, und die Gränzen, die ich der Welt gebe, mögen seyn, wie sie wollen, so stellt sich mein Verstand noch drüber hinaus neue Räume vor: Also muß die Materie unendlich seyn.

Siehe, lieber Brito, wie dunkel diese Frage ist, und was für eine dicke Wolke die Wahrheit davon auf immer vor den Augen der Menschen verdeckt hat. Ist es ihnen unmöglich, die endlichen Gränzen der Materie, oder auch ihre Unendlichkeit einzusehen, so ist die Untheilbarkeit eben dieser Materie eben so gut ein Geheimniß, das sie in Ewigkeit nicht wissen werden. Wie ist es auf der einen Seite begreiflich, daß in dem Fuße einer Mücke eben so viel Theilgen sind, als in der ganzen Welt? Denn wenn die Materie bis in das Unendliche theilbar ist, so befinden sich in

gründet; da dieses im Deutschen nicht eben so ausgedrückt werden konnte, so hat man es für gut befunden, die französischen Wörter beyzubehalten. Uebers.

dem kleinsten Sonnenstaube so gut, als in der ganzen Welt unendlich viele Theile. Dieses kann sich die Vernunft nimmermehr bereden lassen, und dieser Schluß ist von größerer Wichtigkeit, als jener, den die Epikurer und Gassendisten machen, wenn sie sprechen, ein Atomus oder Sonnenstaub sey nur blos in Ansehung seines harten Wesens, worinnen kein leerer Raum statt findet, untheilbar. Es wird hierbey etwas, als ausgemacht, vorausgesetzt, über dessen Wahrheit und Gewißheit man noch streitet. Denn so bald ihnen die Möglichkeit des leeren Raumes geläugnet wird, so erfolgt hernach daraus, daß ein Sonnenstaub theilbar ist. Ich glaube, mein lieber Brito, daß es, ohne seine Zuflucht zu dem vorgeblichen harten und festen Wesen eines Sonnenstaubs zu nehmen, unmöglich sey sich vorzustellen, wie man einen Mückenfuß in unendliche Theilgen abtheilen könne. *)

Sobald

*) Spinoza hat die allerstärkste Einwendung der Vertheidiger von der Untheilbarkeit der Sonnenstäublein in ihrer größten Stärke vorgetragen. Er erklärt sich darüber also: Magna et intricata questio de atomis semper fuit. Quidam asserunt, dari atomos, ex eo, quod infinitum non potest esse majus alio infinito; et si duae quantitates, puta A, et dupla ipsius A, sint diuisibiles in infinitum, poterunt etiam potentia Dei, qui eorum infinitas partes vno intuitu intelligit, in infinitas partes actu diuidi. Ergo, cum, vt dictum est, vnum Infinitum non maius sit alio Infinito, erit quantitas A aequalis, suo duplo, quod est absurdum.

Deinde

Sobald man den Begriff des Unendlichen mit der Materie verbinden will, so verliert sich die Seele in ihren Betrachtungen. Immittelst erschüt-

Deinde etiam quaerunt, an dimidia pars numeri infiniti etiam sit infinita, et an par sit, an impar, et alia eiusmodi. Hier ist der Einwurf in seiner völligen Stärke. Man kann nicht nachdrücklicher zu erkennen geben, wie sehr es widerstreite, in einem endlichen Ganzen, unendliche Theile anzunehmen, und jedesmal, wenn man ein bestimmtes und endliches Ganze zertheilt, von dem Endlichen sich eine Unendlichkeit vorzustellen. Wir wollen sehen, wie Spinoza diesen Zweifel auflöst. Er schreibt: Ad quae omnia Cartesius respondit, nos non debere ea, quae sub nostrum intellectum cadunt, ac proinde clare et distincte concipiuntur, rejicere propter alia, quae nostrum intellectum aut captum excedunt, ac proinde non nisi admodum inadaequate a nobis percipiuntur. Infinitum vero, et eius proprietates humanum intellectum, natura scilicet finitum, excedunt; adeoque ineptum foret id, quod clare et distincte de spati concipimus, tanquam falsum rejicere, siue de eo dubitare, propterea, quod non comprehendamus Infinitum: et hanc ob causam Cartesius ea, in quibus nullos fines aduertimus, et qualia sunt Extensio Mundi, diuisibilitas partium materiae etc. pro indefinitis habet. *R. Cartesii* Princ. Philos. P. I. et II. more Geometr. demonstr. per Benedict. de Spinoza. P. II. p. 50, 51.

Ein witziger Kopf und großer Liebhaber der Weltweisheit hat überaus gründlich auf diesen Vortrag des Des-Cartes, von dessen Wahrheit Spinoza so sehr überzeugt zu seyn scheinet, geantwortet. Er sagt: „Des-Cartes bestreitet die Atomen, oder

„Son-

tert der Beweis der Carteſianer alle Schlußfolgen ihrer Widerſacher. Ein Atomus, ſagen ſie, ſey ſo klein, als er wolle, das Stück, welches gegen Morgen ſich richtet, iſt doch nicht einerley mit

„Sonnenſtäubgen, auf eine ſehr ſchwache „Weiſe. Wir erkennen, ſagt dieſer Philoſoph, „daß keine Atomen, oder irgend andere untheilbare „Theile der Materie ſeyn können: Denn wenn es „Atomen giebt, ſo haben ſie allemal eine Ausdeh„nung, man mag ſich dieſelben auch noch ſo klein „vorſtellen können. Jeden von dieſen Atomen können wir noch in Gedanken in zween, oder mehr „noch viel kleinere Körper zertheilen, und es iſt un„möglich, daß unſer Verſtand ſich etwas als theil„bar vorſtellt, daß wir nicht zu gleicher Zeit einen „gewiſſen Begriff haben ſollten, daß dieſe nemliche „Sache getheilt werden kann; gleichwie ebenfalls, „wenn wir den Ausſpruch thäten, daß ſie untheil„bar wäre, das gefällte Urtheil von unſerer eignen „Erkänntniß verſchieden ſeyn würde.

„Dieſer Vortrag hat keinen Grund, und „beweiſt nichts wider die untheilbare Natur „des Atomus. Beruhen die Dinge, was ihr „Daſeyn betrift, auf den verſchiednen Arten, „wie unſer Verſtand ſich dieſelben vorſtellt? „Geſetzt, ſie wären in ſeinen Gedanken auf „dieſe, oder jene Art beſchaffen, folgt daraus, „daß ſie nicht anders ſeyn können? Der Car„teſianer z. B. bildet ſich in ſeinen Gedanken „ein, daß der Atomus untheilbar iſt, und „da er ſich ihn einmal ſo vorgeſtellt hat, ſo „trägt er vermöge des Carteſianiſchen Grund„ſatzes, kein Bedenken zu behaupten, daß er „würklich untheilbar ſey. Auf ſolche Weiſe „werden ſie alle beyde Recht haben, da der Verſtand,

„ſo

dem, welches sich gegen Abend zuwendet. Diese zwey Stücke können also getheilt werden: Wenn aber diese getheilt sind, so geht es auch wiederum aus eben dem Grunde mit allen beyden an; auf solche Weise kann man die Sache bis auf das unendliche hinaus treiben; und so lange es noch Materie bleibt, wird sie allemal zwey Seiten haben. Wenn man bis dahin gekommen ist, empört sich der Verstand aufs neue, und wer ehrlich handeln will, derselbe gesteht, daß der allerunwissendste in solchen Sachen eben so viel weiß, als der gelehrteste. Ein Weltweiser kann von allen dergleichen Fragen nichts anders sagen, als was Cicero sagt, wenn er von den verschiednen Meinungen von dem Wesen der Seele sagt: Welche von diesen verschiednen Meinungen die wahrhafteste sey, mag

„so wie er wenigstens behauptet, von keiner Sache „einen Begriff hat, die nicht auch würklich seyn soll„te; Wiewohl dennoch einer von beyden unrichtig „denken muß; wenn aber Des-Cartes in seinen Ge„danken völlig von der Beschreibung des Atomus ein„genommen gewesen wäre, so würde er sich ihn nie„mals, als theilbar vorgestellt haben, wenn er so ge„schlossen hätte. Der Atomus hat eine Aus„dehnung und diese Theile machen ein voll„kommen festes und einfaches Ganze aus; „denn er ist ewig, er ist nicht etwan ein zu„sammengesetztes Werk, es ist kein leerer „Raum in der genauen Vereinigung seiner „Theilgen, und also ist er untheilbar. Des „Contures Anmerkungen über den Lucrez. I. B. „S. 348.

mag irgend ein Gott entscheiden. *) Blos die Gottheit, mein Brito, kann dergleichen verborgne Geheimnisse erkennen. Es ist ihr Wille gewesen, daß wir davon nichts wissen sollen. Warum geben wir uns vergeblich Mühe, sie zu entdecken? Der Vortheil sogar, den wir daraus ziehen, ist es nicht werth, daß wir uns damit so viel Mühe geben. Was hilft es uns, daß wir wissen, ob die Materie in das uneudliche hinaus theilbar sey? Genug, daß wir wissen, sie sey es so weit, als uns nöthig ist, um für alle Sachen, deren wir vonnöthen haben, hinreichend zu seyn. Der Mensch wendet seine Zeit gern auf Dinge, die etwas seltsames und wunderbares in sich fassen: Daher hat er seit beynahe 3000 Jahren mit unendlicher Mühe unauflösliche Fragen auszugrübeln gesucht. Ich sollte meinen, es müßte ihm die Lust zu einer so unnützen Bemühung vergangen seyn, worüber er die Zeit verderbt, die er viel nützlicher anwenden könnte. Daß aber die meisten Menschen ihre Mühe unrechten Sachen widmen, rührt gewöhnlicher Weise daher, weil sie die Wissenschaft eitler und unnützer Dinge für Gelehrsamkeit halten. Durch ihre Vorurtheile verblendet, haben sie die überleyen Wissenschaften den gründlichen und nöthigen vorgezogen. Wenn ein Mensch, sagt ein großer Nazaräischer Philosoph, **) sich einmal in den Kopf setzt, gelehrt zu werden,

*) Harum sententiarum quae vera sit, Deus aliquis viderit.

**) Malebranche Recherche de la verité. L. III. P. I. Ch. IV. p. 84.

werden, und der Trieb viel zu wissen sich in ihm zu regen anfängt, so fragt er fast nicht einmal darnach, was für Wissenschaften ihm, theils zu einem erbaren Leben, theils zu Ueberzeugung seiner Vernunft, am nöthigsten sind. Er sieht blos auf diejenigen, die man in der Welt für Gelehrte achtet, und auf das, was sie eigentlich in so großes Ansehen bringt. Dieses ermuntert viele junge Leute zu der Erkänntniß unnützer und unnöthiger Dinge. Sie nehmen allerhand gefährliche Vorurtheile aus der Schule mit sich. Sie sind überzeugt, daß ihr Lehrer, ein Schulphilosoph, und großer Freund von ungereimten Grillen, ein großer Gelehrter sey; sie glauben also, sie können nicht besser thun, als wenn sie ihm nachahmen.

Lebe wohl, mein werther Brito, lebe vergnügt und glücklich. Gott überschütte dich mit Seegen.

Paris.

Der acht und achtzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaac Onis, einen Caraiten, und alten Rabbi von Constantinopel.

Paris, mein lieber Isaak, ist ein Ort, den man nie anders, als mit Widerwillen verläßt. Indessen mag meine Abreise mir noch so schwer

schwer ankommen, so ist dieses dennoch, allem Ansehen nach, der letzte Brief, den ich dir aus dieser Stadt schreibe. In 3 bis 4 Tagen reise ich nach Ryssel in Flandern; von da werde ich mich nach Brüssel begeben. Die neuen Länder, wohin ich zu kommen gedenke, werden mir zu neuen Betrachtungen, die ich dir mit vieler Sorgfalt zu wissen thun will, Stoff genug an die Hand geben.

In den von Paris geschriebenen Briefen habe ich, so genau, als es mir möglich war, die Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner dir bekannt zu machen gesucht. Die Erfahrung, die du dir auf deinen Reisen an die Höfe von Deutschland erworben hast, wird dich in den Stand gesetzt haben, dasjenige, was ich entweder vergessen, oder nicht deutlich genug beschrieben habe, mit leichter Mühe zu ergänzen. Indessen habe ich, wo ich mich nicht betrüge, nichts wesentliches mit Stillschweigen übergangen. Ich habe dir von Hofleuten, von Ministern, von Staatsbedienten, von den Bürgerlichen, von den Gelehrten, von den Geistlichen, von dem gemeinen Pöbel Nachricht ertheilt. Vermuthlich werde ich keinen Stand vergessen haben, wenn ich dir noch etwas von den Gewissensräthen, und von den andächtigen Schwestern erzähle.

Die mystische Nation macht in Frankreich vor sich selbst eine Art von Staat aus. Sie hat ihre eignen Gesetze, Verordnungen, und Gebräuche. Die obersten und ehrwürdigsten Glieder derselben sind die sogenannten Gewissensräthe. Diese

machen

machen die Einrichtung und Verordnung zu allem, was geschehen soll: Sie haben eine unumschränkte Gewalt in ihren Händen. Gewisser Maaßen sind sie zwar verbunden in manchen Fällen, bey den Päbsten sich Raths zu erholen, doch insgemein sprechen sie sich selbst davon los, und geben über die wichtigsten Fragen einen endlichen Ausspruch.

Die Anzahl der Weibspersonen ist in dieser mystischen Sekte viel größer, als der Mannspersonen. Die Gewissensräthe, wovon ich jetzt rede, sind von männlichem Geschlechte fast die einzigen; außerdem besteht sie aus lauter Nonnen, alten Wittwen, betagten Frauen, und jungen Mädgen, die zwar nicht in Klöster gehen, doch aber dem Ehestande entsagen, und Schwestern heißen. Es giebt deren verschiedne Gattungen. Die Vorzüglichsten sind die Schwestern des dritten Franciscus Ordens, die Schwestern vom Rosenkranze, die Schwestern von Brustschildlein, (scapulaire) die Schwestern des Heil. Dominikus, die Schwestern des Heil. Franciscus Gürtels. Jede hat ihre besondere Kleidung. Die von dem Brustschildlein haben einen grauen Oberrock, und schwarzen Unterrock; die von dem dritten Franciscus Orden sind hingegen halb schwarz, halb weis gekleidet. Ueber eine jede Sammlung solcher Jungfrauen sind gewisse Mönche gesetzt, und als Gewissensräthe angenommen; nach der Stelle bey diesen Ordensschwestern wird sehr getrachtet. Denn du kannst dir, lieber Isaak, leicht vorstellen, daß es viel ange-

nehmer sey, ein Oberhaupt eines Haufens junger Mädgen, als einer Zahl alter Weiber, und eisgrauer Wittwen zu seyn. Man kann also die Oberhäupter dieser mystischen Nation in drey verschiedne Gattungen abtheilen; zu der ersten gehören die Gewissensräthe der jungen Mädgen; der zweyten ist die Aufsicht über die Wittwen mitgetheilt; unter solchen befinden sich allemal noch einige, die nicht alles angenehme verlohren haben; die dritte besteht aus solchen, die an der Spitze der alten Weiber sind. Dieser Posten ist sehr unbequem, mühsam, und mit gar wenig Annehmlichkeit verknüpft; indessen muß man unumgänglich erst diesen übernehmen, wenn man zu den übrigen gelangen will. Die Gewissensräthe, denen die Aufsicht über die alten Müttergen anvertrauet ist, dürfen sich keine Hoffnung machen, unter ihren alten Schafen irgend ein zartes hüpfendes Lamm zu sehen.

Niemand kann einen Platz in der mystischen Sekte haben, der nicht allen Annehmlichkeiten des Ehestandes gänzlich entsagt. Wittwen, und unverheirathete Weibspersonen haben, ihres Standes wegen, das Recht, ohne Prüfung hineinzutreten. Eine verheirathete Frau aber muß versprechen, daß sie die ehelichen Ergötzlichkeiten vergeßen will. Es giebt wenig junge Weiber, die sich überwinden können, unter solchen Bedingungen in die Gesellschaft andächtiger Schwestern zu treten. Wenn auch sie noch das Herz dazu hätten, so sind es ihre Männer nicht zufrie-

den,

den, weil sie zur Beobachtung der mühsamen Fasten, welche die mystische Religion vorschreibt, keine Lust haben.

Diese Sekte hat ihre besondere Heilige, und Gebräuche. Ein gewisser Dominikus, ein berüchtigter Verfolger, und ein Stifter des schrecklichen Inquisitionsgerichts, ist eine von ihren vorzüglichsten Gottheiten. Gleich nach ihm kommen Clara und Rosa, zwey Nonnen. Den vierten Platz unter den Schutzgeistern dieser mystischen Sammlung hat Franciscus von Sales. Diese Manns- und Weibspersonen haben bey ihrem Leben verschiedne Bücher voller Sätze ihres Glaubens verfertiget. Eine unverheirathete Weibsperson, Therese, hat eine vollständige Sammlung aller Thorheiten hinterlassen, die ihr verrücktes Gehirn, und ihre in Verwirrung gebrachte Einbildungskraft ihr eingegeben haben. Dieses Buch wird für unschätzbar gehalten, und hat unter den Mystikern eben so großes Ansehen, als der Alkoran unter den Mahometanern.

Die Mystische Religion hat viel ähnliches mit der Quietisterey. Der Ursprung davon wird den Morgenländischen Mönchen zugeschrieben. Sie behauptet, sobald man mit der Gottheit unmittelbar, und innigst vereinigt sey, so vertrete eine bloße leidende, und unregbare Nachdenkung die Stelle aller Tugenden. Diese Meinung gestattet die allergrößten Unordnungen, verderbt gute Sitten, und macht alle Handlungen gleichgültig. Indessen da die Gewissensräthe ihren Vortheil dabey finden, so sind sie fast alle ingeheim zu dieser Mei-

nung geneigt. Sie müssen aber damit zurückhalten, und dürfen sich nichts merken lassen, damit sie sich die Obrigkeit nicht auf den Hals hetzen; diese will durchaus dergleichen Lehre ausrotten, welche die Mönche niemanden, als den andächtigen Schwestern offenbaren, die sie vorzüglich erwählt haben, daß sie ihnen bey Ausbreitung der Quietischen Lehrsätze behülflich seyn sollen.

Hier siehst du, mein werther Isaak, daß nichts bequemer ist, als eine Religion, die dem Leibe alle verbotnen Lüste gestattet, woferne nur die Seele sich zu gleicher Zeit gen Himmel erhebt. Niemand als Mönche sind im Stande eine so ungereimte und abentheuerliche Lehre aufzubringen. Hätte man nicht alle Tage Proben, daß diese schädliche Denkungsart leider nur gar zu viel Anhänger findet, so würde man es für eines von den Hirngespinnsten halten, welche die Gottesgelehrten bisweilen aussinnen, um das Vergnügen zu haben, dieselbe zu bestreiten; allein es hat seine völlige Richtigkeit, daß den Quietisten weiter keine Lehrsätze beygelegt werden, als solche, wovon sie sehr überzeugt sind. Ein gewisser Michael Molinos brachte sie am meisten ins Ansehen. Er entwarf zwey Schriften. Eine heißt die geistliche Wegweiserinn, *) und die andre die sonderbare Gemeinschaft. **) Er und seine Anhänger machten, daß ihr Lehrgebäude mitten

in

*) La Guide spirituelle.
**) La communion particuliere.

in Rom, öfters so gar an Orten, die zu Religionsübungen bestimmt waren, manchem römischen Ehemanne nachtheilig war. Der mit dem Geiste am Himmel hangende Molinos, machte auf der Erde mehr als einen Hanrey. Endlich erwachten die eifersüchtigen Italiäner aus ihrer Schlafsucht, worein sie die Ermahnungen, die öffentlichen Reden, und das scheinbare Leben dieses heuchlerischen Lehrers vertieft hatte. Er wurde in den Bann gethan, und zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilt, worinnen er starb. Die Inquisition ließ es bey diesem mit dieser Strafe genug seyn, da sie doch vielleicht einem andern zum Feuer verdammt haben würde, der an der Niedermetzelung 11000 Jungfrauen, oder an der großen Kraft des Ablasses gezweifelt hätte. Sie achtete das Verbrechen des Molinos nicht eben für so gar arg, da er in seinen andächtigen Entzückungen doch wohl nicht so viel unächte Kinder gezeuget hatte, als ehemals der fromme König Carl der Große, der dessen allen ohngeachtet immer die Ehre, unter die Heiligen versetzt zu werden, verdiente.

Die irrigen Sätze dieses Lehrers, die für verderbte Sitten so gar süße sind, werden von vielen mystischen Gewissensräthen, besonders von denen, die zu der ersten Ordnung gehören, in Ausübung gebracht. Es giebt unzählige Schwestern von dem Brustschildlein, und von dem Rosenkranze, die dem Ehestande entsagt haben, um einen reinern und vollkommnern Stand zu erwählen, und welche, um sich völlig in den Stand der Voll-

kommenheit zu erheben, alle Ergötzungen der Liebe genießen.

Die Hauptbücher, in welchen diese gemächliche Lehre enthalten ist, sind: Das Gebet im Geist aufgesetzt von einem Barnabiten, einem der allerheiligsten und frischensten Mönche, die man unter den Nazaräischen Glaubensbrüdern finden kann.

Kurzes und leichtes Mittel zu beten, und das Hohelied Salomonis nach dem mystischen Sinne ausgelegt, sind zwey Schriften der Frau Guyon, einer Erzmolinistinn. Sie hat sie erst nach einer langen Uebung aufgesetzt, wodurch sie sich die Gewohnheit, ihren Körper auf Erden, und ihren Geist im Himmel zu belustigen, recht bekannt gemacht hatte.

Sammlung von Briefen des Ehrwürdigen Paters Girard. Sie enthalten einen kurzen Innbegriff der allerfeinsten Grundsätze der Quietistischen Lehre, zum Gebrauche der Fräulein Guyot, Batarelle, Lione, und sonderlich der Schwester Cadiere, seiner geliebtesten Beichttochter: nebst einer Sammlung lehrreicher, und zur Vollkommenheit abzielender Sprüche. Diesem Buche ist eine philosophische Auslegung von eben diesem Ehrwürdigen Pater über die berüchtichten Worte: Ergebt euch ganz, und laßt alles mit euch machen, beygefügt.

Anweisung des Paters Sabbatier, Herzensfreunds des berühmten Paters Girard, zum Besten der mystischen Gewissensräthe; eine Schrift, aus welcher junge Gewissens-

räthe

räthe, die nöthigen Hülfsmittel lernen, den Folgen auszuweichen, welche aus der unbesonnenen Treuherzigkeit der ehrwürdigen Schwestern, die sich zur erhabnen Quietisterey begeben haben, entstehen können. *)

Hier hast du, mein werther Isaak, die vornehmsten Schriften, über welche diejenigen unaufhörlich nachdenken, die zur Molinosistischen Sekte gehören, zu welcher niemand anders, als durch die Mystische gelangen kann. Diese letztere ist eine Gattung von Pflanzschule für die erste. Sie hat ihre Erscheinungen, Entzückungen, Wunder, süße Betrachtungen, wie die Molinosistische: Sie verstattet aber keine Absonderung der Handlungen des Körpers und der Seele.

Die Bischöffe wenden alle Mühe an, sich so gefährlichen Meinungen zu widersetzen. Sie verdammen des Molinos Lehre auf das strengste, und sind mit denenjenigen gar nicht zufrieden, die sich in die mystischen Begriffe einlassen. Sie verlangen, daß der Nazaräische Glaube in seiner Reinigkeit bleiben solle. Sie geben auf die Geistlichen Achtung, denen sie die Aufsicht über die Unterthanen anvertrauen; aber ihre Mühwaltung hat sehr wenig Nutzen. Die weltlichen Priester machen in dem römischcatholischen Glau-

*) Diese letztere Schrift ist nie zum Vorschein gekommen; vielleicht ist sie zum Scherz von dem Aaron Monceca ersonnen worden. Wenigstens hat der Uebersetzer dieser Briefe solche Gedanken.

ben die wenigste Unordnung. Sie sind insgemein, wie ich dir bereits gesagt habe, erbare Leute, und ihre Sitten sind den Sitten der Mönche völlig entgegengesetzt. Die Pfarrherren, wie die Franzosen ordentlicher Weise solche Geistliche heißen, denen die genaue Obsicht über einen gewissen Bezirk übergeben ist, sind gewöhnlichermaaßen mildthätig gegen die Armen, und geben sich Mühe, Familien fortzuhelfen. Sie stehen den Wayfen bey, sie nehmen Wittwen in Schutz, sie unterhalten die Verbindung zwischen Anverwandten, sie entscheiden Uneinigkeiten, kurz es sind würkliche Väter der Leute, über welche man sie gesetzt hat. Etliche unter den Bischöffen handeln eben so klug und verständig. Ich kann also gar nicht begreifen, warum die Franzosen solche Thoren sind, und eine Menge von Taugenichten, Betrügern, und lüderlichen Leuten unter sich dulten, und ernähren, die in einem Augenblick alles dasjenige, was andre mit vieler Mühe gebauet haben, wiederum einreißen.

Du wirst dich zwar über das, was ich dir sagen will, als über etwas unerwartetes wundern. Indessen hat es seine völlige Richtigkeit. Die Mönche in Fraukreich sind bey den Großen verhaßt, bey den Geistlichen verachtet, bey den übrigen Leuten nicht sonderlich beliebt, und gleichwohl finden sie Gelegenheit, mehr Reichthümer und Ansehen, als sonst irgend eine andere Zunft im Königreiche, zu erreichen. Ich habe mir viele Mühe gegeben, die Ursache eines so außer-

außerordentlichen Umstandes auszuforschen. Mich dünkt, die verschiednen Meinungen in manchen Hauptstücken des nazaräischen Glaubens, die seit langer Zeit die Glieder des Reichs getrennt haben, sind nicht wenig behülflich gewesen, den Mönchen zu Ansehen zu verhelfen. Ehe die Reformirten aus Frankreich vertrieben wurden, schützten die papistischen Nazaräer die Mönche aus Haß gegen ihre Widersacher. An die Stelle der calvinischen Lehre ist die Jansenistische gekommen, und nun haben sich die Mönche getheilt, und jede Parthey schützt diejenigen, die ihr beygetreten sind. Man betrachtet sie als unentbehrliche Leute, und gewiß, wenn die Mönche noch zu etwas nütze sind, so ist es, diese Trennung zu unterhalten. Dieses hat nach meinen Gedanken die Mönche in Frankreich erhalten. Vielleicht kommt noch die Zeit, da man das Unheil, daß sie anrichten, inne wird, und den klugen Entschluß faßt, sie herauszujagen.

Gehab dich wohl, mein lieber Isaak, lebe zufrieden und glücklich.

Paris.

Der neun und achtzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite, ehemaliger Rabbi in Constantinopel an Aaron Monceca.

Dein letzter Brief ohne einem hat mich außerordentlich ergötzt; kein Vortrag kann gründlicher eingerichtet seyn. Deine Begriffe sind klar und deutlich. Es wäre zu wünschen, daß man mit unzähligen andern Fragen, die man mehr verdunkelt, als erklärt, eben so nmgehen möchte.

Die meisten Schriftsteller, deren Schriften von allgemeinen Grundwahrheiten handeln, haben die Schwierigkeiten derselben durch die darein gebrachte Verwirrung und Unordnung noch mehr vergrößert. Es ist ein gemeiner Fehler der Ausleger, daß sie den Text so sehr verwirren, daß niemand die wahre Meinung der Urschrift, der sie ihre Arbeit gewidmet haben, weiter recht kennt. Ein an sich selbst guter Schriftsteller wird zuweilen, durch die ungeschickten und ungereimten Erklärungen seiner Ausleger verächtlich.

Gegenwärtig lese ich ein Buch, gegen welches die Nazaräer und unsre Brüder, die Juden, große Verachtung bezeiget haben. Gleichwohl enthält es viel gute Sachen, welche die Gottesfurcht befördern, und dem Verstande einen großen Begriff von der Allmacht Gottes zu geben vermögend

sind.

sind. Es ist der Alkoran in der Grundsprache ohne alle Auslegung, wie mir ihn ein Araber gegeben hat. Ich weiß, daß sich in diesem Buche viele Irrthümer befinden, die den Büchern, welche von unsern Propheten herrühren, zuwider sind. Aber ich sehe hier nicht auf gewisse Glaubenslehren. Der Alkoran ist in meinen Augen ein Lehrbegriff eines Weltweisen. Ich halte ihn der Achtung erbarer Leute werth, und zur Verbesserung der Sitten nützlich. Kein Weltweiser ist, auch so gar unter den gelehrtesten der neuern Zeiten, der von dem Daseyn, und von der unendlichen Allmacht der Gottheit überzeugendere Beweise gegeben hätte, als Mahomet. Siehe einmal, wie er sich in dem Hauptstück von dem Barmherzigen ausdrückt. Er läßt die Gottheit selber reden. Wir haben euch alle geschaffen. Wollt ihr es nicht glauben, so betrachtet nur alle Güter, die ihr besitzet. Habt ihr selbst dieselben erschaffen? Wir haben die Einrichtung gemacht, daß ihr sterbet. Wir können, wenn es uns gefällt, andre, euch ähnliche, Geschöpfe an eure Stelle setzen, und euch in eine andre Gestalt, die ihr nicht wisset, verwandeln. Wir haben in euren Körper eine Seele gebracht, betrachtet ihr dieses nicht, so betrachtet eure Arbeiten. Macht ihr es, oder ich, daß die Früchte aus der Erde wachsen? wenn ich sonst will, so kann ich eure Felder so dürre, als Stroh ohne Körner machen. Gleichwohl seyd ihr stolz, und sagt: Was! Unsre Körner, die wir gesäet haben, sollten verlohren

gehen?

gehen? Wir wollen sie schon erhalten. O ihr Schwachen! wie könnt ihr so reden? hebt eure Augen nach dem Himmel auf. Betrachtet das herabfallende Wasser, welches euren Durst zu löschen dient. Laßt ihr es aus den Wolken herabkommen, oder sind wir es, die es herab fallen lassen? Sobald es uns beliebt, soll es nicht mehr herab fallen; oder es soll so schlecht seyn, daß es weder dienet, die Felder fruchtbar zu machen, noch euren Durst zu löschen. *)

Ich frage dich, mein lieber Monceca, was du von dieser Stelle denkest? Wie viel edle Gedanken befinden sich darinnen? Was für große Begriffe stellt sie nicht unserer Einbildungskraft vor? Mit was für Hoheit beschreibt sie nicht die unendliche Macht der Gottheit, nachdem sie ihr Daseyn durch diese wenigen Worte bewiesen hat. Wir haben euch alle erschaffen. Wenn ihr es nicht glaubet, so betrachtet nur alle Güter, die ihr besitzet. Habt ihr selbst dieselben erschaffen? Dieses ist der bündigste Beweis von der Nothwendigkeit der Gottheit. Da wir es einsehen, daß wir nicht von Ewigkeit gewesen sind, so müssen wir nothwendig auf eine ewige Ursache, auf ein oberes Wesen zurückgehen, das alle Dinge hervorgebracht hat, und in der Ordnung, die wir sehen, erhält. Diese so schöne,

und

*) Der Alkoran des Mahomets, aus dem Arabischen in das Französische übersetzt von dem Herrn du Ryer. S. 112.

und so weise Regel ist ein immerwährender Beweis von dem Daseyn Gottes: sie ist ein überzeugender Grund, der sich unsern Augen unaufhörlich darstellt. Wir können sie niemals öffnen, ohne daß sie uns die Meisterstücke von der Hand des Allmächtigen kennbar machen; verschließen wir diese, so ersetzt unsere Seele ihren Mangel. Sie sagt uns selbst, ein denkendes und vernünftiges Wesen, wie sie ist, könne von einer unwissenden und ohne Verstand würkenden Ursache nicht herrühren. So giebt sich die Hoheit, und das Daseyn der Gottheit den Blinden so gut, als den Sehenden zu erkennen. So bald ein Mensch sein Daseyn hat, findet er auch Mittel dieses erkennen zu können, weil er denkt, und über seine Gedanken nachsinnt.

Haben aber die Menschen das Glück, daß sie sich von sich selbst zu der Erkänntniß Gottes erheben können, so dürfen sie sich derhalben nicht einfallen lassen, in die Geheimnisse, die er unsern Augen hat verhehlen wollen, einzudringen. Es ist ungereimt, daß endliche Geschöpfe die Eigenschaften und Vollkommenheiten des Unendlichen erkennen wollen. Wie lächerlich macht sich doch ein Geschöpf, wenn es die Verwegenheit hat sich bis zu seinem Schöpfer zu erheben, und demselben gleich zu stellen? Die Erkänntniß, die wir von der Gottheit haben, ist der erste Bewegungsgrund, der unsern Gehorsam bestimmen soll. Nichts ist unverständiger, als der Macht Gottes Gränzen setzen wollen, und glauben, eine Sache könne nicht seyn, weil wir nicht begreifen können,

wie

wie es damit zugehe. Dieses ist die Quelle aller Irrthümer, die sich in allen Religionen einmischen. Wir wollen sehen, mein Monceca, wie Mahomet die Ungläubigen widerlegt, die der himmlischen Macht Gränzen setzen, und die Möglichkeit der Auferstehung des Leibes läugnen: „Was! sagen die Bösen, wir sollen sterben, „wir sollen zu Erde werden, und wir sollen „wieder in die Welt zurück kommen? Eine Rück„kunft, womit es wahrhaftig sehr weitläuftig „aussieht.„ = = = Und warum sollten sie nicht wieder auferstehen? Sehen sie nicht über sich den Himmel, wie wir ihn gebauet, wie wir ihn geschmückt, und ohne alle Mängel eingerichtet haben? Wir haben die Erde ausgedehnt, die Berge in die Höhe geführt, und alle Gattungen von Früchten zum Zeichen unserer Allmacht wachsen lassen. Wir haben Regen von Himmel gegeben, und daraus Gärten, angenehme Feldfrüchte für die Schnitter, Palmenbäume, einen immer höher als den andern, unsere Geschöpfe zu bereichern, hervorgebracht. Wir haben der todten, trocknen, und dürren Erde das Leben gegeben; eben so werden die Todten aus den Gräbern gehen. *)

Die ganze Weltweisheit ist nicht im Stande von der göttlichen Macht einen erhabenern Begriff zu geben. Wer den Menschen aus dürrer und trockner Erde gebildet hat, kann ihn ohne Zweifel

auch

*) Alkoran, Hauptst. von der entschiednen Sache. S. 308.

auch aus dem Grabe aufwecken. Die Materie so einzurichten, daß sie sich aufs neue wiederum vereiniget, ist der Gottheit eben nicht schwerer, als es ihr war, sie zu beseelen, und in Bewegung zu setzen. Wer alles aus Nichts gemacht hat, sollte der nicht alles, was er will, ausrichten können? Ist wohl etwas, das unserer schwachen Vernunft weniger gefallen will, als daß sie sich vorstellen soll, nichts könne etwas werden? Immittelst lehret uns so wohl die Religion, als auch die gereinigte Weltweisheit, daß Gott die Materie müsse erschaffen haben. Wäre sie eben so ewig, als Gott, so wäre sie auch von ihm unabhängig, weil sie ihm ihr Daseyn nicht zu danken hätte, und er sie nicht in ein Nichts verwandeln könnte. Gott würde alsdenn nicht allmächtig seyn: Es wäre alsdenn ein eben so ewiges Wesen, als er, vorhanden, das von ihm nicht abhienge. Die Gottheit würde nicht mehr unendlich, sie würde in ihrer Macht eingeschränket seyn; und gleichwohl muß das Unendliche in allen seinen Eigenschaften unendlich seyn; die Materie würde, als eine Gottheit, mit der ersten Gottheit um den Rang streiten. Was für ungereimte Sätze folgen nicht also aus einem Lehrgebäude, wo man annimmt, daß die Materie mit Gott gleich ewig sey! Sobald man die Vernunft zu Rathe zieht, muß man bekennen, daß Gott alles aus Nichts gemacht hat. Allein begreifen wir dieses Geheimniß? Wahrhaftig nicht. Warum wollen wir demnach die Macht Gottes in andern Sachen einschränken, da nichts ist, was seine Kraft nicht

leicht

leicht ausrichten könne, so bald sie das Vermögen gehabt hat, alles aus Nichts hervor zu bringen? Das höchste Wesen, sagt Mahomet, kennet die Ungerechten. Er hat die Schlüssel der Zukunft in seinen Händen. Niemand weiß davon etwas, außer diesem. Es weiß alles, was in der Erde und im Meere ist; es weiß die Zahl der Blätter, die von den Bäumen fallen, die Zahl der Atomen, die in den Finsternissen der Erde sich befinden. Nichts trocknes, nichts grünes ist auf der Erde, das nicht in dem Buche des Lichts geschrieben sey. Gott ist es, der euch läßt sterben, und der das Böse und das Gute weiß, das ihr gemacht habt. = = Erinnere dich des Tages, da er sagte: Es werde, und da alles geworden ist. = = Er weiß das Gegenwärtige, das Zukünftige, das Vergangne. Er ist sehr weise, und nichts ist ihm verborgen. = = Da Abraham in der Nacht einen sehr hellen Stern sahe, so fragte er bey sich selbst, ob dieses sein Gott wäre? Nein, antwortete er sich selbst: Mein Gott geht nicht auf, und nicht unter. *)

Betrachte, werther Aaron, alle diese Stellen, und erwäge, was für Bilder sie in deiner Einbildungskraft erwecken. Beurtheile sodann dieses Buch aus solchen abgebrochnen Stücken. Die in dieser Schrift hin und wieder zerstreuten Sittenlehren, sind schön, erbaulich, und der Hoheit

*) Alkoran, Hauptst. von den Gnadengeschenken. S. 98.

Hoheit der Begriffe, die er von der Gottheit giebt, gemäß. Hier sind einige davon: O! ihr, die ihr glaubet, ihr habet Kinder, und Weiber, die vielleicht eure Feinde sind. Hütet euch für ihren bösen Willen. Verzeihet ihr ihnen aber, und entfernet euch von ihnen, so wird euch Gott gnädig und barmherzig seyn. Die Reichthümer, und die Kinder hindern euch oft, daß ihr Gott nicht gehorchet. Aber wisset, daß er rechtschaffne Leute im Ueberflusse belohnet. Fürchtet ihn, so viel ihr nur könnt, hört auf seine Befehle, gehorchet ihm, gebt Allmosen. Wer nicht karg ist, wird glücklich seyn. Wenn ihr Gott etwas leihet, so wird er es euch vervielfältigen: Er wird euch eure Sünden vergeben. Er sieht es gerne, wenn jemand Wohlthaten erweiset; denn er ist selbst barmherzig. *)

Gesetzt, ein Türke folgt den in dieser Stelle enthaltenen Vorschriften: Wird er nicht, mein werther Monceca, ein rechtschaffner, frommer, tugendhafter Mann, und der Achtung der ganzen Welt würdig seyn? Ist wohl eine reinere Sittenlehre, als die, welche das Allmosen, und die Verzeihung der Beleidigungen anpreißt, und die Barmherzigkeit Gottes auf die Ausübung dieser Tugenden gründet? Warum verachtet man also ein Buch, das Regeln in sich faßt, die für das Wohl der menschli-

*) Alkoran, Hauptst. von der Betrügerey. S. 110.

menschlichen Gesellschaft so nützlich sind? Ich wünschte, daß man zwischen dem Guten und Bösen in dem Alkoran einen Unterschied machte; daß man gewisse Sachen verwürfe, andern hingegen seinen Beyfall gäbe. Die meisten, die auf dieses Buch schimpfen, haben es in ihrem Leben nicht gelesen. Vielleicht würden ihre Reden anders klingen, wenn es ihnen mehr bekannt wäre. Wie viel Bücher haben wir nicht von unsern Rabbinen, und auch wohl von den Nazaräischen Lehrern, die eine eben so scharfe Prüfung verdienten, als man mit dem Alkoran vornimmt, und wider welche man nicht das geringste einwendet? Wenigstens bin ich versichert, daß diese Bücher von der Gottheit keinen prächtigern Begriff machen. Wenn wir uns mit philosophischen Augen in den Büchern gewisser spanischer Lehrer umsehen wollten, wie viel Irrthümer würden wir nicht darinnen entdecken. Wie viele dem reinen Geschmacke und der gesunden Vernunft zuwiderlaufende Lehren, wie viele der Wohlfarth des menschlichen Geschlechts nachtheilige Sätze würde man nicht darinnen antreffen? Es würde ein vortreflich Werk fertig werden, wenn man alle ungereimten Sätze der Mönche zusammen lesen wollte! Wer Lust hätte, an der Geschichte der Verwirrungen des menschlichen Verstandes zu arbeiten, demselben würde es niemals am Stoffe fehlen, wenn er ihn aus so fruchtbaren und so reichlich damit versorgten Aufsätzen herholen wollte.

Der Talmud der Rabbiner ist hundertmal lächerlicher, als der Alkoran. Ich glaube nicht, mein lieber Monceca, daß der Geist der Partheylichkeit aus mir redet. Wenn ich den Talmud verachte, so vergesse ich, daß ich ein Caraite bin. Es geschieht nicht aus Neigung und Liebe zu einem Glauben, der dem Rabbinischen entgegen gesetzt ist, daß ich diese Mißgeburt von einer Schrift verdamme; ich rede, als ein Philosoph, und als ein Mensch, der sich das Licht der Natur zu Nutzen zu machen trachtet. Ich glaube ganz gewiß, du wirst einmal eben so, wie ich denken. Wenn du deine Vernunft zu Rathe ziehest, so ist es dir ohnmöglich die Meinungen verständiger Caraiten nicht anzunehmen. Prüfe die ungereimten Gedanken der Rabbinen; denke den Gesinnungen ihrer Widersacher nach; bediene dich des natürlichen Lichtes, das dir der Himmel gegeben hat: Und dann thue den Ausspruch. Gewiß, du wirst ungesäumt den wahren jüdischen Glauben erkennen, das gereinigte Gesetz, so wie es der weissagende Gesetzgeber uns gegeben hat. Bedenke, mein lieber Monceca, wie viel Lärmen die jüdischen Rabbinen über gewisse fabelhafte Erzählungen machen, die sich in dem Alkoran befinden. Sie spotten über die Schwachheit der Türken, daß sie dergleichen Hirngespinnste glauben. Gleichwohl hat Mahomet nie solches läppisches Zeug gesagt, als der Rabbi Abraham, der sich einbildete, die Feld- und Waldgötter wären würkliche, wiewohl unvollkommene Geschöpfe: Denn da der Abend des Sabbats Gott zu geschwind über

den Hals gekommen wäre, so hätte er ihnen ihre endliche Vollkommenheit nicht geben können; daher käme es, daß diese Misgeburten vor der Heiligkeit dieses Tages flöhen, sich auf die Berge begäben, in die Wälder versteckten, und von da wieder zurück kämen, die Menschen zu quälen.

Kann man wohl den Wahnwitz weiter treiben, als daß man Gott für einen elenden Bildhauer ansieht, der am Ende der Woche seine Arbeit nicht hat fertig machen können, sondern unvollkommen liegen lassen müssen? Wie reimt sich, mein werther Monceca, diese abgeschmackte Meinung, zu der Größe und geschwinden Ausführung der Werke der Gottheit? Sie darf ja nur befehlen; die Natur gehorcht, und nimmt eine andre Gestalt an. Gott kann sie in einem Augenblicke zernichten, wie er sie in einem Augenblicke erschaffen hat. Er hat gesagt: Es werde Licht, und es ward Licht. Er darf nur sagen: Das Licht vergehe, so wird das Licht vergehen.

Lebe wohl, lieber Monceca, der Gott unserer Väter erleuchte deinen Verstand, und mache aus dir einen Caraiten.

Cairo.

Der neunzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Deine Gedanken, mein werther Isaak, von dem Alkoran sind, wie mich dünkt, sehr vernünftig. Ich bin vollkommen versichert, daß die meisten Leute, die dieses Buch, ohne das darinnen befindliche Gute von dem Bösen abzusondern, verachten, durch die Stärke ihrer Vorurtheile verblendet sind. Fast alle Razaräer haben einen unrichtigen, ungereimten, und so gar lächerlichen Begriff von dem mahometanischen Glauben. Sie würden sich über den Eifer der Türken für die mahometische Lehre nicht so sehr wundern, wenn sie die Bewegungsgründe, welche sie dabey erhalten können, unpartheyisch aufsuchen wollten.

Es ist keine Kunst, mit Leuten, deren Tugenden, und Eigenschaften man nicht kennt, als mit Leuten von blödem Verstande, und Unwissenden umzugehen. Man darf nur voraus setzen, daß diejenigen Eigenschaften, die sie haben können, mit den Wissenschaften in keiner Verwandtschaft stehen; sogleich schließt man, daß sie folglich nur lauter grobe, verwirrte Begriffe, haben müssen, die von solchen, welche man durch Nachdenken erlangt,

erlangt, weit entfernt sind. Allein es trifft oft zu, daß, wenn man etwas unrichtiges voraussetzet, die daraus gezogne Schlußfolge der Wahrheit nicht gemäß ist. Hierinnen versehen es die Nazaräer; sie urtheilen von dem Witze der mahometanischen Gottesgelehrten, und Weltweisen, nach den verhaßten und fabelhaften Erzählungen, welche ihnen unwissende Wanderer, und Mönche alle Tage zubringen, die gar zu bereit sind, alles, was ihren Meinungen nicht gemäß ist, herunter zu machen. Auf die, von gewissen griechischen Schriftstellern bekanntgemachten, Mährgen, gründen sich allerhand nicht allein unrichtige, sondern auch der Vernunft widersprechende Dinge, welche die französischen, spanischen, englischen, italiänischen, deutschen, und andere Schriftsteller wider den Mahomet unter die Leute gebracht haben. Nichts ist so ungereimt, und so sehr wider die Wahrheit der Geschichte, als die Art, wie Moreri den Mahomet geschildert hat. *)

Wenn

*) Mahomet, ein falscher arabischer Prophet, wurde nach der Meinung gewisser Schriftsteller am 5ten May des Jahres 570 gebohren. Sein Vater war ein Heide, mit Namen Abdala, und seine Mutter, eine Jüdinn, hieß Emine, beyde aus dem geringsten, Pöbel. . . Seine Glaubenslehren bestunden theils aus jüdischen Sätzen, theils aus Träumereyen der Ketzer. . . Sie wurden von bösen Buben, und Straßenräubern, die weder Gott noch Gerechtigkeit kannten, angenommen. Moreri Art. Mahomet.

Wenn man diesem Prediger glaubt, so war dieser Gesetzgeber ein sehr gemeiner Mann, der in Gesellschaft mit dem Mönche Sergius, die Verordnungen seines Gesetzes abfaßte, und etliche elende Straßenräuber, zu deren Oberhaupte er sich gemacht hatte, bewog, daß sie dieselben annahmen. Ist diese Erzählung nicht lehrreich, und müssen nicht die, welche von dem Mahomet nach dieser Abschilderung urtheilen, diejenigen mit Recht für blödsinnige Leute achten, die seine Lehren angenommen haben? Vielleicht würden sie andre Gedanken hegen, wenn sie von diesem falschen Propheten einen richtigen Begriff hätten, und wüßten, was für ein geschickter Kopf es gewesen wäre. Seine große Fähigkeit ist den nazaräischen Lehrern nicht unbekannt gewesen: Allein sie haben geglaubt, es sey unnöthig, den Leuten ihren Irrthum zu benehmen, und sie müßten sie in einem falschen Wahne, der dem nazaräischen Glauben zuträglich wäre, erhalten. Der berühmte la Croze *) sagt: Mahomet hatte vortrefliche Naturgaben. Er war angenehm, wohl gesittet, machte sich ein Vergnügen daraus, wenn er Leuten dienen konnte, und wußte mit allen Leuten umzugehen. Dieses Zeugniß giebt ihm ein morgenländischer Christ, der in arabischer Sprache eine Geschichte von dem mahometischen Glauben geschrieben hat. Von dem Verstande des Mahomets läßt sich leicht

*) Dissertations Historiques sur divers Sujets. T. I. p. 38.

der Schluß machen, daß er ein ganz außerordentlicher Mensch war. Dieses kann man gar bald aus den bloßen Uebersetzungen des Alkorans abnehmen, ohngeachtet sie nach dem Geständnisse derer, die die Grundsprache desselben verstehen, die Annehmlichkeit, und die Hoheit der Urschrift sehr unvollkommen darstellen.

Viele andre nazaräische Lehrer haben dem Mahomet eben diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Da aber ihre Schriften blos unter den Gelehrten bekannt sind, so haben sie die Vorurtheile des gemeinen Mannes noch nicht aus dem Wege geräumt. Sie nehmen vielmehr, alle Tage noch zu, und werden durch die Unwahrheiten gewisser nazaräischer Gottesgelehrten noch unterhalten. Dergleichen Unwahrheit erzählt Bayle, die von einem Mönche ausgesonnen worden. Seine darüber angestellten Betrachtungen sind einem so gründlichen Weltweisen, als er war, anständig. Ein Benedictinermönch in den Niederlanden, sagt er, *) gab ein Buch in lateinischer und holländischer Sprache heraus, worinnen er viele abgeschmackte Dinge, und darunter auch diese vorbrachte. Ein Genueser war so neugierig das zu sehen, was die Mohren und Saracenen in ihren Moscheen machen, daß er verstohlner Weise in eine ging, ohngeachtet er wohl wußte, daß sie die Gewohnheit haben, alle Christen, die sich hinein wagen, entweder

zu

*) Diction. Hist. et Crit. Art. Mahomet.

zu tödten, oder zum Abfalle von der christlichen Religion zu zwingen. Er befand sich mitten unter einem solchen Gedränge, daß er nicht heraus konnte, da ihm ein Zufall begegnete, der ihn nöthigte heraus zu gehen; denn eine Nothdurft der Natur machte ihm viel zu schaffen: Er konnte nicht länger an sich halten, und sahe sich kurz darnach in Lebensgefahr, immaßen der sich um ihn herum ausbreitende Gestank seinen Zufall verrieth. Aus diesem schlimmen Handel half er sich dadurch heraus, daß er den Leuten sagte, er wäre lange Zeit verstopft gewesen, und deswegen gekommen bey dem Mahomet Hülfe zu suchen, und es wäre ihm auch gleich geholfen worden. Sogleich nahm man seine Hosen, hieng sie in der Moschee auf, und schrie: Wunder, Wunder! = = Da sieht man, wie die eine Hälfte der Welt über die andre spottet. Ohne Zweifel ist den Mahometanern nicht unbekannt, was für lächerliche Dinge den Mönchen nachgeredt werden: Wäre es wahr, daß sie nichts davon wüßten, so könnte man doch vernünftiger Weise nicht unterlassen zu glauben, daß sie ungereimte Unwahrheiten, und Mährgen wider die christlichen Sekten unter die Leute bringen. Wenn ihnen die Erzählung des holländischen Benedictiners bekannt wäre, so würden sie vielleicht sagen: „Diese guten ehrlichen „Wunderwerksschmiede verfertigen für uns „ziemlich tölpische Wunderwerke. Man darf „nicht denken, daß sie keine feinern ersinnen

„könnten. Diese aber behielten sie für sich. „Sie trinken den Wein, und uns schicken sie „die Hefen.„

Erlaube mir, werther Isaak, dem klugen und uneigennützigen Vortrage dieses nazaräischen Philosophen noch etwas beyzufügen. Wäre er unter den Türken herumgereist, so würde er noch mehr überzeugt gewesen seyn, daß diese Erzählung abgeschmackt, und auch nicht im mindsten wahrscheinlich ist; denn du weißt, daß die Nazaräer, die sich im Morgenlande gesetzt haben, keinen Turban tragen dürfen. Sie haben eine Mütze, oder einen Hut auf dem Kopfe, ob sie schon türkisch gekleidet sind. Dahero unterscheidet man einen Nazaräer, und einen Türken, eben so leicht, als zwey Personen, wovon die eine französisch, die andre griechisch gekleidet ist. Wie wäre es denn gekommen, daß die Türken diesen Nazaräer so lange in der Moschee gelitten hätten, daß er genöthiget worden wäre, seine Nothdurft darinnen zu verrichten? Wie gieng es zu, daß die Herumstehenden ihn nicht an seiner Mütze, oder an seinem Hute erkannten? Wie machte er es, daß er bey allen diesen Kennzeichen eines Nazaräers in die Moschee kam? war er verkleidet, und mit einem Turban bedeckt, so durfte er nicht erst von der vorgeschützten Anrufung des Mahomets sagen. So bald man ihn für einen Türken hielt, hatte er nichts zu besorgen. Wenn ein Türke, durch die Noth gedrungen, weil er wegen des Gedränges nicht aus der Moschee heraus kommen kann, seine Beinkleider darinnen beschmutzte,

schmutzte, so würde dieses ihm eben nicht mehr Gefahr bringen, als einem Pariser, wenn er am Feste des Heil. Ignatius in der Jesuitenkirche einen Gestank verursachte. Die zween Hosenscheißer würden, einer, wie der andre, damit loskommen, daß sie sich das Futter ihrer Beinkleider wieder müßten auswaschen lassen. Die Imans der Moschee würden darum nicht glauben, daß dem Geruch des Propheten durch die stinkende Ausdünstung einiger Abbruch geschähe. Den Urheber davon würden sie nur in so ferne strafen, als sie etwann dächten, daß hinter dieser Handlung eine Verachtung verborgen wäre, und darinnen würden sie sehr vernünftig handeln. Es käme darauf an, ob die Jesuiten in ähnlichem Falle sich eher, als die Mahometaner weisen lassen würden. Was würden sie nicht einem Jansenisten anthun, wenn er das Fest ihres Erzvaters auf eine so ungeziemende Art schändete? Und was nähmen wohl die Jansenisten ihrer Seits mit einem Molinisten vor, der sich so unehrbar aufführete, und das Grab des Abts Paris durch unsaubern Geruch entheiligte? Er würde von Glück zu sagen haben, wenn er sich zu Rettung seines Lebens auf diese Ausflucht besönne, daß er seine Unfläthigkeit unter die Wunderwerke dieses Heiligen zählte, und mit einem Schwure versicherte, die Verfassung seines Leibes wäre nicht stark genug gewesen, langwährende Zückungen auszustehen, und also hätte der heilige Caplan ihm, durch eine plötzliche Veränderung in seinen Gedärmen zur Gesundheit verholfen. Sogleich würden alle Jansenisten,

seniſten, Wunder! ausrufen. Die Erzählung von der wunderbaren Geneſung des Hoſenſcheiſſers würde ſorgfältig in die Kirchennachrichten eingetragen werden, und der Biſchoff von Montpellier zur Beſtätigung der Glaubwürdigkeit eine Verordnung ausgehen laſſen.

Wenn die Philoſophen, mein werther Iſaak, der Partheylichkeit nachdenken, welche die meiſten Menſchen in Anſehung der Meinungen, die man ihnen von Jugend auf eingeflöſt hat, blicken laſſen, ſo entdecken ſie die Quelle aller der lächerlichen Geſchichten, welche die verſchiednen Religionen einander wechſelsweiſe an die Hand gegeben haben. Was für abgeſchmackte Dinge erzählt nicht der gemeine Mann unter den Türken von dem Glauben der Nazaräer? Was für Mährgen erdenken dieſe nicht von uns Juden? Wenn man von einer Religion aus dem, was gewiſſe Schriftſteller der Gegenpartey davon geſchrieben haben, urtheilen wollte, ſo wäre es eben ſo viel, als wenn man die Geſchichte aus dem Feenmährgen, und aus der tauſend und eine Nacht zu erlernen gedächte.

Wenn man den meiſten nazaräiſchen Lehrern trauen will, ſo bleiben die Türken in ihrem blinden Aberglauben blos aus Wolluſt, oder weil ſie von dem nazaräiſchen Lehrgebäude keinen Begriff haben. Allein nichts iſt weniger wahr, als dieſe Gedanken. Die Mahometaner ſind von den Meinungen ihrer Widerſacher wohl unterrichtet: Es ſind auch unter ihnen allerhand ſtreitbare Schriftſteller geweſen, die ſie widerlegt, und ſich

ſolcher

solcher Gründe bedienet haben, welche vermögend sind, nicht nur in den Gemüthern derer, die bereits so, wie die Türken, von Vorurtheilen eingenommen sind, sondern auch bey solchen Eindruck zu machen, die sich unpartheyisch verhalten, und durch Hülfe der gesunden Vernunft sich auf eine, oder die andre Seite zu wenden suchen. *) Es hat seine Richtigkeit, mein lieber Isaak: Je einfacher eine Religion ist, je weniger sie wesentliche Glaubenswahrheiten in sich faßt, desto leichter

läßt

*) Die Mahometaner haben wider die christliche Religion verschiedne Streitschriften abgefaßt. Es hat seinen guten Nutzen, daß man ihre Weise wider uns zu streiten sich bekannt macht. Dieses bewegt mich einige Auszüge aus ihren Streitschriften hier einzurücken. * *.*) Sie sind aus der Schrift eines spanischen Mahometaners, eines Gesandten des Königs von Marocco bey den Generalstaaten im Jahre 1610. Dieser Mann war von Geburt aus Biscaja, und stammte, dem Ansehen nach, von den Mohren her, die lange Zeit einen großen Theil von Spanien inne gehabt haben; da er in Holland lange Zeit mit dem Prinz Moritz, und Don Emanuel, Sohn des Don Antonio, Königs von Portugall, mündlich gestritten hatte, so schickte er ihnen nach seiner Zurückkunft in Africa einen lateinischen Brief, worinnen er sich bemüht, so gut, als ihm möglich ist, von seinem Glauben Rechenschaft zu geben. *La Croze* Dissertations Hist. sur divers Sujets. T. I. p. 47.

*) Diese Auszüge wird man weiter unten finden.

läßt sie sich vertheidigen: Dieses ist eben die Hauptschönheit an dem jüdischen Lehrgebäude, und ein Beweis von seiner Würde und Wahrheit. Nun ist nächst der jüdischen Religion keine so einfach, als die Mahometanische. Ich rede hier nicht von Kirchengebräuchen; es sind dieses Nebendinge, die mit den Grundwahrheiten, welche die zur Seligkeit nöthigen Sätze ausmachen, keine Verwandtschaft haben. Ueber dieses sind alle Religionsverfassungen, wenn wir die reformirten Nazaräer davon ausnehmen, eine wie die andre, voller unnöthiger Gebräuche, und fehlerhafter Gewohnheiten, die sich nach und nach eingeschlichen haben. Ein Kluger sieht sie als solche an, die zu den wesentlichen Umständen nichts beytragen. Ich setze demnach den Fall, daß man, mit Hintansetzung der mahometanischen Gebräuche, einem heydnischen Philosophen, der weder von dem jüdischen, noch von dem nazaräischen Glauben einen Begriff hat, ein mahometanisches Glaubensbekänntniß vorlegt; ich zweifle nicht, er werde es nach genauer Prüfung in Demuth annehmen, und denjenigen, der ihm die Wahrheiten erklärt hat, als einen großen Mann, als einen geschickten Kopf, ja gar als eine von Gott erleuchtete Person ansehen. In solchen Umständen befanden sich die ersten Anhänger des Mahomets: Es waren fast lauter Heiden. Die Juden und Nazaräer, die sich zu ihnen hielten, waren außerordentlich schlecht von ihrem Glauben unterwiesen, und hatten davon keinen richtigen Begriff. Sie ließen sich durch den Vortrag des

Maho-

Mahomets leicht beschwatzen. Seine schmeichlerischen Ausdrücke hatten bey ihnen eben die Würkung, welche die Schönheit der ersten Sätze seiner Religion unter den Heiden verursachte. Man darf sich also nicht wundern, daß die mahometanische Lehre so geschwind Beyfall gefunden hat, oder etwan die ersten Bekenner derselben für verrückt, oder lüderlich ansehen. Es ist möglich, daß die klügsten Araber dieselbe blos aus Ueberzeugung von ihrer Wahrheit angenommen haben.

Nichts ist so erhaben, als das mahometanische Glaubensbekänntniß. Die verständigsten Nazaräer sehen sich genöthiget, dieses einzuräumen. Urtheile selbst davon aus dem kurzen Begriff der mahometanischen Glaubenslehren, der aus den Schriften eines arabischen Schriftstellers genommen, und in die Werke eines der geschicktesten Männer von Europa eingerückt worden ist. *) Wer zu wissen verlanget, sagt dieser Mahometaner, welches das musulmannische Gesetz sey, der soll wissen, daß ihr Glaubensbekänntniß in folgenden Worten zusammengefaßt ist: „Ich „gläube

*) Quisquis igitur scire cupit, quae sit lex Mauris, sciat summam et symbolum Fidei Maurorum iis includi verbis: Credo in unum solum Deum; credo in Angelis eius, omnibus scripturis et Prophetis, quos misit in mundum, nemine excepto, nulla facta differentia inter aliquos Prophetas et nuncios eius. Credo diei judicii. Credo praeterea, quicquid est, sive non, creatum a Deo. „Haec est summa, quae inquirenti statim fiet palam. *La Croze* Dissertat. Histor. etc. p. 51. 52.

„gläube an einen einigen Gott. Ich gläube „seinen Engeln, allen seinen Schriften, und „allen den Propheten, die er in die Welt ge„schickt hat, ohne die geringste Ausnahme eines „einzigen, ohne einen Unterschied zwischen „irgend einem Propheten und Gesandten Got„tes zu machen. Ich gläube einen Tag des „Gerichts. Ueber dieses glaube ich, daß „alles, was vorhanden ist, es mag uns ge„fallen, oder nicht, von Gott erschaffen „ist. Dieses ist der Hauptinnhalt unsers „Glaubens.„

Darf es uns wohl, mein lieber Isaak, befremden, daß so glänzende Wahrheiten, aus welchen natürlicher Weise eine so gereinigte Sittenlehre fließt, bey vielen so verschiednen Völkern, die in dem Heidenthume ersoffen waren, Eingang gefunden haben? *) Was die Nazaräer betrifft, die

*) Hier will ich das erste Hauptstück des musulmannischen Catechismus des Doctor Ali, Sohnes des Jaakub, nach der Uebersetzung des Herrn Galand, eines königlichen Dolmetschers, einrücken. Hernach wird man zugeben, daß nichts schöners klinge, als die Erklärung der musulmannischen Glaubenslehren, wenn man sich nicht umständlich in manche abergläubische Gebräuche einläßt, die zwar verschieden, dennoch aber auf gleiche Weise fast in allen Religionen anzutreffen sind. „Wenn dich jemand um deinen „Glauben fragt, und zu wissen verlangt, worinnen „die Pflichten desselben bestehen, so antworte ihm „mündlich, 1.) daß du aufrichtig, und von Herzen „glaubest, und allezeit behaupten wirst, daß nur ein „Gott sey, daß er seines gleichen nicht habe, daß er der

die sich damals zum mahometischen Glauben begaben, so irret man sich, wenn man glaubt, daß ihnen die muselmannischen Lehrer nicht allerhand Einwürfe gemacht haben, welche Leute, die in ihrem Glauben so schlecht unterwiesen waren, gar bald zu zweifeln verleiten konnten. Sie haben sich,

„der unumschränkte Gebieter sey, daß er keinen „Rathgeber habe, daß er von niemanden gezeuget „sey, daß kein Mensch zur Erkänntniß seines göttlichen Wesens gelangen könne, daß Gutes und „Böses von ihm herkomme, doch aber, daß er niemals zum Bösen seine Einwilligung giebt. 2.) „Behaupte ungescheut, daß nach seinem Befehle „alle Engel, die im Himmel, und unter der Erde „sich befinden, geschaffen sind; andere bücken sich „vor ihm, andre fallen vor ihm nieder; jeder hat „seine Geschäffte. Sie treiben sich selbst an, mit „aller möglichen Genauigkeit den geringsten, so wohl „als den größten seiner Befehle auszurichten. 3.) „Sage, daß dieser allerhöchste Gott uns Bücher zugesendet habe, die ganz rein, und mit Wahrheit „erfüllt sind, und daß diejenigen, die es leugnen, „Ungläubige sind. 4.) Bekenne, daß seine Boten „und Propheten sichere Wegweiser auf dem Wege „zur Seligkeit sind: Sage, daß du alles dieses für „wahr achtest, und nicht im mindsten gesinnt bist, „ein einziges davon zu leugnen. 5.) Versichere, „daß die Menschen am Tage des Gerichts werden „gefragt werden, und von allen ihren Handlungen „Rechenschaft geben müssen. Glaube alles dieses. „Und hege über keinen von diesen Lehrsätzen den „geringsten Zweifel. 6.) Wisse, daß das Gute „und das Böse nach dem Befehle Gottes sich „zutrage.„

sich, ihre Lehrsätze zu unterstützen, der stärksten philosophischen Beweisgründe bedienet, und der mahometanische Gottesgelehrte, dessen Worte ich gleich jetzt angeführet habe, brauchet zur Bestätigung des mahometischen Glaubens, eben die Gründe, auf welchen die ganze Cartesianische Weltweisheit beruhet: Er weiset auf die Nothwendigkeit, die Wahrheit einer Sache mit Hülfe des natürlichen Lichtes zu untersuchen; dieses Licht könne uns nicht betrügen, weil es das einzige Mittel sey, das uns Gott gegeben habe, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Der allmächtige Gott, sagt dieser Araber, hat niemals gewollt, noch befohlen, daß ein Mensch, das, was nicht begriffen werden kann, glauben solle. Er hat vielmehr dem Menschen einen Verstand gegeben, welcher fähig ist, alles, was möglich, und was nothwendig vorhanden ist, zu begreifen, und alles, was unmöglich ist, zu leugnen, und nicht begreifen zu können. *) Sobald als man diesen Grundsatz,

*) Neque Deus omnipotens unquam voluit, aut jussit, debere hominem credere, id, quod nec potest intelligi, nec percipi. Potius fecit hominis intellectum aptum ad percipiendum, quicquid possibile et necessarium fuit, et ad negandum et non percipiendum, quod impossibile est. *La Croze* Ebendas. S. 48. Der mahometanische Gottesgelehrte macht diesen Einwurf wider die Dreyeinigkeit. Diese Lehre des Christenthums ist, nach den Gedanken der Mahometaner, der Vernunft am meisten entgegen gesetzt, und dem Lichte der Natur

am

satz, mein lieber Isaak, zugiebt, so muß man viele Vorurtheile, oder wenig Verstand haben, wenn man nicht fühlt, daß man daraus hat Schlüsse ziehen können, die für die mahometische Religion überaus günstig sind, und daß die Nazaräer und Juden, welche sich dazu begaben, sie als die wahre Religion erkennen, und sich zu scheinbaren Irrthümern verleiten lassen konnten. Darinnen, lieber Isaak, fehlen die Gottesgelehrten aller Religionen, daß sie gegen diejenigen sich gar zu verächtlich bezeigen, welche solche Lehren, die sie bestreiten, für genehm halten. Dabey lassen sie es nicht bewenden, daß sie sagen, jene hegten irrige Meinungen; sie wollen ihnen zugleich, es koste, was es wolle, alle gesunde Vernunft absprechen.

Sey gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Paris.

am meisten zuwider. Kurz zuvor hatte er gesagt: Nullus - - humanus intellectus potest percipere, vel etiam intelligere, vnum esse Patrem, Filium, et Spiritum Sanctum, in vnica sola essentia, et vno eodem tempore. Ebendas.

Der ein und neunzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, ehemaligen Rabbi in Constantinopel.

Auf meiner Durchreise, mein lieber Isaak, durch Flandern nach Brüssel habe ich Zeit gehabt, mich nach der französischen Kriegsmacht zu erkundigen. Zwanzig Meilen von Paris sind alle Städte befestiget, und von Perone an, bis nach Ryssel, der Hauptstadt in dem französischen Flandern, hat alles ein kriegerisches Ansehen. Ein Theil von den Truppen des Königreichs ist in diese verschiednen Festungen vertheilt; die Soldaten beobachten daselbst Zucht und Ordnung so streng, als wenn sie sich alle Stunden einen feindlichen Angriff zu versehen hätten. Es ist mir gesagt worden, sie wären vor dem letztern Kriege auf die Beobachtung ihrer Pflicht nicht so aufmerksam gewesen, und der Friede nebst der Ruhe hätte es veranlaßt, daß diese im Soldatenstande so nöthige Strenge und Sorgfalt vernachläßiget worden wäre. Gegenwärtig aber haben sie die ehemalige, bisher verabsäumte Kriegszucht wiederum hervor gesucht.

Die Einwohner dieser Festungen sind viel übler dran, als die übrigen Franzosen. Sie sind Sclavon drey oder vier kleinen Tyrannen, die, nach

ihrem Vorgeben zum Besten des Kriegsdiensts, und zur Sicherheit der Stadt sich das Ansehen des Fürsten anmaßen, und über die Ruhe, ja fast über das Schicksal der ganzen Bürgerschaft den Ausspruch thun. Die Stadthalter, die Unterstadthalter, die Oberstwachtmeister dieser Festungen haben mit den neuen Hohenpriestern; oder wie sie sie nennen, Päbsten viel ähnliches. Die ersten übernehmen ihre Aemter, als arme Leute, und gelangen in kurzer Zeit zu Reichthümern; die letztern machen sich ihre dreyfache Krone zu Nutzen, und erheben in aller Eil ihre Freunde und Anverwandten zu den höchsten Ehren. Alles dieses geschicht auf Kosten der armen Unterthanen, die blos deswegen da zu seyn scheinen, damit sie einem jeden zum Schlachtopfer dienen, dem ihre Beschützung anvertrauet ist. Die Stadthalter aus dem Soldatenstande sind, wenn ich diese ausnehme, welche noch so gewissenhaft handeln, daß sie die Menschlichkeit hochachten; in meinen Augen nichts anders, als Wölfe, denen man eine Heerde Schafe zu hüten giebt. Sie würden unter ihren Kameraden, den andern Wölfen für allzu bescheiden angesehen werden, wenn sie es daran genug seyn ließen, daß sie zur Befriedigung ihres gefräßigen Hungers jeden Tag nur ein Schaf erwürgten. Wie! würden sie sprechen; nicht die ganze Heerde zu erdrosseln! Gewiß, dieses ist ein Zeichen einer ganz außerordentlichen Mäßigung! Eben diese Bewandtniß hat es mit den Befehlshabern in den Festungen; man achtet sie für sehr genügsam, wenn sie

die Leute nur nach und nach ausziehen, und ihnen so zu reden, Zeit, ein wenig Odem zu schöpfen, gönnen wollen. Vielleicht ist es zum Gebrauche dieser Kriegsbedienten geschehen, daß man ein sehr schlimmes Buch unter dem Titul: Kunst, die Henne zu rupfen, ohne daß man sie schreyen läßt, *) oder, den Leuten das ihrige zu nehmen, ohne daß sie klagen dürfen; aufgesetzt hat. Die Stadthalter haben vielerley Arten, den Unterthanen die Beutel zu fegen, ohne daß sie sich darüber beschweren können. Sie verordnen z. B., daß die Bürger an gewissen Orten Wache stehen, des Nachts in den Gassen herumgehen, auf die Wache ziehen sollen. Davon können sie sich durch ein gewisses Geld loskaufen. Der Herr Stadthalter thut es aus besondrer Liebe gegen die Einwohner, daß er sie von dergleichen schweren Diensten losläßt. Das Geld nimmt er aus keiner andern Ursache an, als daß er den Soldaten der Besatzung eine kleine Ergötzlichkeit macht, wofür sie die Dienste verrichten müssen: Kann wohl etwas gerechter, kann es billiger seyn? Die Festung muß mit Wachen besetzt werden; was er thut, geschicht alles dem Dienste zum Besten. Diese drey letztern Worte sind die Zauberworte, die eine sehr große Kraft besitzen, den Befehlshabern die Beutel zu füllen. Die Jesuiten thun alles zu größerer Ehre Gottes, und die Kriegsbedienten dem Dienste zum Besten. Diese Worte vergessen sie nie; sie stehen in allen Ordren,

*) L' Art de plumer la poule, sans la faire crier.

dren, die sie ausstellen; sie mögen vornehmen, was sie wollen, so steht diese Redensart dabey. Vielleicht fragst du mich, mein lieber Isaak, wie sie den Nutzen des königlichen Dienstes mit gewissen Dingen vereinigen können, die ganz und gar nichts dazu beytragen, oder wohl gar demselben zuwider sind? Ich muß dir sagen, daß es ihnen gar nicht an Ausflüchten fehlt; Ueberdieses machen sie auch nicht einmal so viele Umstände. Wenn sie nur ihren Zweck erreichen. Es steht dem Bürger gar nicht das Recht zu, daß er ausmachen darf, ob der Stadthalter den Dienst des Königes unrechtmäßiger Weise vorschützt, um seinen Geitz, oder ein anderes Versehen zuzudecken.

Die Befehlshaber lassen sich von allen Lebensmitteln, die an Markttägen in ihre Stadt kommen, etwas gewisses abgeben. Dazu haben sie kein Recht. Die Bürger führen zwar Klage über eine Auflage, die ihnen ihren nöthigen Lebensunterhalt theuer macht. Allein die Stadthalter lassen sie schmähen. Es befördert den Dienst des Königes, daß seine Kriegsbedienten gut unterhalten werden. Wie könnten sie außerdem die schweren Kriegsdienste ausstehen? Sie treiben es also immer so fort, und entsetzen sich nicht über alles dieses ohnmächtige Geschrey, welches vergebliches Murren ist, und keinen Nachdruck hat. Der Hof würde freylich den Plackereyen der Befehlshaber, wenn er sie erführe, ein Ziel setzen. Man hat sogar Leute gesehen, die darum nachdrücklich gestraft worden sind. Indessen wenn man öffent-

lich darwider reden soll, so machen es die Bürger, wie die Ratten in ihrer Berathschlagung wider jene berüchtigte Katze, die den Untergang ihres Geschlechts befördert. Sie schreyen alle: Keiner aber will der Katze die Schelle anhängen, keiner will die Larve abziehen, und zuerst klagen. Es muß von ohngefähr geschehen, wenn der Hof von dem Verfahren gewisser Stadthalter Nachricht erhalten soll; und die Einwohner sind dergleichen Soldatenplackereyen gewohnt.

Will man in Frankreich frey, und glücklich leben, so muß man in solchen Provinzen sich aufhalten, welche unter Oberstadthaltern stehen. Diese Herren geben sich gar nicht mit solchen niedrigen Handlungen ab. Sie halten sich niemals in ihren Stadthalterschaften auf, weil sie bey Hofe große Ehrenämter haben. Die Unterthanen werden durch Obrigkeitspersonen, Richter und Bürgermeister regiert, die sie selbst erwählen, und welche bey den Parlamentern, unter deren Gerichtsbarkeit sie stehen, von ihrem Verhalten Rechenschaft geben müssen. Diese mächtigen Versammlungen, in deren Händen das einem jeden Unterthanen im Reiche zukommende Recht steht, geben genau auf das Verhalten, und auf die Handlungen der Unterobrigkeiten Achtung.

Die Stadthalter der Gränzvestungen sind es nicht allein, welche die schwere Hand ihrer Herrschaft die Leute fühlen lassen. In Frankreich handelt durchgängig alles, was Soldat ist, gebieterisch. Die bloßen Officiers bezeigen gegen den Bürger einen Stolz und Hochmuth, der mir

uner-

unerträglich scheint. Fast sollte man sagen, die erstern wären unumschränkte Fürsten, und die letztern weiter nichts, als elende Sclaven. Indessen möchten sie gleichwohl ihren Stolz ein wenig mäßigen. Denn unter Leuten, die sie verachten, giebt es Männer, die viel größere Achtung verdienen, als viele andre, die sie ihrer Freundschaft würdigen, und deren ganze Verdienste darinnen bestehen, daß sie jagen, fluchen, und die Bauern prügeln können. So beschreiben die Franzosen ihre Edelleute, die allezeit auf ihren Rittergütern wohnen; die Soldaten haben für sie viel mehr Achtung, als für den Bürgerstand, weil ihnen ihr Faullenzer Leben ein großes Ansehen giebt, indem es den wesentlichsten Theil eines Adelichen ausmacht.

Ueberhaupt zu reden ist der französische Officier *liebenswürdig*. Er ist höflich, gefällig, gegen Fremde dienstfertig, wie alle Glieder von seiner Nation; allein er ist zum Erstaunen läppisch, läßt sich allezeit bereit finden, ein Frauenzimmer um Ehre und guten Namen zu bringen, bildet sich auf seine Gestalt etwas ein, ist bis zur Ausschweifung ein Liebhaber neuer Moden, liebt gut Essen und Trinken, ohne ein Saufaus zu seyn, weiß gar nichts, so, daß er auch bisweilen nicht einmal lesen kann, allein diesen Fehler ersetzt er durch einen natürlich guten und witzigen Verstand. Zwo Stunden lang kann man ihn eher, als jeden andern Franzosen um sich leiden; hingegen wenn es länger währt, wird er auch desto unerträglicher.

Indessen darfst du, mein lieber Isaak, nicht etwan alle französischen Kriegsbedienten nach dieser Abschilderung beurtheilen. Es giebt etliche darunter, welche diejenigen Fehler, die unter ihren Kameraden sehr gemein sind, nicht an sich finden lassen, und auch wohl in den tiefsinnigsten Wissenschaften, so gut als die vorzüglichsten nazaräischen Lehrer, bewandert sind. Sie sind um desto Achtungswürdiger, da sie alle Wissenschaften der Gelehrten besitzen, ohne ihr hochmüthiges und eitles Wesen zu haben. Ein Officier verheelt seine Einsichten eben so sorgfältig, als ein Weltweiser öfters sie bekannt zu machen trachtet. Vielleicht ist die Staatsklugheit einigermaßen die Triebfeder dieser Bescheidenheit. Unter einem Haufen junger roher Leute macht man sich nicht sonderlich beliebt, wenn man immerfort Lehren geben will. Sie wollen lieber die Bälle und Lustbarkeiten wissen, die man einen Monat hindurch anzustellen hat, als sich erzählen lassen, ob der Begriff des Copernikus, oder des Ptolomäus von dem Weltgebäude wahrscheinlicher ist. Wenn also ein Kriegsbedienter nicht auf eine eitle Art mit seiner Wissenschaft groß thut, so darf er sich nicht befürchten, daß er unter dem Namen eines Schulfuchses zum Gelächter wird. Vielleicht würde er, wenn er an der Stelle eines Gelehrten wäre, es eben so, wie dieser, machen, und seinen Namen über irgend eine Abhandlung wider die Großsprecherey, und den eitlen Stolz setzen.

So oft ich manchen ruhmgierigen Philosophen wider den Stolz schreiben sehe, so dünkt mich, ich höre einen Trunkenbold, mit dem Weinglase in der Hand, von der Mäßigkeit eine Rede halten. Da ich an die Mäßigkeit gedenke, so will ich dir etwas von einem Hunde erzählen, der zum Beyspiele der Enthaltsamkeit dienen kann. Dieses Thier beobachtete die Fasttäge, fraß alle Freytage und Sonnabende Fastenspeisen, und würde eher verhungert seyn, als daß es diese Tage über an einem Beine geleckt hätte. Es hatte noch mehr Tugenden: Es ging fleißig in die Vespern und Metten; es that zur Bezeugung seiner Andacht 1000 kleine Sprünge; es wanderte den ganzen Tag an den Kirchen herum; So oft ein unerbarer Hund Lust hatte, sein Bein gegen die Mauren aufzuheben, biß dieser ihn auf das empfindlichste weg, und lernte ihnen, was für Ehrfurcht sie gegen diese heiligen Mauern zu beobachten verbunden wären.

Vielleicht wärmen wohl gar mit der Zeit einige Mönche, auf Veranlassung dieser so gewissen Geschichte, die Meinung von der Seelenwanderung wieder auf. Denn man kann sich fast nicht vorstellen, daß ein unvernünftiges Thier einer solchen Erkänntniß fähig seyn sollte, es müßte denn seine Seele dieselbe mit sich gebracht haben. Solchemnach müssen die Seelen der Thiere angebohrne Begriffe haben. Der Beweis davon wird, meines Erachtens, sehr schwer. Sobald man aber die Seelenwanderung annimmt, kann man dieser Meinung eine sehr gute Farbe anstreichen.

chen. Zur Noth geht es auch an, dieses Lehrgebäude mit dem nazaräischen Glauben zu vergleichen. Die Mönche dürfen nur das Fegefeuer in die Körper der Thiere setzen, so hat die Seelenwanderung nicht viel sonderbares mehr an sich. Sie würden durch diese neue Lehre von ihren Einkünften nichts einbüßen; ich bin versichert, es wird sich nicht leicht ein Nazaräer finden, der, aus Furcht, 5 oder 6 Jahr lang ein Postpferd zu werden, nicht in großer Menge Allmosen, um sich aus einem dergleichen Fegefeuer zu befreyen, geben sollte. Die Missionarien von China und Indien machen vermittelst der Seelenwanderungen viele Neubekehrte. Viele, denen die Bonzen, (wie man die Chinesischen oder Japanischen Pfaffen heißt,) drohen, daß sie in die Körper gewisser Thiere kommen sollen, die sie entweder als unrein, oder als solche betrachten, die zu mühsamen Geschäfften genommen werden, greifen nach den schwarzen Kitteln, die ihnen von der Seelenwanderung loshelfen.

Vielleicht denkst du, mein lieber Isaak, die Geschichte von diesem andächtigen Hunde sey nur ein bloßer Scherz: Allein man hat mich versichert, sie sey würklich geschehen, und ich glaube, daß viele Nazaräer zu der Meinung von der Seelenwanderung geneigt sind. Die Lehrer, sogar die berühmtesten darunter, erzählen allerhand Geschichte zum Vortheile dieser Meinung. Vielleicht warten sie nur, ehe sie damit öffentlich herausrücken, bis sie die Gemüther der Leute dazu vorbereitet haben. Ich habe in einem gewissen,

von

von einem nazaräischen Lehrer geschriebenen, Buche gelesen, daß das Schaf eines gewissen Franciscus, so oft es die Mönche singen hörte, auf das Chor kam, andächtig die Knie beugte, und aus Ehrerbietigkeit die Erde küßte. *)

Wenn ich an einem Schafe dergleichen Dinge sehe, so bewundere ich es eben nicht mehr, als wenn vor meinen Augen ein Hund bey dem Namen des römischen Kayfers und Königes von Frankreich in die Höhe springt, und bey dem Namen des türkischen Käyfers, und des Sophi von Persien sich niederlegt, oder den Hintern aufhebt. Dieses aber kann ich nicht leiden, wenn man dergleichen Kindereyen, oder vielmehr Schelmstücke, darzu braucht, daß sie der Religion ein Ansehen geben sollen. Es will mir gar nicht in den Kopf, wenn ich sehe, daß Leute, die zum Unterricht des Volks gesetzt sind, ihr Amt zu Bekanntmachung solcher Erdichtungen misbrauchen.

Ich kann meinen Brief nicht besser schließen, als durch eine Stelle eines nazaräischen Lehrers, mit Namen Acosta, eines Jesuiten, aus welcher die Juden, unsere Brüder, so wohl als alle Nazaräer, etwas lernen können. Alle Wunderwerke, spricht er, sind eitel und unnütze, wenn sie nicht durch die Schrift bestätiget werden, das ist, wenn sie nicht den Lehren der heiligen Schrift gemäß sind: Denn die Schrift ist an sich selbst ein sehr tüchtiger Beweis der Wahrheit. Wie glücklich würden Juden und Nazaräer

*) *Gazaei* Pia Hilaria.

räer seyn, wenn die Rabbinen und Mönche von dieser Wahrheit überzeugt wären.

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Brüssel.

Der zwey und neunzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, ehemaligen Rabbi in Constantinopel.

In meinem letztern Briefe konnte ich dir, mein lieber Isaak, nichts von einer Unterredung sagen, die ich in Ryssel mit einem Officier hatte, an welchen der Ritter von Maisin bey meiner Abreise von Paris mir einen Brief mitgab. Er empfing mich auf die allerhöflichste, dabey aber auch ernsthafteste Weise von der Welt. Diese Begegnung befremdete mich, und nach meinen Gedanken war dieses Verfahren der Gemüthsart eines Franzosen, und noch dazu eines Soldaten, welche immer lustig, aufgeräumt, und wohl gar läppisch sind, sehr entgegen gesetzt. Der Ritter von Maisin hatte mir schon vorher gesagt, dieser Kriegsbediente habe einen Geschmack an den Wissenschaften; dieses vergrößerte meine Begierde mit ihm bekannt zu werden. Nach einigen allgemeinen

meinen Gesprächen fingen wir an, von Leuten zu reden, die ich in Paris gekannt hatte. Ich nannte allerhand gelehrte Leute. Er ließ in der Beurtheilung ihrer Schriften viel Verstand und Einsicht blicken. Mein Herr, sagte ich zu ihm, Ihre Reden sind mit so vieler Richtigkeit abgefaßt, daß man es mit leichter Mühe einsiehet, daß sie ihre Zeit nicht ganz und gar den Kriegsgeschäfften widmen. „Ich gestehe es „Ihnen, antwortete er, daß ich jeden Tag einige „Augenblicke auf die Wissenschaften wende. Ich „wünschte, daß ich mich ihnen ganz und gar ergeben könnte. Allein meine Lebensart hält „mich davon zurück. Der völlige Gebrauch „meiner Vernunft wird mir nur in gewissen Stunden verstattet. Nur die Hälfte meines Lebens „darf ich Mensch seyn. Die übrige Zeit bin ich, „wie ein Thier, das halb im Wasser, halb außer „demselben leben kann, das zu viel Vernunft „hat, als daß man es unter unvernünftige Thiere „zählen sollte, und gar zu wenig Ueberlegung, „als daß man es in die Zahl wahrhafter Menschen setzen dürfte. In dem gegenwärtigen „Stande sind meine Beschäfftigungen ohngefähr „also beschaffen. Jedem Frauenzimmer, in dessen Gesellschaft ich mich befinde, sage ich hundert Lügen vor, die oft ungereimt und lächerlich sind, und den Namen eines angenehmen „Scherzes erhalten. Einer sage ich ein nichtsbedeutendes Wort ins Ohr; sie lacht darüber, „und ich auch: Wenn man uns beyderseits um „die Ursache fragen sollte, so würden wir keine

„anzu-

„anzugeben wissen. Die Beste, die wir noch „statt der Antwort gebrauchen könnten, wäre et„wan diese, daß es nun einmal so eingeführt ist, „daß man lacht, wenn man einander etwas ins „Ohr gesagt hat, weil man voraus zu setzen „pflegt, daß man etwas witziges vorgebracht „habe. Eine andre nehme ich bey der Hand, „lobe ihre Schönheit und weiße Farbe, ohne dar„nach zu sehen, ob nicht vielleicht eben diese „Hand, wovon ich so viele Lobeserhebungen „mache, häßlich und so beschaffen ist, daß ich „wegen meiner Rede zum Gespötte werden kann. „Ich bin völlig zum Lobe gestimmt, und muß, „wie eine Geige, beständig also klingen. Hierzu „geben diejenigen Frauenzimmer Anlaß, die nicht „wahrhafte Schönheiten sind. Es ist mir, bey „Strafe für unhöflich angesehen zu werden, ver„boten bey einem Frauenzimmer zu seyn, ohne „ihr etwas angenehmes vorzusagen. Ich sage „ihr demnach lauter solche Dinge, die ich alle „Tage zu sagen gewohnt bin. Schicken sich „diese nicht für sie, so ist es für sie desto schlimmer. „Einem jeden Frauenzimmer zu Gefallen werde ich „mir nicht mit Erfindung neuer Höflichkeitsbezeu„gungen den Kopf zerbrechen. Ein süßes Herr„gen, und Prediger gehören fast unter einerley „Classe. Der eine hat eine gewisse Anzahl von „Kanzelreden, der andre eine gewisse Zahl von „Redensarten, deren sie sich ihr ganzes Leben „hindurch bedienen. So wie die Lobrede für die „Heil. Clara sich mit Veränderung des Namens „auf die Heil. Rosa schickt, nicht anders schicken

„sich

„sich die Schmeicheleyen gegen die Marquisinn,
„auch für die Gräfinn. Ist eine davon häßlich,
„und die andre schön, so darf der süße Herr da-
„von nicht die Schuld tragen. Ein Kaufmann
„kann weiter nichts herweisen, als was sich in
„seinem Laden befindet.„

„Was diese Sache anlangt, fuhr der Officier
„fort, muß ich ihnen etwas sehr lustiges erzäh-
„len, welches mir vor einiger Zeit begegnete. Ich
„war in Gesellschaft eines Frauenzimmers. In
„den Zerstreuungen, worinnen ich mich befand,
„sann ich kaum darauf, daß ich mit ihr redte.
„Sie zog einen von ihren Handschuhen ab. Ihre
„bloße Hand fiel mir von ohngefähr in die Au-
„gen. O schöne Hand! schrie ich, ohne an
„das zu denken, was ich redte. Sie scherzen
„mit mir, antwortete sie lächelnd, und mein Lob
„kützelte sie überaus sehr, ob sie schon eine sehr
„häßliche Hand hatte. Ich wüßte keine, setzte
„sie dazu, die so häßlich wäre. Sie betrügen
„sich, meine Wertheste, gab ich beständig in
„einerley Zerstreuung zur Antwort; ich weiß
„Hände, die noch schlechter gebildet sind. Ich
„fordere sie auf, sagte sie dagegen, mir solche
„zu zeigen. In dem Augenblick mischte sich ent-
„weder ein ungefährer Zufall, oder der böse Geist
„selbst darein, daß ich ihre andre Hand ergriff,
„und sagte: Hier haben sie, meine Frau, eine,
„die wenigstens eben so häßlich, als die andre
„ist. Alsdenn kam ich von meiner Zerstreuung
„zu mir selbst, und wollte den begangnen Fehler
„wieder gut machen. Allein es war gar nicht

„möglich. Die Schöne mit den häßlichen Hän-
„den hat dieses seit dem allemal einer Bosheit
„zugeschrieben, was sie blos meiner Zerstreuung
„hätte anrechnen sollen. Ich glaube ganz sicher,
„daß vielen Leuten dergleichen lächerliche Zufälle
„alle Tage begegnen. Es ist unmöglich, daß ein
„Mensch, der den halben Tag, ohne auf seine
„Reden zu sinnen, verplaudert, nicht in be-
„lachenswürdige Mißverständnisse gerathen
„sollte.„

„Die Gespräche, sagte der Officier weiter,
„die ich mit vielen von meinen Kameraden halte,
„sind zu Bildung des Verstandes nicht viel mehr
„werth, als die, wovon ich Ihnen bisher um-
„ständlich gesagt habe. Sie betreffen Liebeshän-
„del der Besatzung, neue Moden, Schmause-
„reyen, denen man den Abend vorher beygewoh-
„net hat, und dergleichen mehr. Sie sehen wohl,
„daß ich die Zeit, die ich mir zu Anhörung, oder
„zu Haltung von Reden über so nichtswürdige
„Dinge nehmen muß, für gänzlich verlohren zu
„achten habe. Ich erreiche daher nicht den
„mindsten Nutzen; und wenn ich mein eigner
„Herr bin, und meine Art zu leben überlege, so
„glaube ich, wie ich ihnen bereits gesaget habe,
„daß ich des Tages nicht länger, als einige Au-
„genblicke wahrhaftig Mensch bin. Solche sind
„diejenigen, da ich, in meinem Zimmer allein,
„meinen Verstand durch das Lesen einiger guten
„Bücher unterrichte, und da ich ingeheim über
„die läppischen Ergötzlichkeiten seufze, denen ich
„in Gesellschaften nachzugehen verbunden bin.„

Ich

Ich erstaunte, mein lieber Isaak, da ich einen jungen Menschen so verständig reden hörte. Es wäre zu wünschen, sagte ich ihm, daß unter den Soldaten mehr junge Herren wären, die so vernünftig, als Sie, dächten. In kurzer Zeit würde unter den Franzosen das zu sehen seyn, was man ehemals in Rom und Athen fand: Der Soldatenstand würde nicht mehr für eine Lebensart geachtet werden, die sich mit den Wissenschaften nicht verträgt; man würde die letztern unter den Kriegsleuten nicht verachten; sie würden ihre Rechte unter diesen so gut, als unter den übrigen Ständen des Reichs ausdehnen. „Ey, war die Gegen„antwort des Officiers, die Wissenschaften sind „unter meinen Kammeraden gar nicht verachtet. „Ich merke wohl, daß sie die Gemüthsart der „französischen Nation noch nicht vollkommen ken„nen. Witz ist das Hauptwerk, und der Zweck, „nach welchem alle Franzmänner zielen. Sie „mögen in einem Stande leben, in welchem sie „wollen, so ist ihre Absicht, sich durch ihren Ver„stand hervor zu thun. Der Officier trachtet so „gut darnach, als Leute, die in geistlichen und „weltlichen Bedienungen stehen. Da er glaubt, „es sey keinem witzigen Kopfe anständig, die „Wissenschaften zu verachten, so lobet er sie. Er „thut noch mehr. Er redet davon, wenn er „gleich nichts davon versteht, und macht es in „diesem Stücke, wie viele andre Leute. Wenn „er es nur seinen Kameraden bereden kann, daß „er gerne Bücher liest, so ist er zufrieden. Er

„hat in seinem Zimmer einen Haufen Bücher, und „siehet eben so wenig hinein, als ein Hofabbe in „sein Gebetbuch. Die Begierde nach Witze ist in „Frankreich so groß, daß, wenn Fontenelle, „oder Voltaire sich hätten einfallen lassen, von „der Seiltänzerkunst zu schreiben, sie in kurzer „Zeit das Vergnügen gehabt haben würden, 4 „oder 500 Personen in allen großen Städten „tanzen zu sehen. Unter meinen Freunden weiß „ich einen, der niemals gewußt, ob Des Cartes „hebräisch, oder französisch geschrieben hat, und „ordentlicher Weise dreymal des Tages sagt, die„ser Weltweise habe deutlich bewiesen, daß die „Erde sich umdrehe, und die Sonne fest stehe. „Er hat von dem cartesianischen Lehrgebäude „reden hören, und sich daraus diesen besondern „Umstand gemerkt. Selten kommt er zu jeman„den, dem er nicht davon erzählt. Er rechnet „dieses unter die schönen Sachen, die er alle Tage „5 bis 6 Frauenzimmern vorsagt. Ein andrer „von meinen Kameraden hat 10 Verse aus dem „Racine, 8 aus dem Corneille, 2 Zeilen aus dem „La Bruyere, eine aus dem Montagne, und einen „halben Vers aus dem Virgil auswendig gelernt, „und achtet sich dieserhalb für den gelehrtesten „Menschen in Frankreich. Diese Stellen bringt „er alle Tage an den Mann, und läßt sie in Ge„sprächen einfließen, sie mögen sich schicken, oder „nicht. Sollte er auch die Verse des Racine „zur Erläuterung der Heil. Schrift, oder die „Stelle aus dem La Bruyere bey Gelegenheit der „Pantoffel des großen Moguls anführen, so

„muß

„muß er doch seine Gelehrsamkeit anbringen.
„Hieraus sehen Sie also, daß Leute von seinem
„Stande die Wissenschaften gar nicht verächtlich
„ansehen können; und man kennt den französi-
„schen Officier nicht recht, wenn man denkt,
„er achte es sich für eine Ehre, unwissend zu
„seyn.„

„Uebrigens, fuhr der Freund des Ritters von
„Maisin fort, würden Sie immer noch unrich-
„tige Gedanken hegen, wenn sie dächten, es be-
„finde sich in allen Soldaten weiter gar nichts,
„als nur die Begierde, gelehrt zu scheinen. Es
„giebt viele, die es in der That sind, sonderlich
„unter den Ingenieuren, deren Amt es mit sich
„bringt, daß sie die mathematischen Wissenschaf-
„ten verstehen. Allein sie sehen sich genöthiget,
„ihre Gaben mit dem Soldatenleben in eine Ver-
„bindung zu bringen. Haben sie eine Zeitlang
„vor sich allein gearbeitet, nachgedacht, sogar
„Weltweisheit getrieben, so müssen sie auch in
„Gesellschaften pfeifen, singen und herumfaseln;
„sie müssen ihrer Bedienung so wohl, als den
„wesentlichen Pflichten eines süßen Herrn eine
„Gnüge leisten. Es mag ihnen noch so sauer
„ankommen, sich diesen zu unterwerfen, so wür-
„den sie doch für tölpische, plumpe, tumme Leute,
„und für solche angesehen werden, die nicht zu
„leben wüßten, wenn sie sich dessen entbrechen
„wollten. Also werden Ihnen, mein Herr, oft
„Officiere vor die Augen kommen, welche die
„Hand in dem Degengehenk, die Achsel in die
„Höhe gezogen, den Kopf gebeugt haben, und

„eine solche Stellung annehmen, die einem Frem-
„den, wie Sie, sonderbar vorkommen würde:
„Sollten sie aber mit Ihnen allein seyn, so wür-
„den sie eben so gerade heraus, wie ich gegen-
„wärtig, reden; sie würden Ihnen so gut, als
„ich, gestehen, daß sie es öfters beseufzen, daß sie
„ein Opfer einer lächerlichen Gewohnheit seyn
„müssen, die sie zu einer solchen Aufführung zwingt,
„welche blos durch solche Leute eingeführt wor-
„den ist, die nicht Geschicklichkeit genug besitzen,
„sich durch ihre Handlungen, und Unterredungen
„schätzbar zu machen, und also närrische Geber-
„den, Verdrehungen, Minen und Stellungen
„erfunden haben, mit welchen in ihren Gedanken
„ein großer Ruhm verbunden ist. Das Glück
„hat ihre Absichten befördert. Diese Gebräuche
„haben die Oberhand erhalten: die ganze fran-
„zösische Nation hat sich dieselben angewöhnt,
„und darunter sind die Officiers die vorzüglich-
„sten. Man muß sich also mit seinem größten
„Widerwillen dazu bequemen. Diesen einzigen
„Trost hat man, daß man sie in der Gesellschaft
„vernünftiger Leute verdammen darf. Wundern
„sie sich also nicht, mein Herr, wenn ich Sie auf
„eine etwas gesetztere Art, als Sie sich vermu-
„thet, empfangen habe. Aus dem Briefe des
„Ritters von Maisin hatte ich von Ihnen einen
„gar zu vortheilhaften Begriff geschöpft, als daß
„ich nach französischer Art mit Ihnen hätte um-
„gehen sollen.„

Die verständigen Reden dieses Officiers, mein lieber Isaak, haben mich veranlasset, über die Gemüths-

Gemüthsart der französischen Nation aufmerksam nachzudenken. Es finden sich in allen den verschiednen Ständen gescheide Leute: Nur daß man in allen diesen verschiednen Ständen, dem Ansehen nach, den Gesetzen der Vernunft in gewissen Fällen zu folgen sich nicht getrauet. Die Herrschaft der Mode unterdrückt die Herrschaft der Klugheit; Obrigkeiten, Geistliche, lassen sich eben so gut, als Soldaten hinreissen. Ein junger Parlamentsrath sinnet darauf, wie er seine Kleidung so munter, als möglich, einrichten könne. Er bildet sich ein, die schwarze Farbe gebe ihm kein so prächtiges Ansehen, als die übrigen Farben. Er getraut sich nicht, in Gesellschaften von der Rechtsgelahrheit zu reden. Er befürchtet, man möchte ihm den Namen eines Schulfuchses, oder wohl gar eines Zungendreschers beylegen, für welchem letztern sich Rechtsgelehrte eben so sehr, als die Unterthanen für Steuern, und Gaben, fürchten. Ist es nicht lächerlich, daß sich ein Mensch seines Standes schämt, besonders, wenn er dabey die Ehre hat, daß er den Leuten kann Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen: Daß er sich nicht unterstehen darf an den Tag zu legen, daß er den ihm beygelegten Rang verdiene, und eine Wissenschaft seinem Stande gemäß besitze? Kann man sich wohl genung wundern, daß er, anstatt Lobeserhebungen, die seinem Stande gemäß sind, zu genießen, lieber dafür angesehen seyn will, als habe er gar nichts an sich, was einen Rechtsgelehrten verräthet, das ist, nichts von

allem dem, was er haben sollte, und worinnen das Wesentliche seiner Pflicht besteht?

Die Geistlichen sind nicht klüger, als die Obrigkeitspersonen. Prälaten, Hofäbte, und dergleichen, würden sich für verächtliche Leute halten, wenn sie die Einkünfte ihrer Aemter nicht zu Kutsche und Pferden, zu Hausrath, zu Silbergeschirr anwendeten; sie würden die ersten seyn, die sich über denjenigen unter ihnen aufhielten, der auf eine andre Art handeln wollte. Er ist ein guter ehrlicher Mann, würden sie sprechen, er hält eine gute Predigt; aber sein Tisch ist herzlich schlecht. Ein Geistlicher, der bey Hofe weiter nichts, als gute Lehren gäbe, und erbauliche Predigten hielte, würde neben einem Bischoffe, der jährlich 100000 Thaler Einkünfte zu verthun hätte, eine sehr elende Person vorstellen. Daraus macht man eben nicht viel, daß er unwissend, verschwenderisch, wollüstig ist, wenn er nur einen herrlichen Tisch hält. Wenn man zu einem reichen Abbe, geht, so erkundigt man sich fast nicht darnach, was er für einen Büchervorrath besitzt, sehr oft aber fraget man, wie sein Weinkeller versorgt ist. Es giebt viele darunter, die sich schämen würden, wenn man sie für Gottesgelehrte achtete. Witzig wollen sie heißen. Sie würden sich die Haare ausraufen, wenn man dächte, sie wären nicht im Stande von einem Trauerspiele, oder von einem Roman zu urtheilen. Dieses aber ist ihr Wille nicht, daß man denken soll, sie vertrieben sich die

Zeit

Zeit mit Lesung solcher Bücher, die ihrem Stande gemäß sind. Sie würden in Sorgen stehen, als kämen sie dadurch um den edlen Namen eines witzigen Kopfs, und liebenswürdigen Menschen; sie stellen sich vor, eine Person, die sich auf diese und jene Wissenschaft leget, sey der Scharfsinnigkeit, die zu andern erfordert wird, gar nicht fähig. Nähmen sie ihre Vernunft zu Hülfe, wären sie nicht so sehr Sklaven der Vorurtheile, und Moden, so würden sie bald einsehen lernen, daß alle Wissenschaften in genauer Verbindung unter einander stehen *), und daß man sich in keiner eine Fertigkeit erwerben könne, woferne man nicht zu gleicher Zeit von den andern richtige Begriffe sich bekannt macht.

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Brüssel.

*) Etenim omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum, et quasi cognatione quadam inter se continentur. *Cic. Or.* pro Archia poëta, in Exord.

Der drey und neunzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi in Constantinopel.

Die Sitten der Einwohner von Flandern und Brabant haben viel ähnliches mit den Sitten der Franzosen, ihrer Nachbarn; allein die Gemüthsart dieser zwey Nationen ist sehr verschieden. Die Leute in Brüssel, und überhaupt in Brabant, sind aufrichtig, leutselig, und so ziemlich höflich; allein ihre Treuherzigkeit ist gar zu groß, und erstreckt sich beynahe bis zur Einfalt. Man möchte fast sagen, die Leute nähmen vielen Theil an der dicken Luft des Landes, und die Himmelsgegend hätte in die Seele, so wie in den Körper, großen Einfluß.

Die Adelichen bilden sich auf ihren Stand ganz außerordentlich viel ein; kaum macht ein Dichter aus seinen Schriften so viel, als ein Edelmann von Brüssel aus seinem Adel. In dieser Stadt giebt es mehr Excellenzen, als in der ganzen übrigen Welt. Ein Mann ist daselbst nur so weit groß, schätzbar, ehrwürdig, als er seinem Namen das Wort Excellenz vorsetzt; hiernächst muß man gestehen, daß nirgends in der Welt die Titel so wohlfeil zu haben sind, als in den österreichischen Niederlanden. Sie sind daselbst so

gemein

gemein worden, daß man seit kurzem, so zu sagen, alle die verschiednen Stände einander gleich zu machen sich entschlossen hat. Die Edelleute, welche sich auf ihren Adel so viel zu Gute thun, haben die Erlaubniß erhalten, Kaufleute zu werden, damit sie ihre Excellenzen ernähren können, die sonst in Gefahr stehen würden, zu verhungern; die Kaufleute haben sich das Vorrecht geben lassen, zu Grunde zu gehen, und damit sie es so weit bringen können, alle nöthigen Titel zu erlangen. *) Es ist gar kein Zweifel, sie werden sich die Mittel, die man ihnen zu Verschwendung ihres Vermögens gestattet, zu Nutzen machen; hernach mögen sie aufs neue anfangen zu handeln, biß sie noch einmal neue Titel kaufen können, die sie mit den erstern vereinigen.

Nicht etwan blos die Ehrentitel eines Grafen, Freyherrn, Marquis, Herzogs, und dergleichen, geben einem brüsselischen Herrn ein Ansehen: Auch das Alterthum der Familie hat großen Einfluß, einem von sich eine hohe Meinung beyzubringen. Ein Adel in der Familie, der hundert Jahre älter, als andre ist, macht Leute, die außerdem sehr verachtet wären, außerordentlich ansehnlich. In einem Closter bey der Stadt Löwen steht ein Stammbaum des Hauses von Croy, wodurch deutlich, und zwar durch eine sehr aneinanderhangende Geschlechtsfolge erwiesen wird, daß der Stammvater dieses Hauses,

*) Die dieserhalb ausgefertigten Befehle sind seit einiger Zeit öffentlich bekannt gemacht worden.

ses, der vor ohngefähr 30 oder 35 Jahren gelebt hat, von Adam in gerader Linie herstamme. Ich habe ein Vergnügen gehabt, da ich sahe, daß die vornehmen Herren in Brüssel noch so bescheiden waren, und der Meinung der Präadamiten nicht beytraten, folglich lieber es daran genug seyn ließen, daß sie von Adam herstammten, als daß sie eine Meinung billigten, die dem ersten Buche Mosis widerspricht.

Wenn der Adel in Brabant sich eines großen Alterthums rühmet, so sind dagegen ihre Wissenschaften, und Gaben desto kleiner. Man findet unter ihnen mehr Unwissenheit, als bey den Spaniern, und etwas mehr Aberglauben, als bey den Portugiesen. Ueberhaupt ist in ganz Brabant die Unwissenheit allgemein. Der Pöbel macht hierinne dem Bürgerstande, dieser dem Adel, und der Adel der Geistlichkeit den Rang streitig. Ich nehme den Justus Lipsius, Auberus Miräus, und noch ein Paar andre aus; übrigens glaube ich nicht, daß ein einziger Schriftsteller aus Flandern oder Brabant vorhanden ist, der die Achtung der Kenner verdient. Es hat dieses Land etliche schlechte lateinische Dichter, und einige Gottesgelehrte nach Art des Escobar, und des Tambourin aufzuweisen. Außerdem würde ich lieber in den Wüsteneyen von Barca Schnee, als in Flandern und Brabant gute Dichter, große Redner, und geschickte Weltweisen suchen. Ja was noch mehr zu bewundern, und fast kaum zu glauben ist, sogar die Jesuiten in diesen Gegenden haben wenig Witz, und ihre

Staats-

Staatskunst ist sehr nach der dicken Himmelsluft eingerichtet. Indessen ist ihr Stolz so arg, als anderwärts; nur sind sie nicht so geschickt, ihn zu verbergen. Sie gaben sich ganzer 40 Jahre in Brüssel Mühe, große Glocken zu haben, wie man bey den Pfarrkirchen findet. Weil dieses aber bißher noch nicht gebräuchlich gewesen war, so wollte man ihnen diese Erlaubniß, um welche sie vergeblich anhielten, nicht gestatten. Da sie sich nun gar keine Hoffnung machten, glücklich zu seyn, so wendeten sie sich an ihre Mitbrüder zu Paris, und baten sich ihren guten Rath aus in einer so wichtigen Sache, welche die Pfarrherren zum Zorne reitzen, und die andern Mönche mit Eifersucht plagen sollte. Die Jesuiten in Paris waren über die Tummheit ihrer Mitbrüder ärgerlich, und nahmen sich nicht die Mühe, ihnen selbst zu antworten. Sie trugen es einem bloßen Layenbruder auf, und überließen es ihm, ihren ungeschickten Mitbrüdern in Brüssel einen Vorschlag zu thun, wie er für gut befände. Dieser Bruder bildete sich etwas auf solche Ehre ein, und wollte zeigen, daß er allein mehr Witz, als alle brüsselischen Jesuiten habe. Er schrieb ihnen also ein paar Zeilen nach Art eines lacedämonischen Briefes, mit diesen wenigen Worten: Meine Herren Paters, bedienen sie sich des Vorwands einer öffentlichen Catechismusstunde, wozu große Glocken nöthig sind, damit es überall in Brüssel gehört werden könne. Die Jesuiten dieser Stadt waren so glücklich, daß sie merkten, wohin die Absicht des Layenbruders

zielte.

zielte. Sie hielten die Woche zweymal Catechismusstunden, und erreichten auf solche Weise endlich ihren Endzweck.

Ihre Kirche ist zwar sehr schön, doch aber nicht so schön, als eine andre, die gewissen Mönchen, welche sich Capuciner heißen, zugehört. Dieses sind überaus schmutzige, unwissende Leute, der Abraum von Mönchen, und für den Staat, die allerunnützesten. Sie erhalten sich blos von Allmosen, halten keine öffentliche Schule, wollen den Schein einer großen Demuth haben, gehen halb blos, tragen einen langen Bart, umgürten sich mit einem Stricke, und nichts sieht so kothicht, und unreinlich aus, als ihr Anzug. Der Pöbel bezeigt für sie eben so große Ehrerbietigkeit, als die Türken für ihre Derwische, oder Mönche. Indessen ohngeachtet sie so demüthig und andächtig scheinen, so sind doch wenig Mönche so schlimm, als sie, und dieses sind sie überall, an einem Orte so gut, als an dem andern. In Spanien waren sie die Oberhäupter der Rebellen in Catalonien; Man sahe sie auf den Wällen von Barcellona mitten unter den Soldaten mit Feuer und Schwerd wüten. So lange die Pest in Provence tobete, und dieses Land die Strafe für seine Sünden ausstund, so waren diese unglücklichen Heuchler darauf bedacht, wie sie die Städte wieder befestigten, und den von der Pest verursachten Schaden wiederum ersetzten. Zween unter ihnen trieben ihre Ausschweifungen so weit, daß sie ein junges Mädgen nothzüchtigten, das mit ihnen in den Krankenstuben aufwartete. Man

setzte sie fest; sie fanden aber Mittel zu entwischen, und wurden beyde auf Verordnung des Parlements im Bildnisse aufgehenkt.

Ein gewisser, mit Namen Franciscus, hat die ersten Klöster dieser Faullenzer gestiftet. Es war ein feiner und durchdringender Kopf, der sein ganzes Leben hindurch das Geheimniß verstund, den allerausschweifendsten Handlungen die Farbe der Heiligkeit zu geben. Seine Schüler haben die hauptsächlichsten von seinen Handlungen aufgeschrieben, und es ist keine darunter, sie sey so lächerlich, als sie wolle, die sie nicht mit großen Lobsprüchen erhoben haben. Einsmals, erzählen sie, *) kündigte eine Heuschrecke durch ihren

*) Vidit Cicadam in ficu et juſſit aduolare; dictum, factum. Volat in manum Franciſci; tunc ille: Canta ſoror mea Cicada, et Dominum Creatorem tuum tuo jubilo lauda. Sine mora obediens canere coepit, nec deſtitit, donec juſſu Patris ad locum proprium reuolauit. In *Vit. Franc.*

Es ist gar kein Wunder, daß die Heuschrecken dem Heil. Franciscus gehorchen. Die rasenden Wölfe führten sich gegen ihn ja eben so gezogen auf. Denn so erzählt der Verfasser von seinem Leben weiter: Der Heil. Franciscus machte durch das Zeichen des Kreutzes einen rasenden Wolf gesund, der viele Leute in der Stadt gebissen hatte. Bruder Wolf, sagte er zu ihm, du must mir versprechen, fernerhin kein Raubthier mehr zu seyn, dagegen sollen die Einwohner der Stadt dich ernähren. Hierauf neigte der Wolf den Kopf, zum deutlichen Zeichen, daß er mit diesem Vorschlage zufrieden wäre.

ihren Gesang das gute Wetter an. Franciscus rufte das Thier, und indem er es auf seinem Finger hatte, sagte er zu ihm: Wohlan, meine liebe Schwester Heuschrecke, singe der

wäre. Der Heil. Franciscus streckte die Hand aus, und sagte zum Wolfe; gieb mir eine Versicherung; alsbald erhob der Wolf den Vorderfuß, und legte ihn sehr sanft in die Hand des Heiligen, der zu ihm sprach: Bruder Wolf, ich befehle dir, daß du mit mir gehest. Der Bruder Wolf gehorchte ohne Widerspenstigkeit. Das ganze Volk, entzückt für Verwunderung, betete den Franciscus an, der zu ihnen sagte: Der Bruder Wolf, den ihr hier sehet, hat mir heilig versprochen, er wolle künftighin ruhig leben, wenn ihr soviel drauf wenden wollet, als zu seiner Nahrung vonnöthen ist. Unter dieser Bedingung mache ich mich anheischig, für den Bruder Wolf Bürge zu seyn. Hierauf kehrte sich der Heil. Franciscus gegen das Thier, und sagte zu ihm: Wohlan, Bruder Wolf, macht ihr euch anheischig, diesen Vertrag einzugehen; hierauf fiel der Bruder Wolf auf die Knie, und bewies durch seine Geberden, daß er sich diesem unterwerfe, und hub zum zweytenmale seinen rechten Fuß auf Alle dabeystehenden erhuben ein Freudengeschrey. Der Wolf lebte zwey Jahr, ohne jemanden das geringste Leid zu thun, und wurde auf Kosten des Volks ernährt. Das sonderbarste dabey war, daß ihn kein Hund anbellte. Nam lupum rabiosum qui multos in ciuitate laeserat, signo crucis, sanavit, et dixit: Frater, Lupe, tu debes mihi promittere, quod nunquam vis rapax esse, sed ciues

debent

der Gottheit ein Loblied. Die Heuschrecke gehorchte, und da sie ihren Gesang geendiget hatte, so dankte Franciscus ihr sehr höflich, und sang ebenfalls selbst.

Eure

debent te nutrire. Et Lupus signum euidens inclinato capite dedit, quod promittebat illa facere. Et B. Franciscus: Da mihi fidem; et extendit manum pro fide recipienda. Tunc lupus leuauit pedem anteriorem dextrum, et blande posuit in manus beati Francisci. Tunc beatus Franciscus dixit: Frater lupe! praecipio tibi in nomine domini nostri Jesu Christi, vt venias modo mecum; et iuit etc. Omnes ciues et mulieres adorabant. Postea conciohabatur; deinde dixit populo: Frater Lupus, qui coram adstat, promisit fidem vobis et pacem, si tamen vos promittatis eidem omni die dare expensas, et pro fratre lupo ego fidejubeo. Tunc omnes promiserunt. At St. Franciscus coram eis dixit Lupo: Et tu, Frater Lupe, promittis, pactum seruare? Et lupus se ingeniculans gestibus se seruaturum pacta ostendit. Item iterum leuauit pedem dextrum, etc. Tunc omnes clamabant ad sidera. Lupus vixit duos annos neminem laedens, ostiatim quaerens fuit curialiter enutritus, et mirum, quod nunquam aliquis canis latrabat contra eum. Id. lb.

Es darf uns eben nicht befremden, daß der Heil. Franciscus den rasenden Wolf gebändiget hat. Er wuste ja so gar das Geheimniß, die Teufel zu unterwerfen, und zu kränken. Der Teufel versuchte einsmals den Bruder Ruffinus: Du wirst verdammt werden, sagte er zu ihm, Franciscus ebenfalls, und alle seine Anhänger.

Eure Müh ist nicht mehr nöthig,
Fort, und wandert frey und ledig. *)

Vielleicht lachest du, mein werther Isaak, über dergleichen abgeschmacktes Zeug, und weißst vielleicht

ger. Der Bruder Ruffinus sagte dieses dem Heil. Franciscus, der ihm den Rath gab: Wenn der Teufel dir wiederum erscheint, und dergleichen Reden führt, so antworte ihm nur mit diesen Worten: Mache das Maul auf, und ich will meinen Unflath hineinthun. Da der Bruder Ruffinus eines Tages betete, so erschien ihm der Teufel aufs neue unter der Gestalt Christi, und sagte: Bruder Ruffinus, habe ich es dir nicht schon gesagt, daß du dem Sohne des Peter Bernhardions nicht glauben sollst; warum lebst du so streng? Hierauf antwortete der Bruder Ruffinus: Mache das Maul auf, daß ich meinen Unflath hineinthun kann. Alsbald wurde der Teufel unwillig, und begab sich mit grösster Wuth und Brausen hinweg. Diabolus tentavit Ruffinum, dicens: Tu es damnatus, et ipse Franciscus damnatus, et quicunque eum sequitur, decipitur. Quod cum Ruffinus Francisco dixit, respondit Franciscus: Si iterum apparebit, et aliquid tibi dixerit, dicas ei: (scilicet diabolo) Aperi os tuum et ego stercorizabo in illud. Postea Ruffinus cum oraret iterum, apparuit ei diabolus in specie Christi, dicens: Frater Ruffine, nonne dixi tibi, quod non crederes filio Petri Bernhardionis, cur te affligis? Et statim Frater Ruffinus sibi dixit: Aperi os tuum, et ego in ipsum stercorizabo. Tunc Diabolus indignatus cum tanta furia et tempestate ab eo recessit. Id. ib.

*) Votre soin n' est *plus* necessaire,
Vous pouvez desormais partir en *liberté*.

leicht nicht, welchen du für den größern Narren halten sollst, den, der es schreibt, oder den, der es glaubt. Noch ein lustiges Stückgen, welches ich in dem Leben dieses Franciscus gelesen habe! Er befand sich in der Lombardey, und war ein wenig unpaß; daher aß er an einem Freytage des Abends einen Kapaun, der 7 Jahr alt war. Eine Keule davon gab er einem Armen, der ihn, um Gottes willen, um eine Gabe ansprach. Dieser wollte ihm einen Possen thun, und hob die Keule bis zum andern Tage auf, da der Heilige predigte. Alsdenn wies er sie dem Volke. Sehet, sprach er, solches Fleisch ißt der Bruder, den ihr als einen Heiligen verehret; denn er gab es mir gestern Abends. Aber das Stück von dem Kapaun war in den Augen aller Leute Fisch. Daher, wurde er, als verrückt im Kopfe, von jedermann gescholten: Als er dieses sah, schämte er sich, und erhielt Vergebung. *)

Du siehest wohl, werther Isaak, daß dieser Franciscus die Gabe hatte, die Augen der Leute zu bezaubern. Ich nehme mir die Freyheit dir zu sagen, daß seine Söhne von den Gaben ihres Vaters keine verlohren haben, und den Leuten weiß machen können, die größten Taugenichts wären wahrhafte Geistliche.

Ohngeachtet in Brüssel kein Inquisitionsgericht ist, so würde man doch viel wagen, wenn man von dergleichen Sachen frey heraus reden

*) Leben des Heil. Franciscus.

wollte; da die Einwohner von Brabant alle andre Völker an Aberglauben übertreffen. Vor etlichen hundert Jahren wurden von unsern Brüdern einige verbrannt, denen man auf sehr ungerechte Art aufbürdete, sie hätten die Geheimnisse der nazaräischen Religion gemißbraucht. Diese Unglückseligen wurden auf dem höchsten Thurme der Stadtmauern hingerichtet. Den Einwohnern muß der Tod unserer Brüder zur Vermehrung ihrer Wunderwerke dienen. Sie sagen, das Feuer, worinnen diese armseligen verbrannt wären, hätte man 15 Meilen weit im Umkreise sehen können; so lange es gebrannt, hätten sich zwey höllische Gestalten sehen lassen, und sobald als die Israeliten völlig von dem Feuer verzehrt gewesen, wären sie verschwunden.

Um das gemeine Volk bey dem Aberglauben zu unterhalten, machen sie von dieser vorgeblichen Geschichte gewisse Lieder. Ich selbst habe eines Tages einen solchen herumirrenden Amphion unter ihnen folgendergestalt anstimmen hören:

Accourez tous pour voir, peuple fidele,
Ce vilain Juif, appelle Jonathan
Lequel, pouſſé d' abominable zele,
Aſſaſſina le très ſaint Sacrement. *)

Jakob

*) Komm, gläubig Volk, herbey, betrachte
Den bösen Juden Jonathan,
Den ein verruchter Eifer dahin brachte,
Daß er dem Sacrament viel Schande angethan.

Jacob Brito hat mir unterschiedne Mährchen, welche die Italiäner erzählen, berichtet. Indessen giebt es in Flandern und Brabant eben so viel falsche Wunder, und andächtige Hirngespinste, als in Italien. In einer Kirche zu Gent,*) zeigt man ein Bild, das mit einer andächtigen Frauensperson eine lange Unterredung hatte. Sie kränkte sich, daß ihre Freundinnen nach einem Zeitvertreibe gegangen waren, und sie nicht mitgenommen hatten. Der Verdruß, sich verachtet zu sehen, machte, daß sie Thränen vergoß: Was fehlt dir, meine Tochter? sagte das Bild. Die Andächtige antwortete: Meine Frau, (denn das mit ihr redende Bild war weiblichen Geschlechts,) ich weiß nicht, was ich meinen Gefährtinnen gethan habe; sie verachten mich, und haben mich nicht wollen mit sich gehen lassen. Das Bild gab zur Antwort: Kränke dich nicht; bleib da, meine Tochter, du sollst dir mit mir ein Vergnügen machen. Du sollst eine ewige Hochzeit halten. Es sagte ihr weiter nichts, und meldete ihr auch nicht einmal, wer der für sie bestimmte vornehme Bräutigam wäre. Den Tag darnach aber starb das fromme Frauenzimmer, und an dem Bilde blieb der Mund offen, damit niemand an der Würklichkeit dieses Wunders zweifeln möchte. Die Leute in Gent machen aus diesem Bilde überaus viel; sie würden es gewiß nicht gegen den Farnesischen Herkules, oder gegen die Mediceische Venus ver-

*) Les Beguines.

tauschen. Wenn sie Fremden diese Geschichte erzählen, und an ihnen einigen Unglauben bemerken, so wundern sie sich ganz erstaunend. Was, sagen sie, Sie glauben nicht, daß die Heilige ger det hat? Gleichwohl ist nichts gewisser; jedermann in der ganzen Stadt behauptet es; und es ist in den Kirchennachrichten aufgezeichnet. Vergeblich würde es seyn, wider die Wahrhaftigkeit dieser Wunder etwas einwenden zu wollen. Man muß ein kluges Stillschweigen, welches allen Reisenden nöthig ist, beobachten, sonderlich wenn man sich zu einem andern Glauben bekennt, als in dem Lande, wo man sich befindet, im Schwange geht. In vielen nazaräischen Ländern ist es sogar gefährlich, wenn man ein wenig gar zu freye Reden führt. In Frankreich kann es ohne die geringste Gefahr geschehen; wenn man nur wider Gott, und wider den Landesherrn nichts übles sagt, so wird auf die übrigen Reden nicht eben sonderlich Achtung gegeben; in den Niederlanden aber stehen die Mönche fast in eben so großem Ansehen, als in Italien; desgleichen besitzen sie eben so große Reichthümer. Es ist mir für gewiß versichert worden, daß von 35000 Hufen Landes, woraus die Provinz Brabant besteht, 29000 den Klöstern eigenthümlich zugehören.

Wenn die Geistlichen in diesem Lande sich keinen Titel kaufen, so ist es ihnen selbst zuzuschreiben. Denn sie sind so reich, daß sie sich so viele Excellenzen anschaffen können, als sie nur wollen.

len. Mancher Prior oder Superior eines Benedictiner, Bernhardiner, und andrer Klöster besitzt viel mehr Dukaten, als viele Edelleute in Brüssel Kreutzer haben. Die Reichen schicken ihre Kinder eine Zeitlang nach Paris, wo sie vollends ganz verderben. Sie verlieren daselbst das Gute, das sie vom Hause mitgebracht haben, und lernen die schlimmen Dinge der Franzosen. Sie wollen es ihren jungen Stutzern, und ihrer Art sich auszudrücken nachthun; allein dabey bezeigen sie sich so hölzern, daß jenes lustige und leichtsinnige Bezeigen ihnen eben so wenig ansteht, als der Gang nach der Reitschule einem Frießländischen Pferde. Wenn ein gebohrner Brabanter einen jungen Stutzer vorstellen will, so fällt mir der Esel in der Fabel ein, der es dem kleinen Hunde gleich zu thun trachtet. Mich dünkt beständig, ich sehe den Langohr seine zwey Tazen liebkosend auf die Schultern seines Herrn legen. la Fontaine hat wohl recht gesagt: Ne forçons point notre talent. *) Sobald jemand über sein Vermögen thun will, wird er lächerlich; die Lust, sich nach französischen Sitten zu richten, ist schon manches Fremden Unglück gewesen; und mehr als ein Franzose hat den Verstand verlohren, wenn er so sehr als der Engelländer sich den Kopf hat zerbrechen wollen! Da gefällt mir die Gleichgültigkeit, und Gemüthsruhe der Holländer. Diese lassen sich nicht irren, sie bleiben beständig in ihrem Gleisse, und in

*) Die Natur muß man nicht zwingen.

Paris so wohl als in London, leben sie nicht anders, als mitten im Amsterdam. *)

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Brüssel.

Der vier und neunzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite, und ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aaron Monceca.

Ich habe dir, mein werther Monceca, in einem meiner Briefe von den Sitten und Gewohnheiten der Kopten, die von den alten egyptischen Einwohnern herstammen, geschrieben. Gegenwärtig will ich dir alles das melden, was ich bey den übrigen Völkern, die in diesen fruchtbaren Ländern wohnen, angemerkt habe.

Du

*) Si fractus illabatur orbis,
Impauidum ferient ruinae.
Horatius.

Sollt auch die ganze Welt zerschmettern und zerknallen,
So steht er unverzagt auf sich die Trümmer fallen.

Du weißt, mein lieber Monceca, daß die Nachfolger des großen Alexanders nach dessen Tode lange Zeit daselbst regieret haben, biß endlich die Römer dieses Königreich bezwangen. Alsdenn gehörten diese Länder unter die Herrschaft der griechischen Käyser; nach der Zeit wurden sie den Nachkommen des Mahomets zu Theil. Endlich bemächtigte sich der Sultan Selim des Landes Egypten, und dieses kostete ihm eine einzige Schlacht. Tonombey, der letzte Sultan von Egypten, den die Mameluken gekrönet hatten, wurde nach der Einnahme von Cairo aus den Morästen hervor gesucht, in welchen ihn die Araber zu seiner vermeynten Sicherheit versteckt hatten. Der unbarmherzige Selim ließ ihn, ohne für die Würde und den Rang seines Kriegsgefangenen einige Achtung zu hegen, aufhenken. Auf solche Weise kam der letzte Beherrscher von Egypten um sein Leben.

Das sonderbarste in diesem Lande ist, daß man unter den heutigen Egyptern beynahe eben die Gebräuche antrifft, die bey ihren Vorfahren üblich waren. Sogar ist es fast nicht möglich, lange Zeit mit ihnen umzugehen, daß man nicht ihre Gemüthsart und Sitten sich angewöhnen sollte.

Es ist dir, mein lieber Monceca, nicht unbekannt, wie sehr die von Natur ernsthafte und träge Gemüthsbeschaffenheit der Türken, dem aufgeräumten Wesen der Egypter entgegen gesetzt ist. Jene verlieren nach und nach etwas von ihrer Ernsthaftigkeit, und die Himmelsgegend in

diesem Lande hat bey den Einwohnern so vielen Einfluß, daß ohngeachtet die Türken herzhaft, und kriegerisch sind, dennoch die Kinder, welche sie in diesem Lande zeugen, eben so feigherzig werden, als die Egypter, welche im höchsten Grade verzagt sind. Daher kommt es, daß die Gesetze alles, was in Egypten gebohren ist, für untüchtig zu Kriegsbedienungen erklären. Die Kinder von den Türken haben aus besondern Gnaden noch das Vorrecht, als gemeine Soldaten dienen zu können. Dieses Recht aber erstreckt sich nicht auf die zweyte Nachkommenschaft. Ausserdem werden alle Truppen, die der Grossultan in Egypten unterhält, durch Türken ergänzt, die aus den europäischen und asiatischen Ländern dahin kommen. *)

Da die Leute, wegen der Himmelsluft in diesem Lande, so sehr aus der Art schlagen, so sehen die großen Herren sich genöthiget, die Eingebohrnen mit Fremden zu vermischen. Denn Menschen und Thiere werden immer schlechter, je mehr sich ihr Geschlecht fortpflanzt. Die Pferde verlieren unvermerkt ihre Hurtigkeit, und die Löwen ihre Stärke und Muth. Sogar die Vögel sind in diesem Lande viel schlechter als anderwärts.

Die Weichlichkeit und Ruhe ist den Egyptern eigenthümlich. Ohngeachtet dieses Königreich itzt nur der Schatten von dem ist, was es ehedem war, so haben sie sich doch in ihrer Denkungs-

*) Relation de l' Egypte par Mr. *Maller.* P. II. p. 67.

kungsart nicht im mindsten geändert. Ihre Feste feyern sie auf übertriebne Art; in der Liebe zur Musik, zu Schauspielen, zum Tanzen sind sie ausschweifend, und die heutigen Egypter bestreben sich die Alten in dem, was die Sinnen auf eine angenehme Art kützelt, zu übertreffen. Sonderlich ist dieses ein unwidersprechlicher Beweis, wie sehr die Einwohner dieser Gegenden an ihren alten Gewohnheiten hangen, daß sogar der Unterschied der Religion niemanden hindert sich ihnen zu unterwerfen. Man kann mit Grunde vermuthen, daß die Beschneidung noch vor der Befreyung unserer Väter aus der Gefangenschaft in Egypten eingeführt gewesen ist. Diese Gewohnheit dauert noch itzt nicht nur unter den Türken, wo sie überall gilt, sondern sogar bey den Nazaräern. Alle Kopten unterwerfen sich der Beschneidung, und behaupten, sie sey schon bey ihren Vorfahren üblich gewesen. Hat dieses seine Richtigkeit, so müssen die Einwohner von Egypten zu der Zeit, da es noch mit lauter Nazaräern besetzt war, durchgängig einer, wie der andre, beschnitten gewesen seyn. Denn die Kopten, die noch immer eine Zahl von mehr als 40000 Menschen ausmachen, lassen sich, ob sie gleich Nazaräer sind, doch beschneiden, und betrachten diesen Religionsgebrauch, als etwas wesentliches. Sie dehnen ihn sogar bis auf die Töchter aus. Es ist nicht gar lang, daß ein reicher Kopte sich weigerte, eine junge Person zu heyrathen, weil sie nicht beschnitten war. Er wollte seine Heirath nicht eher zu Stande kommen

men lassen, als biß seine zukünftige Gattin diesem Gebrauche, den diese Nazaräer für eben so wesentlich, als wir ansehen, sich unterworfen hatte.

So viel ist gewiß, daß die Beschneidung lange vor der Zeit des Herodotus festen Fuß gefaßt hat. Dieser Geschichtsschreiber redet davon, als von einer der allerältesten Gewohnheiten unter den Einwohnern dieses Königreichs, so daß sie selbst nicht wissen, zu welcher Zeit sie aufgekommen sey. Nach dem Berichte dieses Schriftstellers gestehen die Phönicier und Syrier, die im gelobten Lande sind, daß sie die Beschneidung von den Egyptern gelernt haben Hiernächst sagen die Syrier, die an den Ufern des Thermodon, und des Parthenius wohnen, so wie auch die Macroner ihre Nachbarn, daß es nicht gar lange sey, seitdem sie eben dieses angenommen hätten. In Ansehung der Egypter und Aethiopier, ist diese Sache unter beyden Völkern so alt, daß ich nicht sagen kann, welches von beyden sie von dem andern habe. Indessen ist es allemal eher zu vermuthen, daß die Aethiopier sie von den Egyptern erhalten haben, wie sie anfiengen, mit ihnen umzugehen. *)

Manche Schriftsteller, und sogar etliche Rabbinen, behaupten, sie sey in Egypten vor unserm Ausgange aus diesem Lande nicht in Gebrauche gewesen, und Moses habe sie angeordnet. Indessen

*) *Herodotus*, L. II.

dessen glaube ich nicht, mein lieber Monceca, daß es sogar unrecht sey, wenn man glaubt, Moses habe diesen Gebrauch von den Egyptern genommen; und da er gefunden, daß sie zur Reinlichkeit des Körpers dienlich, und in warmen Ländern nöthig sey, so habe er daraus ein wesentliches Grundgesetz gemacht, um bey der Ausübung dieses Gebrauchs eine desto größere Genauigkeit anzuordnen. Daß die Juden in der Beschneidung sich nach dem Beyspiele der Egypter gerichtet haben, würde mir deßwegen desto wahrscheinlicher vorkommen, weil sie von diesen Völkern verschiedne Gebräuche beybehalten haben, die sogar wir noch immer beobachten. Niemals, sagt Herodotus, küssen ein Egypter oder eine Egypterinn einen Griechen auf den Mund; aus gleichem Grunde bedienen sie sich nie eines Messers, eines Bratspießes, oder eines Topfs von einem Griechen; eben so wenig essen sie Rindfleisch, das mit einem griechischen Messer geschnitten ist. Wir verhalten uns noch itzt nicht anders gegen die Nazaräer. Ohne Zweifel hielten es unsere Väter auch also mit den Heyden. Woher sind diese Gebräuche und Anordnungen auf uns gekommen? Durch das geschriebene Gesetz sind sie nicht verordnet worden: Ihr Alterthum ist sehr groß. Die Egypter hielten sie eben so, als wir. Fällt es nicht deutlich in die Augen, daß wir es ihnen nachgethan haben? Ich sehe sie für Aberglauben an, die mit dem gereinigten Gesetze des Moses in keiner Verbindung stehen. Wäre ich kein Caraite,

raite, so würde ich mir, mein lieber Monceca, kein Gewissen machen, alle diese Grillen zu verwerfen, die ich schon damals, als ich ein Rabbine war, nicht gebilliget habe. Denn was liegt der Gottheit an dergleichen Kinderpossen? Wenn ich ein reines und untadelhaftes Herz habe, wenn ich das von Gott selbst mir vorgeschriebene, und von seinem Propheten gegebne Gesetz beobachte, warum sollte ich Bedenken tragen, etwas davon zu unterlassen? Warum soll ich mich um tausend Kleinigkeiten bekümmern, die denen, welche sich damit etwas zu schaffen machen, und der Religion, die sie anbefiehlt, nachtheilig sind? Nichts ist so schön, und so edel, als die jüdische Religion, wenn man sie in einem Caraiten betrachtet; es sieht aber auch nichts verächtlicher und ungestalter aus, als eben dieselbe in der Person eines Rabbinen. Diese zwey verschiednen Gattungen des Glaubens sind einander gerade entgegen gesetzt.

Doch nicht die Beschneidung allein ist es, worinnen die nazaräischen Kopten die alten Gebräuche des Landes so beybehalten. Auch die Ehescheidung geht bey ihnen im Schwange. Leute, die lange Zeit beysammen in der Ehe gelebt, und sogar Kinder gezeugt haben, besinnen sich nicht lange, einander zu verlassen, und in neue Verbindungen zu treten. Wenn der Mann sich von seinem Weibe scheidet, so muß er ihr das, was sie mitgebracht hat, wieder geben. Die Kopten sprechen, ihre Vorfahren hätten es allezeit so gemacht. Sie behaupten, die Beschneidung, und

die

die Ehescheidung sey unter ihnen seit undenklichen Zeiten her eingeführt gewesen. Die europäischen Nazaräer streiten vor das Gegentheil. Sie versichern, daß diese Gewohnheiten nicht eher, als durch die mahometanischen Völker, die Egypten überschwemmt haben, dahin gekommen seyn; daß die Kopten sie von den Arabern bekommen, und nicht von den alten Egyptern behalten haben, da diese Gebräuche damals, als Egypten ganz Nazaräisch war, unterbrochen worden wären.

Diese Meinung hat wichtige Beweisgründe vor sich, und ich wäre sehr geneigt, ihr Beyfall zu geben. Immittelst, gesetzt, daß der Gebrauch der alten Gewohnheiten bey den Egyptern unterbrochen worden wäre, so ginge es doch wohl auch an, daß wir einen Theil unserer Gebräuche von ihnen genommen hätten; Immaßen ja diejenigen, deren wir uns allezeit bedienet haben, und noch bedienen, in Egypten lange Zeit vor dem Herodotus beobachtet worden, und man die Zeit nicht wüßte, zu welcher sie gestiftet wären. Es ist nicht zu vermuthen, daß man nunmehr dasjenige ausmachen wird, wovon man es seit mehr als 2000 Jahren zu keiner Gewißheit hat bringen können.

Es giebt allerhand Dinge, wovon man in der Geschichte keine Spur findet, und die auf immer in der Vergessenheit vergraben bleiben. Es ist billig zu verwundern, daß man zuweilen in den noch vorhandenen Büchern von den wichtigsten Begebenheiten nicht die mindste Spur antrifft.

Ist

Ist es nicht etwas wunderbares, daß kein egyptischer, griechischer, und römischer Geschichtschreiber in seinen Schriften von der Ersäufung des Pharao nicht ein Wort gedenkt, daß sie sogar nur sehr wenig von unserm Ausgange aus Egypten, und dieses noch auf sehr verächtliche Art reden, so daß sie nicht nur von dem Durchgange durch das rothe Meer nichts sagen, sondern sogar die Welt bereden wollen, *) unsere Väter wären lauter

*) Verschiedne Schriftsteller, sagt Tacitus, kommen fast alle in diesem Stücke überein, daß, da Egypten vom Aussatze angesteckt gewesen, der König Bochoris auf Anrathen des hammonischen Orakels die Juden, als ein unnützes, und der Gottheit verhaßtes Volk aus seinem Lande verjagt habe. Sie setzen hinzu, da sie in der Wüsten zerstreuet gewesen wären, und allen Muth hätten sinken lassen, so hätte Moses einer von den Vertriebenen, ihnen den Rath gegeben, weder von Gott noch von Menschen Hülfe zu erwarten, welche von ihnen gewichen wären, sondern ihm, als einem himmlischen Führer zu folgen, der sie aus der Gefahr herausreissen würde. Plurimi auctores consentiunt, orta per Aegyptum tabe, quae corpora foedaret, regem Bochorim adito Hammonis oraculo, remedium petentem, purgare regnum, et id genus hominum, vt invisum diis, alias in terras avehere jussum. Sic conquisitum collectumque vulgus, postquam vastis locis relictum sit, caeteris per lacrimas torpentibus, Mosen, vnum exsulum monuisse, ne quam deorum hominumue opem expectarent, ab vtrisque deserti, sed sibimet, vt duci coelesti crederent,

lauter aussätzige Leute gewesen, die man als ein schmutziges, und angestecktes Volk heraus gejagt hätte? Der Haß der Egypter gegen unsere Nation kann vielleicht zu diesem Irrthume der Geschichtschreiber Anlaß gegeben haben. Noch mehr aber wundere ich mich, daß die egyptischen Jahrbücher und die Geschichte dieser Nation von derjenigen Begebenheit ganz schweigen, da Pharao und sein ganzes Heer zu Grunde gegangen ist. Wie ist es möglich, sich vorzustellen, daß Griechenland, Aethiopien, Thracien, und andere um Egypten herum liegende Länder von dergleichen Zufalle gar nichts hätten wissen sollen? Und gesetzt, die Egypter hätten es, aus Stolz, ihren Nachkommen verschwiegen, was für Ursache hatten denn die übrigen Völker, sie mit Stillschweigen zu übergehen? Indessen dürfen wir an der Strafe des Pharao nicht zweifeln. Unsere heiligen Bücher bestimmen unsern Glauben; und wenn sie uns etwas sagen, so ist nichts mehr übrig, als uns zu unterwerfen.

Also ist nicht zu leugnen, mein werther Monceca, daß die Geschichte uns in den wesentlichsten Dingen, die sie uns nicht erklären kann, öfters in großer Verlegenheit läßt. Die Bücher, in welchen Nachricht von den Egyptern steht, reden von ihnen, als von einem so alten Volke, daß sie

derent, primo cuius auxilio credentes, praesentes miserias pepulissent. *Tacit.* Histor. L. V.

sie das, was ihre Priester von ihren alten Regierungen sagen, nur ganz ungewiß, und obenhin berühren. Wie kann man aber sogar den Fabeln und Erzählungen dieser Priester Glauben zustellen, welche mit Dreistigkeit von der Wahrheit und Würklichkeit ihrer Dynastien redten, und sie als gewiß behaupteten, denen sie ein Alterthum von mehr als 17000 Jahren beylegten? Ein neuer augenscheinlicher Widerspruch wider unsere Bücher und Schriften! Dieses hat seine völlige Richtigkeit, daß Egypten eines von den Ländern ist, wovon wir gleich nach der Sündfluth finden, daß es am baldigsten bevölkert, und sehr mächtig worden ist. Herodotus sagt, seit der Regierung des Amasis, eines der ersten Könige von Egypten, wären darinnen 20000 wohl bewohnte Städte, deren Einwohner sich auf die Wissenschaften legten. Dieses ist derjenige Amasis gewesen, welcher an dem Tempel des Vulkans, und der Minerva Colossusbilder aufrichten, und an den Eingang des letztern ein Haus setzen lies, das aus einem einzigen Steine verfertiget war, den 2000 Seeleute erst in 3 Jahren herbey schaffen konnten. Dieses Haus hatte in der Länge 20, in der Breite 14, und in der Höhe 8 Ellen. *) Herodotus redet, als ob er selbst dieses Haus gesehen hätte. Ist es möglich, daß ein Volk, welches so prächtige Gebäude aufführte, und der Künste und Wissenschaften so sehr kundig war, eine so wichtige Begebenheit,

*) Herodotus, 2tes B.

heit, als der Untergang des Pharao war, völlig vergessen konnte? Hieraus erhellet, wie viel es Dinge giebt, wovon sich in der Geschichte keine Nachricht findet?

Sey gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt und glücklich.

Cairo.

Der fünf und neunzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und alten Rabbi von Constantinopel.

Antwerpen, wo ich seit zweyen Tagen angelangt bin, ist die ansehnlichste Stadt in Brabant. Ehemals stritten Londen und Antwerpen in der Handlung um den Vorzug. Indessen stunden sie ihrer Vortheile wegen in genauer Verbindung. Diese zwey Städte hatten in dem hanseatischen Bunde ein großes Ansehen. Heut zu Tage aber ist der Hafen bey Antwerpen von Schiffen entblößt. Amsterdam hat diese Stadt völlig um ihre Handlung gebracht, und sie hat weiter nichts übrig, als das Andenken ihrer ehemaligen Größe. Sie ist wohl gebauet, und ohngeachtet die Häuser nichts prächtiges an sich haben, so

sind sie doch ziemlich regelmäßig, und fallen gut in die Augen. Die Citadelle ist schön, und wohl befestiget. *) In einem nazaräischen Schriftsteller † habe ich von dieser Citadelle etwas lustiges gelesen, das die Einfalt der Brabanter, so wohl in ihrem Betragen, als in ihrer Art sich auszudrücken, zu erkennen giebt. Als diese Citadelle von den Spaniern im Jahr 1577, dem Herzoge von Arscot übergeben wurde, so legte der Herzog seine Hand, in die Hand desjenigen, der ihm den Eid abnahm, und sagte diese Worte: Ich schwöre bey dem Namen Gottes, und der Heil. Maria, daß ich diese Citadelle treulich vertheidigen will. Darauf wurde feyerlich geantwortet: Wenn ihr es so macht, so helfe euch Gott; thut ihr nicht also, so soll euch der Teufel mit Leib und Seele holen. Die ganze Versammlung setzte mit großer Andacht dazu: Amen, es soll also geschehen! Niemand, als ein Brabanter, kann eine solche Verpflichtungsformel erdenken. Ich glaube nicht, daß Schweitzer jemals auf dergleichen Einfall hätten gerathen können. Er ist eben so plump, als lächerlich.

Das Volk von Antwerpen ist, so wie die Leute in Brüssel, abergläubisch und einfältig. Die Sitten dieser zwey Städte haben eine vollkom-

mene

*) Sie hat 4 Basteyen, mit Namen Ferdinand, Toledo, Herzog von Alba, Paciotto. Das letzte ist der Name des Ingenieurs.

† Chappuys.

mene Aehnlichkeit gegen einander. Es ist wahr, daß der Adel in Antwerpen sein Geschlechtsregister, so wie auch die Edelleute in Brüssel, nicht bis auf Adam zurück führt. Sie gestehen offenherzig, daß sie von einigen reichen Kaufleuten herstammen: Uebrigens thun sie sich auf ihren neuen Adel eben so viel, als andre auf ihren alten zu Gute.

In Antwerpen hört man von Excellenzen sehr wenig. Leute vom Stande lassen sich schlechtweg Monsieur nennen. Das kann ich nicht gewiß sagen, ob sie nicht, wenn sie nach Brüssel gehen, wo sie sich nach der Mode richten, und große Herren vorstellen, von ihren Bedienten sich den Namen Excellenz geben lassen. Denn die meisten Herren in Flandern haben bis jetzt den Titel von niemand, als von Leuten, die in ihren Diensten stehen, erhalten können. Der gemeine Pöbel giebt ihnen auch dieses prächtige Beywort. Doch so gescheid sind sie noch geblieben, daß sie das Lächerliche nicht so weit treiben, daß sie einander selbst in Gesellschaften Excellenz nennen. Mit der Zeit hoffe ich, es soll noch dazu kommen. Wenn es so weit geht, so wird dieses Wort in ihren Versammlungen so häufig und so gemein, als das Wort Monsieur werden.

Ohngeachtet die Einwohner von Antwerpen nicht eben sogar überflüßig mit Witze und lebhafter Gemüthsart versehen sind, so kann sich doch diese Stadt sehr großer Mahler rühmen. Rubens, Vandyck, Otho Venius haben sehr berühmte Schüler gezogen. Sie sind den Rapha-

els und den Titien sehr nahe gekommen. Vorzüglich hat sich Vandyk vor den übrigen in Flandern hervorgethan, und man kann ihm den Namen des geläuterten Rubens geben. Er hat würklich zu der Schönheit der Farben an diesem Mahler diese Verbesserung hinzugefügt, daß er die Zeichnung viel richtiger eingerichtet hat. Vandyck ist der einzige flandrische Zeichenmeister gewesen, an dessen Arbeit man die Gemüthsart seiner Nation, und die Luft dieser Himmelsgegend nicht bemerkt hat. Rubens, Otho Venius und alle ihre Schüler haben öfters sehr plump und ungeschickt gezeichnet. Obgleich an ihren Gemählden tausend Schönheiten hervorschimmern, so erblickt man doch allemal einen gewissen flandrischen Geschmack daran, der grob, plump, und von der ungezwungenen Art der Italiäner, jener getreuen Nachahmer der alten Schönheiten, weit entfernt ist. Die Weibsbilder, welche Raphael, Correge, Carlo Maratti gemahlt haben, zeigen etwas göttliches an sich. Die gemeinen Nymphen auf ihren Schildereyen sind Göttinnen ähnlich. Auf flandrischen Gemählden haben oft Göttinnen das Ansehen tölpischer Kammermägde.

In dem Palast von Luxenburg zu Paris habe ich die von Rubens gemahlte berühmte Galerie gesehen. In den Bildern, die dieser geschickte Mahler auf Leinwand gesetzt hat, ist es, als sähe man das Blut laufen. Die Natur selbst hat keine schönern Farben. Allein in dem Umzuge der Gestalten hat sie etwas viel feineres. Man

kann

kann sagen, Rubens würde in seiner Kunst die Oberstelle erhalten haben, wenn er aus Italien gebürtig gewesen wäre. Er hat sich zwar lange darinnen aufgehalten; indessen hat er die ersten, in seinem Vaterlande gefaßten Begriffe, nie völlig los werden können; in seinen schönsten Gemählden guckt allemal der flandrische Geschmack hervor. Es ist wahr, daß er diesen Fehler durch so viel andre Schönheiten ersetzt hat, daß man unrecht thäte, wenn man ihm diesen nicht zu Gute halten wollte.

Dieser große Meister erzog verschiedne Schüler, und Flandern hat eine ziemliche Zeit allerhand geschickte Mahler aufweisen können. Gegenwärtig hat sich aus den berühmten Schulen des Vandyck, und des Rubens weiter nichts, als etliche Gemählde in den Kirchen, und in den Cabinettern der Liebhaber erhalten. Die Mahler, die sich heut zu Tage in Flandern befinden, sind wahrhafte Gurkenmahler, wenn man sie mit ihren alten Meistern vergleicht. Sie haben noch etwas von jener ihren Farben; dagegen fehlen sie in den übrigen Theilen der Mahlerkunst so arg, ihre Zeichnung ist so schlecht, und ihre Zusammenfügung so abgeschmackt, daß die flandrische Schule nicht weiter, als in den Werken der Verstorbenen, vorhanden ist.

Mich dünkt, die Zahl der Mahler und Bildhauer dürfte sich wohl vergrößern, und die schönen Künste eher in mehrere Aufnahme, als in Abnahme gerathen; allein, anstatt daß die Schüler ihre Meister übertroffen hätten, sind sie viel-

mehr immer schlechter worden. Den flandrischen Einwohnern ist es, in Ansehung des Rubens, und des Vandyck eben so gegangen, als den Italiänern in Ansehung de Raphael, Titien, der zween Carrache, des Correge, des Julius Romanus, und anderer. Dreyßig biß 40 Jahre nach dem Tode dieser großen Männer, die beynahe alle zu einer Zeit gelebt haben, hat in jedem Jahrhunderte Italien mit genauer Noth einen oder zweyen Mahler aufweisen können, die der Achtung aller Kenner würdig gewesen wären. Seit hundert Jahren hat sich Guido und Carlo Maratti berühmt gemacht, deren Namen auf die Nachkommenschaft kommen werden. Trevisani, und Soliman sind heut zu Tage die einzigen, die es in ihrer Kunst so weit gebracht haben, daß sie sich ein unsterbliches Andenken versprechen können. Trevisani mahlt angenehm, er zeichnet richtig, allein er hat etwas abgeschmacktes, und unscheinbares in seiner Farbenmischung, wie dieses überhaupt ein Fehler der römischen Schule ist. Es scheint fast, mein werther Jsaak, als ob jedes Land etwas eigenthümliches habe, so, daß diejenigen, die anderwärts gebohren sind, niemals recht vollkommen dieses erreichen können.

In den blühenden Zeiten der Mahlerkunst, gab es drey berühmte Schulen; die Flandrische hatte den Vorzug in den Farben, die Römische in der Zeichnung, und die Venetianische wollte, dem Ansehen nach, die Wissenschaft der zwey übrigen vereinigen. Der Titien, und Tintoret

haben

haben viel schöner, als die Mahler aus Flandern gezeichnet, und viel bessere Farben gehabt, als die Römischen. Indessen wenn sie auch die Vorzüge der zwey andern Schulen zusammen genommen haben, so sind sie dennoch nur in den Stücken, wo jene am wenigsten vorzüglich waren, entweder über sie, oder ihnen gleich gewesen. Gesetzt des Titien Gemählde hat schöne Farben und gute Zeichnung; es fehlt ihm doch noch immer an der Zeichnung des Raphael, und an den Farben des Rubens. Mich dünkt also, mein lieber Isaak, ich habe recht, wenn ich behaupte, daß in jedem Lande besondere und eigenthümliche Geschicklichkeiten sind, und daß die ersten Eindrücke, die der Verstand bekommt, wenn er anfängt, sich auf die Wissenschaften und schönen Künste zu legen, niemals ganz verlöschen, man mag sich auch noch so viele Mühe geben, das schlechte weg zu schaffen, und sie zur Vollkommenheit zu bringen. Mit den ersten Schritten, die man in den Wissenschaften thut, hat es eben die Bewandniß, als mit den ersten Vorurtheilen, die sich in der Kindheit in Ansehung der Religion eindrücken. Nimmermehr kömmt es so weit, daß man sich deren völlig entledigt. Und ich glaube ganz sicher, wenn aus einem Nazaräer ein Türke, und aus einem Juden ein Nazaräer wird, so fallen ihnen öfters tausend Betrachtungen ein, die sie sich aus dem Kopfe zu bringen, gar nicht im Stande sind.

Die größten Männer behalten immerfort etwas von ihrer ersten Gewohnheit, und von ihrer Lan-

desart, oder von der Schule, worinnen sie aufgewachsen sind. Dieses ist es, was die Mahler die Manier, oder die angebohrne Art nennen, und weder durch Nachsinnen, noch durch Reisen in fremde Länder sich abgewöhnen können. Rubens hat sich lange Zeit in Italien aufgehalten: Viele andre Mahler aus Flandern haben in Rom gearbeitet. Sie haben würklich ihre angebohrne Art, ihren Geschmack gereiniget. Allein die ersten Eindrücke regen sich noch immer, und die äuserste Sorgfalt kann einen flandrischen Mahler nimmermehr zu einem so guten Zeichenmeister, als einen Italiäner machen. Selbst die Liebe, welche öfters aus unwissenden die geschicktesten Leute gemacht hat, kann hierinnen keine Wunder thun, ob sie schon einen Schlosser zu dem treflichsten Mahler machen kann. Davon habe ich zu Antwerpen ein vorzügliches Beyspiel angetroffen. Dreyßig Schritte von der Hauptkirche hat man mir einen Brunnen gezeiget, dessen eiserne Stangen, in welchen die Rolle hangt, mit Laubwerke gezieret sind. Es ist die Arbeit eines Schlossers, mit Namen Quintin Mathys. Er verliebte sich in eine Mahlerstochter, und ob er gleich ein sinnreicher Kopf, und in seiner Handthierung sehr geschickt war, so konnte er doch seine Liebste nicht bekommen, weil der Vater keinen Schmiedeknecht zum Eydam haben wollte. Die Liebe brachte es so weit, daß Quintin den Ambos, und den Hammer gegen den Pinsel, und das Farbenbret vertauschte. Die Begierde sich gefällig zu machen, führte ihm die Hand: In kurzer Zeit wurde

er

er geschickt, und that sich in seiner neuen Kunst so sehr hervor, daß er alle Mahler in Antwerpen übertraf, und das Glück genoß, seine Geliebte zu heirathen. An der Mauer der großen Kirche über dem Grabe dieses aus einem Schlosser gewordenen Mahlers habe ich diese Art von Grabschrift gelesen:

Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem.

Oder:

Sieh, wie der Ehestand und Liebe Menschen kirrt,
Daß ein gemeiner Schmidt der beste Mahler wird.

Das ist ohngefähr, mein werther Isaak, das merkwürdigste, das ich in dieser Stadt habe besehen und anzeigen können. Wenn sie gleich sehr nahe an Holland liegt, so wird doch blos die römischcatholische Religion darinnen gedultet, und unsere Brüder dürfen darinnen nicht festen Fuß fassen. Es ist uns blos eine Durchreise verstattet. Ob schon in Brabant und Flandern kein Inquisitionsgericht ist, so haben doch die Mönche das dasige Volk so sehr in ihrer Gewalt, als in Spanien und in Italien. Der Adel unterwirft sich ihnen eben so gut, als andere Leute, und sie würden glauben, es gereiche zur Verherrlichung ihres alten Adels, wenn sie jeden verfolgen, wer nicht mit ihnen einerley Gedanken hat. Hierbey fällt mir der Herr von Montpensier ein, der alle reformirten Nazaräer, die ihm in die Hände kamen, aufhenken, und alles schöne Frauenzimmer von eben der Religion, das er in seine Gewalt bekam,

schän-

schänden ließ. *) Alles dieses that er zur Verherrlichung der Ehre Gottes, und hatte sich so teuflische Gedanken blos deswegen in den Kopf gesetzt, weil er von einem Könige abstammte, den die Nazaräer unter die Heiligen zählen. Dieser gutherzige Fürst verfolgte die Mahometaner bis in das Herz von Afrika, und starb daselbst, nachdem er über einem so übertriebenen, als unverständigen Eifer sein Reich in die größte Unordnung hatte gerathen lassen.

Wahrhaftig, lieber Isaak, die Verblendung dererjenigen ist überaus lächerlich, die sich einbilden, daß sie sich bey dem menschlichen Geschlechte dadurch in Ansehen setzen, wenn sie Leute hinrichten, die nicht das mindste gethan, und über welche sie sich nicht im geringsten zu beklagen haben. Unter allen Thorheiten, oder vielmehr unter allen Rasereyen, ist diese die allerschädlichste, der sich gewisse große Herren ergeben, und sich dadurch bereden lassen, daß Leute von ihrem Stande eine Religion, die sie von ihren Vorfahren erlernet haben, auf alle Art und Weise beschützen und ausbreiten müssen.

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Antwerpen.

Der

*) Brantôme Memoires, T. III.

Der sechs und neunzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite, und ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aaron Monceca.

Ich habe dir, mein lieber Monceca, von jenen berühmten Pyramiden in Egypten noch nichts gemeldet, welche die alten Könige dieses Landes in der Absicht, daß sie ihre Grabmäler seyn sollten, erbauet haben. Theils unwissende, theils unrecht berichtete Gelehrte haben sich diese prächtigen Denkmäler als Steinhaufen vorgestellt, die ohne viele Kunst in die Höhe geführt worden wären; man darf sich aber nur besinnen, daß die Leidenschaft der alten Egypter war, sich bey ihrem Leben prächtige Begräbnisse zu bauen, in welcher ihre Körper für der Verwesung, welcher alle Sterblichen unterworfen sind, und für der Neugier und dem Geitze der Menschen sicher liegen könnten; alsdenn wird man sich es nicht befremden lassen, daß so mächtige Könige, als die Egyptischen waren, sich diese immerwährenden Denkmäler aufrichten ließen, damit sie sich auf die Ruhe, die sie nach ihrem Tode genießen wollten, Rechnung machen könnten.

Niemand weiß die Namen der Monarchen, die sich so herrliche Gräber haben bauen lassen. Man zählt darunter einen gewissen Psammetichus,

wie

wiewohl man diese Meinung durch keine wahrscheinliche Ursache zu unterstützen, im Stande ist. Einige haben den Merkurius für den Stifter der 3 großen Pyramiden ausgegeben. Andere behaupten, die größte rühre von demjenigen Pharao her, der unsere Nation verfolgt, und in dem rothen Meere seinen Tod gefunden hat. Sie führen zur Bestätigung ihrer Meinung die Oefnung dieser Pyramide an, und sprechen, sie sey niemals zugemacht gewesen. Allein sie irren sich entsetzlich. Man darf nur genau darnach sehen, so findet man, daß sie, und zwar noch mit vieler Mühe und Arbeit geöfnet worden ist.

Manche alten Schriftsteller erzählen, eines von diesen vorzüglichsten Denkmälern sey durch eine berühmte Buhlschwester mit Namen Doricha, oder, wie andere sie heißen, Rhodope erbauet worden. Herodotus glaubt, das Frauenzimmer, welches diese Pyramide von den Geschenken der Liebhaber errichtet habe, sey die Prinzessin eines Königes von Egypten, mit Namen Cheopes gewesen, der sich durch die Erhebung anderer ganz und gar herunter gebracht hätte. Immittelst ist diese ganze Erzählung, dem Ansehen nach, ein Mährgen, und ich kann ihr ohnmöglich Glauben zustellen, ohngeachtet dieser Schriftsteller versichert, er habe sie aus dem Munde der Egypter selbst gehört. Seine Worte davon sind folgende: Die entsetzlichen Kosten, die zu diesem Gebäude vonnöthen waren, gaben Anlaß, daß Cheopes, dem es am Gelde fehlte, sich zu dem schimpflichen Entschlusse verleiten ließ,

daß

daß er seine Prinzeßin in einem gewissen Hause zur Unzucht Preiß gab, um dadurch soviel Geld zu gewinnen, als er konnte. Diese Prinzeßin folgte nicht allein dem Befehle ihres Vaters, sondern war auch noch auf ein Mittel bedacht, wie sie ein gewisses Denkmal hinterlassen möchte, wodurch ihr Name bey der Nachwelt bekannt würde. Daher bat sie jeden von denen, die zu ihr kamen, ihr zu Errichtung eines Gebäudes, das sie im Sinne hatte, einen Stein zu schenken. Von diesen Steinen nun soll die Pyramide gebauet seyn, die die mittelste von den dreyen, der großen gegen über, und an jeder Seite 150 Fuß breit ist. *)

Ich kann gar nicht begreifen, mein lieber Monteca, wie Herodotus sich hat entschließen können, ein so unwahrscheinliches Mährgen so im Ernste zu erzählen; er thut zwar nichts weiter, als daß er schreibt, was er gehört hat, indessen sollte er diese Sache, als eine gemeine Erzählung hinsetzen, und alsdenn widerlegen. Wie ist wohl zu vermuthen, daß eine Schönheit, die sich so lange zur Unzucht brauchen läßt, biß sie so viel Steine beysammen hat, als zu dem Grunde, und zu dem Fuße der Pyramide nöthig ist, immerfort in dem Werthe bleibt, daß sich Liebhaber für sie finden, die sich beeifern, die Kosten, welche zu diesem kostbaren Gebäude erforderlich sind, herbey zu schaffen? Dem ersten Ansehen nach, sollte man denken,

*) Herodotus, 1. B.

ken, ein Stein wäre nichts sogar wichtiges, und man könne die Gunstbezeugungen einer Schönen kaum wohlfeiler erkaufen; allein es ist zu betrachten, daß dieser Stein Granitmarmor seyn, und von dem Orte, wo er herkam, ohngefähr 200 französische Meilen weit hergeholt werden mußte. Dann wird man gestehen, daß denen, welche die letzten Steine herzuschafften, ihr Vergnügen bey einer sehr gemeinen Schönheit überaus theuer zu stehen kam. Vielleicht waren die alten Egypter in der Liebe nicht so gar ekel; doch muß man ihnen das Recht wiederfahren lassen, daß sie aufs äuserste gutwillig gewesen sind.

Ehemals waren diese Pyramiden, allem Vermuthen nach, mit Marmor überzogen; voritzt sind sie es nicht mehr; die Könige, denen es an Marmor fehlte, wollten lieber diese Denkmäler ihrer Schönheit berauben, als sie sehr weit holen lassen.

Die arabischen Schriftsteller geben von den Pyramiden einen sehr kurzweiligen Ursprung an. Sie wollen uns bereden, sie wären lange Zeit vor der Sündfluth durch eine Riesennation gebauet worden. Wenn sie aus den Steinbrüchen kamen, so brachte ein jeder einen Stein von 20 biß 25 Fuß in der Länge unter dem Arme, wie man etwan ein Buch darunter trägt, biß zu dem Orte, wo die Pyramiden stehen. *) Also brauchte es eine Pyramide zu bauen nicht einmal so viel Mühe, als ein Kind zu Aufrichtung eines Kartenhau-

*) Relation de l' Egypte par Mr. *Malles*. P. I. p. 104.

tenhauses nöthig hat. Indessen hatte einer von diesen Riesen einen verdrüßlichen Zufall. In meinen vorigen Briefen habe ich dir von der berühmten Pompejussäule, welche die größte und höchste in der Welt ist, Nachricht gegeben. Der Riese, der sie unter seinem Arme forttrug, und zu seiner Erleichterung, unter den andern Arm herumnehmen wollte, zerbrach sich dabey eine Ribbe, weil er sich nicht gut in Acht genommen hatte. Doch dieses hinderte ihn nicht, seinen Weg völlig zurück zu legen; er kam mit seiner Ladung unter dem Arme an dem bestimmten Orte an, und ließ sich seine Ribbe durch einen geschickten Wundarzt wieder heilen.

Indem ich, mein werther Monceca, diese Erzählungen gegen einander halte, so will ich doch jene von dem Herodotus lieber annehmen, als diese arabische. Wenn doch die Menschen ein wenig mehr Achtung gegen einander hätten, und die Geschichtschreiber das menschliche Geschlecht nicht so gar sehr verachteten, daß sie ihm zumuthen, es solle dergleichen lächerliches Zeug sogleich auf Treu und Glauben annehmen. Es scheint, als ob die meisten Schriftsteller ihr Recht, das sie haben, gewisse geschehene Sachen der Nachwelt mitzutheilen, misbrauchen. Sie geben ihnen eine andere Gestalt, sie richten sie nach ihrem Belieben ein, und überlassen der Nachkommenschaft lieber einen Haufen von Gedanken, die in ihrer Einbildung bestehen, als eine wahrhafte Erklärung dessen, was würklich geschehen ist. Es giebt unter allen Nationen eine große

Menge von Geschichtschreibern, welche unerträgliche Fabelhanse sind. Die Türken haben ihre Gesetzlehrer, die Juden einen Haufen Rabbinen, und die Nazaräer ihre Mönche. Wer sich in der Geschichte genau umsehen will, kann in der Wahl der Schriftsteller, die er zu seinen Führern annimmt, nicht sorgfältig genug seyn. Die ersten Vorurtheile in historischen Dingen lassen sich eben so schwer, als in Lehren, die zur Weltweisheit gehören, ausrotten. Ein Geschichtschreiber kann eben so gut, als ein Weltweiser, in unserer Gunst einigen Vorzug erhalten; und es ist eben so ein großer Fehler, wenn man dem Herodotus blindlings glaubt, als wenn man, ohne sich zu besinnen, alle Lehrsätze des Aristoteles annimmt. Beurtheilung und Ueberlegung wird erfordert, wenn man auch die besten Bücher mit Nutzen lesen will. Es ist nicht ein einziger Verfasser, der nicht in manchen Stellen von der menschlichen Schwachheit etwas blicken lassen sollte. Diese muß man zu entdecken, und durch die Meinungen, die ihnen in diesem Falle entgegen gesetzt sind, zu ergänzen sich bemühen.

Gegenwärtig lese ich die von dir aus Paris mir zugeschickten Bücher, und bediene mich, so viel mir möglich ist, der itztgedachten Behutsamkeitsregeln. Der Kaufmann von Marseille, durch dessen Vermittelung ich deine Briefe erhalten habe, meldete mir in dem seinigen eine Begebenheit, die seit kurzem in seinem Lande vorgefallen, und mir überaus lustig vorgekommen ist.

Hier

Hier hast du sie mit eben den Worten, in welchen er mir sie beschrieben hat.

Ein Brief.

Vielleicht falle ich Ihnen, mein Herr, nicht verdrüßlich, wenn ich Ihnen von einer sehr komischen Begebenheit Nachricht gebe, zu welcher ein feyerlicher Aufzug, den man vor etlichen Tagen gehalten hat, Gelegenheit gab. Es wollten Mönche auf der Straße einen Altar bauen, um darauf die Heiligthümer, die sie trugen, ein wenig abzusetzen. Sie errichteten eine Gattung von Himmel oder Haube, die auf hölzernen, mit grünen Zweigen bedeckten, Säulen ruhte. Unter dieser Haube hatte man eine Grotte von Laube errichtet, und wollte das Bild der Heil. Maria Magdalena dahin bringen. Damit es dem Urbilde desto ähnlicher seyn möchte, entkleidete man ein Mädgen von 15 Jahren, und legte sie auf eine solche Art, die man für die geschickteste, die Heilige sterbend vorzustellen, achtete. Sie war auf ein Rasenbette gelegt, und mit lauter Haaren bedeckt, die man so künstlich in Ordnung gebracht hatte, daß nur wenige Flecke blos, und den Augen ausgesetzt blieben. Dieses junge Mädgen war deswegen so entkleidet, weil man in Provence versichert, die Heil. Magdalena habe in St. Beaume weiter keine Kleidung, als ihre Haare. Dieser lebendigen Bildsäule wurde befohlen, sich so wenig, als möglich, zu bewegen. Der

feyerliche Aufzug ging vor dem Altare vorüber. Der Bischof wollte im Vorbeygehen daselbst die Reue dieser Heiligen einige Augenblicke niedersetzen. Darüber vergaß die Bildsäule, was sie vorstellen sollte, und setzte sich, von Andacht gerühret, in ihrer Grotte auf die Knie. Die Haarbüschel, womit sie umgeben war, fielen herunter: Die Schöne zeigte sich völlig in ihrem natürlichen Zustande, und stellte den Augen der Zuschauer belebte Schönheiten dar, die gar nicht so, wie an einer Sterbenden aussahen. Der Bischof, ein wahrhaftig frommer Geistlicher, ärgerte sich sehr an der Unverschämtheit und Thorheit der Mönche; er hat sie zur Strafe, weil sie einen so unüberlegten Anschlag ausgeführt hatten, abgesetzt. Allem Ansehen nach hat er einen so großen Unwillen gefaßt, daß er ihnen in langer Zeit nicht wieder erlauben wird, die untersagten Dienste aufs neue zu verrichten.

Ich weiß nicht, mein lieber Monceca, was du von dieser Begebenheit, die in meinen Gedanken so kurzweilig gewesen ist, denken wirst. An einer so lächerlichen Handlung läßt sich die Thorheit der Mönche leicht erkennen. Die koptischen Geistlichen hier zu Lande machen es zur Ehre eines von ihren Patriarchen, den sie für einen Heiligen halten, alle Jahre fast eben so. Ein ganz nackender Mann läßt sich auf einem Grabe sehen, und hält, zum Andenken der Rede, die dieser Patriarche bey Gelegenheit seiner Auferstehung von

den

den Todten gehalten hat, eine kleine Rede. Alle Nachfolger dieses ersten koptischen Bischofs haben für ihn große Ehrerbietung. Sie sagen, er habe ein so heiliges Leben, als die Engel geführt. Dieses hat seine Richtigkeit, daß die Patriarchen, welche man heut zu Tage erwählt, mit diesem Heiligen nicht viel Aehnlichkeit haben. Sie misbrauchen die ihnen anvertrauten Geheimnisse der Religion; sie verkaufen alle Vergünstigungen, die sie gestatten, und schlagen für Geld niemanden etwas ab; Solchergestalt ist nichts, wozu ein Kopte mit Hülfe seines Glaubens nicht Vollmacht geben könnte; daher ist auch die Ehescheidung unter den Kopten etwas sehr gewöhnliches. Sobald ein Mann mit seiner Frau nicht zufrieden ist, oder ein Eheweib merken läßt, daß der Mann ihr nicht ansteht, so scheidet sie der Patriarche ohne weitere Untersuchung, und ohne vorher einen Versuch zu thun, ob er wieder Einigkeit unter ihnen stiften könne. Er würde befürchten, die Gebühren, welche dergleichen Ehescheidungen ihm einbringen, einzubüßen. Denn es beruhet ein Theil der Einkünfte dieses Bischofs auf dem Misverständnisse der Eheleute.

Die Europäischen würden noch reicher werden als sie sind, wenn sie dergleichen Gebühren einzunehmen hätten. Was für Schätze würden ihnen in ihre Kästen fallen? Was für Ehen würden zerrissen werden, wenn die Nazaräer dazu die Gewalt hätten? Wenn die Päbste wieder, wie vor Alters, Kreutzzüge anordnen wollten, so dürften sie, meines Erachtens, nur den Kreutzbrü-

dern die Erlaubniß geben, ihre Eheweiber zu verlassen. Sie würden ein viel größeres Heer zusammen bringen, als Xerxes nach Griechenland geführet hat. Nach meinen Gedanken ist dieses einzige Mittel noch übrig, so unnütze, und so verderbliche Kriege unternehmen zu können, als diejenigen waren, welche die nazaräischen Fürsten hierher in diese Länder brachten. Immittelst rannten die Europäer zur Zeit dieser Kreutzzüge haufenweise herbey, und ließen ihr Vaterland im Stiche, um sich in einem Lande, wo sie sich unmöglich erhalten konnten, todt schlagen zu lassen. Die Lust zu diesen Wanderungen war so groß, daß die Weiber sogar ein Kreutz auf sich nahmen, und an den Beschwerlichkeiten des Kriegs Theil nehmen wollten. In Genua waren viele Frauen vom ersten Range, die den Harnisch anlegten, und den Entschluß faßten, nach Egypten zu reisen. Ihr Anführer war ein Mönch, der so schöne Soldaten angeworben hatte. Der römische Bischof schrieb ihnen zu dem Ende einen sehr langen Brief, dessen Anfang also lautete: Den Edlen und Werthen Töchtern in Christo, den edlen Frauen Carmendini, Ghisulfi, Grimaldi, u. s. w. Wir haben aus euren Briefen, und aus dem, welchen uns unser lieber Sohn Philipp von Savona, Vorleser des Franciscanerordens, geschrieben hat, ersehen, daß Ihr, und viele andre genuesische Frauen, von dem Geiste Gottes getrieben, Euch entschlossen habet, in das gelobte Land zu ziehen, u. s. w. Mein lieber Monceca, was denkest

du von einer solchen Schwadrone, wie diese genuesischen Frauen errichtet haben? Nicht wahr, diese Handlung ist sehr erbaulich?

Sey gesund, mein werther Monceca, und lebe glücklich und vergnügt.

Cairo.

Der sieben und neunzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, ehemaligen Rabbi in Constantinopel.

Unter allen alten Lehren der Weltweisheit hat diejenige, welche jetziger Zeit in Europa am meisten verachtet wird, bey den Alten die meisten Anhänger gefunden, und findet sie noch heut zu Tage bey den Indianern. Die Lehre von der Seelenwanderung, welche Pythagoras vortrug, ist von verschiednen geschickten Männern gebilliget und angenommen worden. Plato gab ihr seinen Beyfall. Eben so haben Ovidius *) und

*) Mente deos adiit, et quae natura negabat
Visibus humanis, oculis ea pectoris hausit.
Ovid. Metam. L. XV.

Er

Virgilius *) zu ihrem Vortheile geschrieben. Die Weltweisen von Siam, und die Brachmanen sind davon überzeugt.

Den

Er ist im Geiste zu den Göttern gegangen, und was die Natur leiblichen Augen versagte, das hat er mit den Augen der Seele gesehen. Diesem Lobspruche des Pythagoras wollen wir die Beschreibung seines Lehrgebäudes beyfügen:

O genus attonitum gelidae formidine mortis,
Quid styga, quid tenebras et nomina vana timetis,
Materiem vatum, falsique piacula mundi?
Corpora, siue rogus flamma, seu tabe vetustas
Abstulerit, mala posse pati non vlla putetis.

Ouid. Metamorph. L. XV.

O Menschen, die ihr aus Furcht für dem kalten Tode erstarrt, was fürchtet ihr Tod und Grab, eitle Namen, Grillen der Dichter, und Abentheuer einer erdichteten Welt? Eure Körper mögen verbrennen, oder verwesen, so könnt ihr doch glauben, daß dieses euch kein Leid anthut.

*) O Pater: Anne aliquas ad Coelum hinc ire putandum est
Sublimes aninmas, iterumque ad tarda reuerti
Corpora? Quae lucis miseris tam dira cupido?
Dicam equidem; nec te suspensum, nate, tenebo;
Suscipit Anchises, atque ordine singula pandit.
Principio coelum ac terras, camposque liquentes
Lucentemque globum Lunae, titaniaque astra
Spiritus intus alit; totamque infusa per artus
Mens agitat molem, et magno se corpore miscet.
Inde hominum pecudumque genus, vitaeque volantum,
Et quae marmoreo fert monstra sub aequore pontus.

Igneus

Dem ersten Ansehen nach scheinet es wunderbar zu seyn, daß eine so unrichtige Lehre so vielen Beyfall gefunden hat, und daß in so vielen

Igneus est ollis vigor, et coelestis origo
Seminibus: quantum non noxia corpora tardant,
Terrenique hebetant artus, moribundaque membra.
Hinc metuunt cupiuntque, dolent, gaudentque, neque auras
Despiciunt, clausae tenebris et carcere coeco.
Quin et supremo cum lumine vita reliquit:
Non tamen omne malum miseris, nec funditus omnes
Corporeae excedunt pestes. - - -
- - - - - - -
Donec longa dies perfecto temporis orbe
Concretam exemit labem, purumque reliquit
Aethereum sensum, atque auraï simplicis ignem.
Has omnes vbi mille rotam voluere per annos
Laetheum ad fluuium deus euocat agmine magno,
Scilicet immemores supera vt conuexa reuisant,
Rursus et incipiant in corpora velle reuerti.

Virg. Aeneid. L. VI.

Ach Vater! Soll man denn etwan glauben, daß manche Seelen wiederum in die Welt kommen, und in die trägen Körper zurück kehren? Woher kommt die so gar große Begierde der Sterblichen zu leben? Anchises sagte dagegen: Mein Sohn, ich will es dir sagen, und dich nicht länger in Zweifel lassen. Hierauf erzählte er ihm alles nach einander: Vors erste reget sich in Himmel und Erde und Meer, und Sonne, Mond, und Sternen, ein gewisser Geist. Eine in den Gliedern vertheilte Seele bewegt das ganze Weltgebäude,

Jahrhunderten immer Leute ihr beygetreten sind, da doch die andern irrigen Meinungen der alten Weltweisen entweder unterdessen in Vergessenheit oder in Verachtung geriethen. Jedoch wenn man die Meinung des Pythagoras sorgfältig prüft, und alles das Ungereimte davon absondert, was ihr diejenigen, die sie widerlegen, gemeinbäude, und vermischt sich mit dem ungeheuren Körper; daher entstehen Menschen und Thiere auf der Erde, in der Luft, und in dem Meere. In diesen Grundtheilgen steckt eine gewisse feurige Kraft, und ein himmlischer Ursprung, so weit nicht schädliche Körper hinderlich sind, oder irrdische Theile und sterbende Gliedmaßen zu einem Unvermögen Anlaß geben. Daher entsteht Furcht und Verlangen, Traurigkeit und Freude, und so gar, was im finstern Kerker eingeschlossen ist, wird das Leben nicht überdrüßig. Ja, wenn auch die Seele mit dem Leben ausgefahren ist, so verläßt die Sterblichen immer noch nicht alles Böse, und es vergeht ihnen noch nicht alle Lust zum irrdischen. = = Biß endlich die Länge der Zeit nach Verlauf der bestimmten Jahre von den anklebenden Mängeln befreyet, und einen reinen geistischen Sinn, und ein Feuer, der lautern Luft zurückgelassen hat. Wenn sie 1000 Jahre zurückgelegt haben, so läßt sie ein Gott haufenweise an dem Flusse der Vergeßlichkeit zusammen kommen, damit sie nemlich an das Vorige nicht gedenken, wiederum sich nach der Oberwelt umsehen, und noch einmal Lust bekommen, in die Körper zurück zu kehen.

meiniglich beylegen, so wird uns ihre lange Dauer nicht mehr befremden. Man bedauert diejenigen Leute, die sich zu diesem Irrthume haben verleiten lassen: Indessen hält man ihnen ihren Fehler zu Gute, der durch betrügliche Blendwerke, die auch wohl die geschicktesten Köpfe betrügen konnten, veranlasset worden ist.

Die Ursachen, wodurch gewisse Weltweisen bewogen wurden, der Lehre von der Seelenwanderung Beyfall zu geben, lassen sich so schwer widerlegen, daß die nazaräischen Lehrer, welche ihre Ungültigkeit darthun wollten, sie nur noch stärker und triftiger gemacht haben. Wer das pythagoräische Lehrgebäude über den Haufen werfen will, muß die Methaphysik gut, und sogar aus dem Grunde verstehen. Dergleichen Arbeit war blos für einen Des Cartes, Locke, und Bayle, aufgehoben, und weit über das Vermögen der Scholastiker. Ich habe mir von einem Jesuiten die Beweisgründe sagen lassen, deren er und seine Mitbrüder sich bedienen, wenn sie den Indianern den Ungrund der Lehre von der Seelenwanderung zeigen wollen. Sie sind schwach, und so leicht zu widerlegen, daß diese Völker überaus unvermögend, und in den Grundsätzen der Nazaräer ganz unwissend seyn müssen, wenn sie dieselben nicht ganz und gar entkräften können. Ich will dir, mein lieber Monceca, nicht eben so genau den Lehrbegriff des Pythagoras erklären, sondern es daran genug seyn lassen, daß ich dir die indianischen Lehrsätze bekannt mache. Hernach werde ich die Einwürfe der Jesuiten beantworten, und

ich

ich hoffe, daß du daraus erkennen wirst, mit was für gutem Grunde ich sagen können, daß sie nichts weniger, als überzeugend sind.

Die Braminen machen dieses zu ihrem ersten Grundsatze, daß alle gute Handlungen von der Gottheit belohnt, und alle bösen bestraft werden müssen. Sie sagen: Die Weisheit Gottes erfordert diese Ordnung. Seine Gerechtigkeit läßt es nicht zu, daß er das Laster unbestraft, und die Tugend unbelohnt lasse. Folglich kann kein Unschuldiger bestraft, und kein Verbrecher belohnt werden. Woher kommt es aber gleichwohl, daß mancher Mensch ohne sein Verschulden, wie dieses tägliche Beyspiele lehren, von seiner Geburt an, bis zu seinem Tode mit vielem Ungemache überhäuft wird? Warum sieht man Leute ein ungestörtes Glück genießen? Ohne Zweifel müssen Unglückselige durch Handlungen, die vor ihrer Geburt vorgegangen sind, ihr Unglück, und Glückselige ihre Wohlfahrt verdienet haben. Hier hast du einen deutlichen Beweis von der Nothwendigkeit der Seelenwanderung.

Erlaube mir, lieber Monceca, diesem Vortrage des indianischen Weltweisen noch etwas beyzufügen. Gott kann nicht der Urheber des Bösen seyn. Es ist den Eigenschaften eines höchstgütigen, und höchstvollkommnen Wesens gerade entgegen gesetzt. Gott kann ohnmöglich die Quelle von dem seyn, was ein Kind, das sich noch nicht mit dem geringsten Verbrechen besudelt hat, belästiget. Es müssen also zwey erste

Wesen

Wesen statt finden; ein gutes, welches das Gute austheilt, und ein böses, das seinen Gift unter den Geschöpfen ausstreuet. Wer dieses nicht einräumt, muß die Seelenwanderung zugestehen.

Wenn der Jesuit auf diesen Schluß antworten will, so darf er zu dem Verbrechen des Adam nicht seine Zuflucht nehmen. Denn der Indianer hat das Recht, ihm zu antworten, ihr beweiset euren Satz durch etwas, das selbst noch erst erwiesen werden muß, und gründet eure Beweise auf eine Sache, die ich nicht für wahr annehme. Ich gebe gar nicht zu, daß ein Adam jemals durch Gott gebildet sey. *) Die Wanderung der Seelen ist von je her gewesen; sie ist ewig, sie ist stets gewesen, und wird es auch immerfort seyn.

Wo die Sünde des ersten Menschen als eine Ursache des Guten, und des Bösen unter den Menschen gelten soll, da müssen diejenigen, mit welchen wir zu thun haben, erst von der Glaubwür-

*) Etliche indianische Gelehrten geben dreyerley Dinge für ewig aus, den höchsten Gott, die Seelen, und die Geschlechtsfolgen. Dieses bedeuten bey ihnen die 3 Worte: Padi, Pachou, Pajum: Wenn man von dem Sohne auf den Vater, von dem Vater auf den Grosvater, von diesem zu dem Aeltervater, u. s. w. zurückgehe, so finde man niemals einen Anfang. S. Einen Brief des Vater Bouchet, von der Seelenwanderung, in den Ceremonies et Coutumes Religieuses des peuples Idolatres. T. II. p. 181.

würdigkeit unserer heiligen Bücher überzeugt seyn. Sobald demnach ein Indianer einräumt, daß das, was er in dem ersten Buche Mose findet, von Gott offenbaret sey, so wird er auch die Seelenwanderung für ungegründet erkennen. Leugnet er aber die Göttlichkeit dieses Buchs, so wäre es lächerlich, wenn man ihm daraus die Ursachen des sittlichen Guten und Bösen beweisen wollte.

Es ist über die Maße schwer, mein lieber Monceca, einen indianischen Gelehrten durch Beweisgründe zu überführen, welche ihm die wahrhaften Ursachen der menschlichen Unglücksfälle zeigen, die er den Sünden, welche die Seelen in einem schon vorhergegangenem Leben begangen haben, zuschreibet. Was die nazaräischen Missionarien statt der Beweisgründe vortragen, ist erbärmliches Zeug: Ich frage die Abgötter, spricht ein Jesuite, *) ob sie glauben, daß alle Dinge in der Welt einander gleich seyn? Ob lauter Sonnen und Sternen seyn müssen? Erfordert nicht die Wohlfahrt des Ganzen, daß die Theile, woraus es besteht, in gewisser Ordnung, nach einander stehen, und daß alle Dinge ihren verschiednen Platz haben? Dieses räumen sie ein; also müßt ihr auch, sage ich, gestehen, daß es in der sittlichen Welt eben so ist. Es können nicht alle Könige seyn; die gute Ordnung verlangt es, daß einer unter dem andern stehe. Auf diese allgemeinen Ursachen

*) Ebendas. am Ende der Seite.

chen kann ein Indianer antworten: „Ich gebe „zu, daß die gute Ordnung es verlangt, daß die „verschiednen Stände in der Welt nach einer ge„wissen Verfassung einer unter dem andern ste„hen, ohngeachtet ich dieses, wenn ich den „Streit nicht kurz machen wollte, mit Rechte „leugnen könnte. Denn es steht ja nur bey „Gott, alle Menschen auf gleiche Art glücklich „zu machen; wäre es sein Wille gewesen, so „hätte die gute Ordnung bestehen, und doch da„bey unter den Menschen eine Gleichheit statt „finden können: Er hätte sie nur alle tugendhaft „erschaffen dürfen. Alsdenn würden Gesetze, „Fürsten, Obrigkeiten, und Richter gar nicht „nöthig, folglich auch die Unterwürfigkeit eines „unter dem andern von keinem Nutzen gewesen „seyn; doch ich habe hier gar nicht mit ihr, son„dern mit einem viel wesentlicherm Uebel zu thun. „Eure Vergleichung der Sonne, und der Sterne „mit den glücklichen und unglücklichen Menschen „ist gar nicht der Sache gemäß. Der Mond ist „zwar kleiner, als die Sonne; darum aber ist „er nicht unglücklich. Er empfindet weder „Gicht = noch Steinschmerzen; er wird weder „von Hunger, noch von Durst gequält; er darf „sich nicht befürchten, das Gesicht, oder das Ge„hör zu verlieren; er hat keine Empfindung; „die Bescheinung der Sonne verursacht ihm nicht „die mindesten Schmerzen, oder die mindeste „Empfindung einer Unlust. So aber steht es „nicht mit den Menschen; ihr Unglück ist etwas „würkliches. Stolz und Grausamkeit eines Für-

„sten,

„sten, Treulosigkeit der Richter, Krankheiten, „Seuchen machen ihnen viel zu schaffen. Hät„ten sie nicht in einem vorhergehenden Leben der„gleichen Drangsalen verdient, so würde die „Ordnung, welche Gott in der sittlichen Welt „festgesetzt hat, eben so schlecht seyn, als jene, „die er unter den Gestirnen gemacht hat, Be„wunderung verdienet.„ Es ist der Vernunft noch weniger zuwider, und nicht so ruchlos, wenn man behauptet, Gott habe nicht das Vermögen das Böse zu hindern, als wenn man ihn für den Urheber desselben ausgiebt. *)

Doch, mein lieber Monceca, wir wollen in der Prüfung der jesuitischen Beweisgründe weiter fortgehen: Die Lehre der Indianer, spricht er, *) giebt uns einen Beweis an die Hand, wider welchen sie gar nichts einzuwenden haben. Die Hauptursache, warum sie sich zu der Lehre von der Seelenwanderung bekennen, ist die Nothwendig-

*) Μυρία γὰρ ἦν ἐπιεικέστερον ἀσθένεια καὶ ἀδυναμία τοῦ Διὸς ἐκβιαζόμενα, πολλὰ δρᾶν ἄτοπα παρὰ τὴν ἐκείνου Φύσιν καὶ βούλησιν. ἢ μήτε ἀκρασίαν εἶναι, μήτε κακουργίαν, ἧς ἀκ ἔστιν ὁ Ζεὺς αἴτιος. Es wäre nicht so schlimm, wenn man sagte, es maßten sich 1000 Theile, wegen Schwachheit und Unvermögen des Jupiters, Gewalt an, und thäten viel unrechtes, wider sein Wesen und Willen, als wenn man spräche, es sey keine Geilheit und Bosheit, die man nicht dem Jupiter zurechnen könne. Plut. adv. Stoicos. T. II. p. 1076. E.

*) Brief des Pater Bouchet.

wendigkeit, die Sünden des vergangnen Lebens zu büssen. Alle ihre Bücher sind von den besondern Vortheilen angefüllt, die man sich von der Aussprechung der drey Namen Chiva, Rama, Harigara versprechen kann. Sobald man sie das erstemal ausspricht, sind alle Sünden getilget. Kommt es so weit, daß sie dreymal ausgesprochen werden, so wissen die Götter, die damit geehrt werden, gar nicht, wo sie eine Vergeltung hernehmen sollen, die ihrer Vortreflichkeit das Gleichgewicht hält. Hernach werden die Seelen, die, so zu sagen, von vielem Guten überlaufen, nicht weiter genöthiget, neue Körper zu beleben, sondern sie gehen gerades Weges in den Palast der Herrlichkeit des Devendiren. Nun aber ist fast kein Indianer, er sey so wenig fromm, als er wolle, der diese Worte nicht des Tages mehr, als 30mal ausspricht. Manche thun es wohl tausendmal, und nöthigen solchergestalt die Götter, daß sie ihr Unvermögen, zu bezahlen gestehen müssen. Ueber dieses kann einer seine Sünden ebenfalls leicht los werden, wenn er sich in gewissen Flüssen und Teichen badet, den Braminen Allmosen giebt, Wallfahrten anstellt, den Ramagenam liest, Festtage zu Ehren der Götter feyert, u. s. f. Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so ist in ganz Indien kein Mensch, der nicht mit guten Werken reichlich versehen, und ohne allen Tadel aus der Welt gehet. So nun aber keine Sünden mehr zu büßen sind,

zu was soll hernach weiter die Seelenwande-
rung dienen?

Lieber Monceca, wenn die Indianer gegen die Einwürfe der Jesuiten gar nichts zu antworten wissen, so muß es ihnen an gesundem Verstande fehlen, oder sie verstehen gar nichts von dem nazaräischen Glauben. Ich setze mich auf einen Augenblick an die Stelle eines Braminen, und sage dem Missionar: Mein lieber Europäer, ich sehe wohl, die Leute aus eurem Lande tragen auf beyden Achseln; sie billigen und verwerfen einmal ums andre gewisse Gebräuche, wie sie etwan zu den Meinungen, die sie beweisen wollen, dienen. Ihr tadelt unsere Gewohnheit, die drey Wörter Chiva, Rama, Harigara auszusprechen. Ihr sagt, weil sie die Sünden tilgeten, so müßten alle Seelen in den Himmel kommen, und nicht wieder auf die Erde zurückkehren; allein, sagt mir doch, wozu dient denn das Fegfeuer, welches ihr glaubt, oder wenigstens zu glauben vorgebt? Eure Päbste haben unter dem Namen der Ablaßbriefe unzählige Mittel gefunden, die Nazaräer daraus zu erlösen. Wie viele Gattungen weiß man nicht davon? Manche helfen auf drey tausend Jahre, andre auf zehen tausend. Etliche machen ganz und gar frey, und man kann eben so leicht dazu kommen, als man Vergebung der Sünden erlangt, wenn man Chiva, Rama, Harigara spricht. Die Päbste haben sogar auf die Art, einen guten Morgen zu bieten, eine

Art von Ablaß bewilliget. *) Ein jeder, der zu der ersten Person, welcher er des Morgens begegnet, sagt: Sia laudata Maria, genießt auf 1000 Jahre Ablaß, und wer Amen dazu spricht, hat dergleichen auf 500 Jahre zu gewarten. Es findet sich kein Italiäner, er sey auch noch so wenig andächtig, der nicht in einem Morgen 40 mal einen guten Morgen bietet. Nach der Ablaßsprache zu reden, macht dieses auf 40000 Jahre Vergebung der Sünden aus, 20000 nicht zu rechnen, die er damit gewinnt, daß er denen, die ihm zuvorkommen, und jenes glückliche laudata eher, als er sagen, mit Amen antwortet. Hiernächst erlangen die Nazaräer Vergebung der Sünde, wenn sie mit dem Kopfe unter den Armen der Prediger und Mönche wegkriechen, wenn sie diesen Geschenke geben, wenn sie als Pilgrimme nach St. Loretto gehen, wenn sie die Lebensbeschreibungen des Heil. Ignatius, der H. Therese, des H. Dominikus lesen, wenn sie Feste zu Ehren der Heiligen feyern. Wenn dieses alles wahr ist, so findet sich unter ihnen nicht ein einziger, der nicht mit guten

*) Damit die Fremden und Reisenden an dieser Art von Ablasse Theil nehmen möchten, so ist in ganz Italien beynahe kein Wirthshaus, wo nicht die Bulle, durch welche dergleichen Ablaß bewilliget wird, irgend über einer Thüre angeschlagen ist. Man hat sich die Mühe genommen, sie in die italiänische Sprache zu übersetzen, und in derselben drucken zu lassen.

Werken reichlich versehen, und ohne allen Tadel aus der Welt geht. Sobald nun aber keine Sünden mehr zu büßen sind, was kann das Fegfeuer helfen? Sagt mir, mein lieber Europäer, dessen Nutzen? Werdet ihr mir dieses gezeigt haben, so will ich daher die stärksten Beweise für die Nothwendigkeit der Seelenwanderung nehmen. Ihr werdet mir vielleicht dagegen einwenden, der Ablaß sey nur insoferne gültig, als er durch Leute erlangt wird, die sich im Stande der Gnade befinden, oder eine wahre Reue wegen ihrer begangnen Fehler haben, und daß fünfmal hundert tausend Laudata diejenigen, welche die Würkungen des Ablasses nicht verdient haben, auch nicht einen Augenblick von der Strafe befreyen. Mit den Namen Chiva, Rama, Harigara hat es eben die Bewandniß; sie helfen ebenfalls nicht weiter, als in wieferne sie von Leuten ausgesprochen werden, die im Ernst ihrer Sünden wegen betrübt sind. Da es nun aber deren sehr wenige giebt, so ist die Seelenwanderung unumgänglich nöthig. Fragt ihr mich etwan, was für Nutzen diese Namen haben, weil sie nichts gelten, wenn nicht solche Personen sie gebrauchen, die eine wahre Buße über ihre Fehler fühlen, und weil also blos diese Reue alle Sünden wegschafft? Ich gestehe es, ich weiß fast selber nicht, was ich Ihnen sowohl, als dem Ablasse für einen Nutzen beylegen soll. Allein unsere Priester versichern uns von ihrer Kraft, und warum sollen

wir

wir nicht eben so gut das Recht haben, unsern himmlischen Wegweisern zu glauben, als ihr es für nöthig erachtet, den eurigen Glauben zuzustellen? Sollen die Worte Sia Laudata Maria besser seyn, als die Wörter Chiva, Rama, Harigara, so muß man erstlich ausmachen, ob in der Verbindung der Buchstaben jener Worte eine größre verborgne Kraft stecke, als in der Zusammensetzung der letztern. Ich glaube, ihr könnt mir in Ansehung dieser Schwierigkeit eben keinen richtigern Grund angeben, als in Ansehung der Ursachen des menschlichen Unglücks. Da ich nun also gewiß versichert bin, daß Gott unmöglich daran ein Vergnügen haben kann, daß er Menschen unglücklich macht; und da die Erkänntniß aus der Natur mich lehret, daß dieses seinem Wesen zuwider ist, so vergönnet mir, mein lieber Europäer, daß ich gewiß glaube, die Menschen werden in diesem Leben für die Sünden, die sie in einem vorhergehenden begangen haben, gestraft. Ihr werdet ferner die Gütigkeit haben mir die Worte Chiva, Rama, Harigara, und das Baden von Sünden in den Flüssen, gegen das Fegefeuer, und den Ablaß bringenden guten Morgen zu Güte zu halten. Ich meiner Seits will euch den ruhigen Besitz der letztern willig und gerne lassen.

Ich weiß nicht, werther Monceca, was ein Jesuit einem Indianer auf dergleichen Einwendungen zu antworten, im Stande ist. Blos dies-

ses Einzige ist noch übrig, womit er sich helfen könnte, wenn er zu einer guten Weltweisheit seine Zuflucht nimmt, wenn er sich alles das zu Nutzen macht, was große Männer in den neuern Zeiten von der Beschaffenheit der Seele in Menschen und Thieren entdeckt haben; wenn er durch wichtige Gründe aus der Naturlehre beweist, daß die Seelenwanderung dem Wesen der Dinge widerstreitet; daß sie folglich nicht statt finden könne; daß es nur eine gewisse Anzahl von Seelen giebt; daß es also sich bisweilen zutragen könnte, daß entweder Körper überley wären, zu welchen keine Seelen vorhanden wären, oder Seelen, wozu die Körper fehlten: Immaßen es wider das Wesen der Dinge, und wider die darinnen festgestellte Ordnung ist, eine gewisse Zahl von Kindern zu bestimmen, welche auf die Welt kommen sollen; da doch wohl diese Anzahl auf den den Menschen gegebnen freyen Willen hauptsächlich ankommt. Hier, mein lieber Monceca, findet der Grundsatz des Malebranche statt: Gott handelt allemal durch die einfältigsten Mittel. *) Jedoch es würde einem Jesuiten leid thun, wenn er einem cartesianischen Weltweisen, und hauptsächlich einem cartesianischen Redner etwas zu danken haben sollte. Er macht lieber elende Schlüsse. Wären Des Cartes oder Locke Glieder von ihrer Gesellschaft gewesen, so würde man heut zu Tage ihre Schriften in

*) Dieu agit toujours par les voïes les plus simples.

in der Schule des großen Ludwigs erklären; und wenn Bourdaloue ein Benedictiner gewesen wäre, gewiß der freche und ungestrafte Tadel über seine Predigten würde sogar von den Layenbrüdern der Jesuiten zu hören seyn.

Bleibe gesund, mein lieber Monceca, lebe vergnügt und glücklich: Der Gott unserer Väter überschütte dich mit Wohlergehen.

Cairo.

Der acht und neunzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite, und alter Rabbi von Constantinopel an Aaron Monceca.

Mein werther Monceca, eine an dem Nilflusse hin und her unternommene Reise ist die Ursache, warum ich auf deine Briefe nicht eher geantwortet habe. Bey meiner Zurückkunft nach Cairo fand ich deren verschiedne, die mir alle ein ganz besonderes Vergnügen erweckten. Ich habe sie mehr, als einmal durchgelesen, und jedesmal zu meinem Unterrichte etwas neues darinnen bemerkt. Ein Araber, mit welchem ich in diesem Lande bekannt worden bin, und der auf meiner Reise mein Gefährte gewesen ist, hat durch die, welche ich ihm zu lesen gegeben, eine ganz

besondre Hochachtung gegen dich gefaßt. Er ist völlig der Meinung, man könne diejenige Weisheit, nach welcher die Weltweisen mit so vieler Mühe getrachtet haben, lediglich durch eine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens erlangen, und man könne nicht anders in das innerste desselben eindringen, als wenn man es von verschiednen Seiten prüfet.

Ein Egypter und ein Pariser sind in ihren Meinungen unendlich weit von einander unterschieden. Freylich regen sich in allen beyden die Hauptleidenschaften, die man bey allen Menschen antrifft. Nur aber nehmen sie in ihren Herzen so verschiedne Gestalten an; sie haben so mannigfaltige Würkungen, daß derjenige, welcher nur blos von den Sitten einer einzigen Nation einen Begriff hat, die Menschen noch nicht recht kennt. Ein Sicilianer, der nie aus Messina, und ein Türke, der nie aus Constantinopel gekommen ist, stellen sich den Ehebruch, als etwas entsetzliches vor, wozu der menschliche Verstand sich niemals freywillig entschließen könne. Sie wissen also nicht, wie weit die verbotne Lust, und die Thorheit der Menschen sich erstreckt. Wenn sie in andern Ländern gewesen wären, so würden sie zu allerhand Leuten gekommen seyn, wo nach den Gesetzen die Weiber etwas gemeinschaftliches sind.

Es haben sich nicht etwan nur zu unsern Zeiten ganze Nationen gefunden, die wie das unvernünftige Vieh leben, und sich ohne Unterschied

mit

mit einander vermischen: *) Bey den Ausen, schreibt Herodotus, **) hat nicht jeder Mann sein eigen Weib, sondern sie gehen, wie das Vieh, zu einer jeden ohne Unterschied. Jedesmal in 3 Monaten kommen die Mannspersonen zusammen, und wenn die Kinder bey ihren Müttern so groß worden sind, daß sie allein gehen können, so werden sie in die Versammlung geführt. Zu wem sie nun am ersten laufen, derselbe wird für ihren Vater geachtet.

Ist dieses nicht ein schöner Beweis, wer der rechtmäßige Vater eines jeden sey? Indessen gefällt mir diese lächerliche Gewohnheit doch noch mehr, als das unbarmherzige Gesetz der Nazaräer, welches Leute, sobald sie auf die Welt kommen, in den Bann thut, und sie unter dem Namen der Bastarde zu einem ewigen Schimpfe verurtheilt. Ist wohl etwas der Natur so zuwider, als die Gewohnheit, die einen Unterschied zwischen einem rechtmäßigen und zwischen einem unrechtmäßigen Sohne einführt; gleich als ob sie nicht, einer so gut, als der andre, einen Vater hätten, gleich als ob sie nicht beyde einerley Tugenden haben, und einer, wie der andre, der menschlichen Gesellschaft Nutzen schaffen könnten?

Die Gesetze der Mahometaner sind in meinen Gedanken viel vernünftiger, als die Gesetze der

*) Pietro de la Valle, Tom. I. p. 140.
**) Herodotus. L. IV.

Nazaräer. Sie verwehren es keinem Vater, daß er sein Kind nicht glücklich machen könnte. Ein Sohn von einer Circassierinn genießt eben so viel Vortheile, als ein andrer, dessen Mutter eine Türkinn, oder Egypterinn ist.

Die Gesetze sind nicht weiter gut und gerecht, als in wie ferne sie mit dem natürlichen Gesetze übereinstimmen, aus welchem sie alle gleich, als aus ihrer ersten Quelle fließen müssen. Es ist kein geschickterer Rechtsgelehrter, als das innerliche Gefühl, das wir in uns selber haben, und welches Gott mit unauslöschlichen Buchstaben in unsere Herzen eingeäzt hat. *) Ein Gesetzgeber sey noch so weise, sobald er Gebräuche und Regeln aufbringt, die den Grundsätzen des Naturrechts zuwider sind, so verdient er, in meinen Gedanken keine Achtung. Ich sehe sie, als die Schlüsse eines spitzfündigen Sophisten an, der darauf umgeht, die Wahrheit damit zu verdunkeln, und die Vernunft zu ersticken.

Wenn ich nach diesem Grundsatze alle diejenigen Gesetze prüfe, die man gemacht hat, um gewisse unschuldige Kinder von ihrer Geburt an von allen Vortheilen auszuschließen, so finde ich sie nicht allein ungereimt, sondern sogar der Menschlichkeit zuwider. Was ist das? Ein Vater hat ein Kind; er erkennt es für das seinige; er gesteht,

*) Das Gewissen, sagt Tertullianus, kann verdunkelt werden, weil es nicht Gott ist; ausgelöscht kann es aber nicht werden, weil es von Gott ist.

steht, daß er es gezeuget hat; und weil seine Mutter nicht gewissen Gebräuchen unterworfen gewesen ist, welchen die Menschen, nach ihrem Belieben, den Namen der Ehe beygelegt haben; deswegen soll ein Mensch als unehrlich angesehen seyn? Man will aus der Liebe seiner Eltern für ihn ein Hauptverbrechen machen? Er soll der Ehrenstellen des bürgerlichen Lebens deswegen verlustig seyn? Man hat zwar dieser Ungerechtigkeit zum Theil durch die Aechtsprechung abhelfen wollen. Indessen werden diejenigen, deren Unglück man dadurch mindern will, gleichwohl unter die übrigen Menschen in Gedanken herunter gesetzt. Dieses ist eine von den grösten Verfehlungen des menschlichen Verstandes. Da gefällt mir die Gewohnheit der Alten noch besser. Im Anfange achteten sie ihre Kinder überhaupt für ein Eigenthum des Staats. Hernach überließen sie es dem natürlichen Triebe, was sich jedes Kind für einen besondern Vater wählen würde.

Wenn wir in die ersten Zeiten der Welt zurückgehen, so finden wir, daß die Erzväter zwischen den Kindern von ihren Weibern, und von ihren Beyschläferinnen nicht den geringsten Unterschied gemacht haben. Jakob hatte zwey Schwestern zu Weibern, und bekam Kinder von zwey Beyschläferinnen, die ihm jene selbst beygelegt hatten; gleichwohl sieht man nicht, daß dieser Erzvater zwischen seinen Söhnen den geringsten Unterschied gemacht hat. Sie waren einer, wie der andere, Häupter eines Stammes. Wir, die

wir

wir von diesen Stämmen unser Geschlecht herleiten, haben die weise Einrichtung beybehalten, den Kindern, die wir von unsern Kebsweibern haben, keine Schande anzuthun. Indessen hat doch der starke Umgang, den wir in etlichen Ländern mit den Nazaräern haben, vielen von unsern Mitbrüdern beynahe einen Theil von ihren Vorurtheilen beygebracht.

Die Meinung gewisser Völker in Ansehung ihrer außer der Ehe gezeugten Kinder mag auch noch so verschieden seyn, so würde man doch in Ansehung etlicher anderer Gewohnheiten unter den Menschen Meinungen finden, die einander noch mehr entgegen gesetzt sind. Wie würden einem eifersüchtigen Italiäner die Gebräuche gefallen, die bey den Hochzeiten der Nasamonen, eines Lybischen Volkes, üblich waren: In der ersten Nacht nach der Hochzeit, erzählt Herodotus, nimmt die Braut von den Gästen einen nach dem andern mit sich zu Bette, und jeder von ihnen giebt ihr das Geschenk, das er mit sich vom Hause gebracht hat. *) Ich zweifle, ob ein eifersüchtiger Sicilianer mit dieser Gewohnheit zufrieden wäre, und unter solchen Bedingungen eine ziemlich ansehnliche Mitgabe zu sammlen, Lust hätte. Indessen ist diese Gewohnheit, wenn sie uns gleich noch so sonderbar vorkommt, wenigstens zum Theil, noch itzt unter den wilden Völkern von America üblich. **) Und diese Völker,

*) Geschichte des Herodotus, 4tes Buch.
**) Voyages de Pietro della Valle. T. I. p. 101.

Völker, deren Gesinnungen so ungewöhnlich zu seyn scheinen, haben doch verschiedne andre Gebräuche, die in den gesittetsten, und aufs beste eingerichteten Staaten nicht besser seyn könnten. Die alten Nasamonen, von denen ich Meldung gethan habe, halten auf die Tugend soviel, daß sie nicht anders schwuren, als so, daß sie die Hand auf das Grab solcher Leute legten, die unter dem Namen der gerechtesten und rechtschaffensten Menschen bey ihnen in Andenken waren. *)

Versuche einmal, mein Monceca, eine so ungleiche Mischung zu vereinigen, und so kluge Begriffe, mit der Ausschweifung, da eine Braut mit allen Hochzeitgästen zu Bette gehen muß, zusammen zu reimen. Ich glaube ganz sicher, mein lieber Monceca, wenn du über ein so wunderbares Verfahren nachdenkest, so wirst du gestehen, es sey unmöglich zu bestimmen, wie weit die Menschen ihre Irrthümer und Vorurtheile treiben können: Du wirst einsehen, daß man, um einen richtigen Begriff von ihrer Gemüthsart, und von den wunderbaren Einfällen ihrer Seele zu haben, bey den entlegensten Völkern herumreisen, und in den Gebräuchen und Gewohnheiten der allerverschiedensten Nationen das Wesentliche des Menschen überhaupt aufsuchen muß. Auf eine solche Art erfährt man, was ein Mensch, der nie aus seinem Vaterlande gekommen ist, auch durch das fleißigste Nachsinnen nimmermehr lernt. Ein

Gelehr-

*) Geschichte des Herodotus, 4tes Buch.

Gelehrter, der in seiner Studierstube eingeschlossen ist, und gern etwas lernen will, hat freylich wohl dieses zum Vortheil, daß er Reisebeschreibungen nachschlagen kann. Indessen erfährt er doch aus den Büchern so viel nicht, als ein andrer, der die Länder, deren Beschreibung er liefert, in eigner Person siehet. Ein Gelehrter, welcher auf seinen Reisen sich nach den Sitten der Völker erkundiget hat, ist in meinen Gedanken einem geschickten Maler gleich, der sich bey seinen Arbeiten allemal die Natur zum Muster vorstellt. Wer hingegen seine Wissenschaft blos aus Büchern nimmt, richtet seine Gemälde gleichsam nach Kupferstichen ein, die nicht allemal richtige Zeichnung haben.

Wer einige Jahre lang unter verschiednen Nationen in der Absicht herumgewandert ist, daß er von den gesehenen Sachen ansehnlichen Vortheil gewinnen will, muß Betrachtungen über gewisse sonderbare Umstände anstellen, die ihm oft nicht so sehr, als andern in die Augen fallen, weil er schon vor seiner Reise davon allerhand Vorurtheile gefaßt hat. Gleichwohl sind es diese, welche die Sitten und Denkungsart gewisser Nationen deutlich zu erkennen geben. Wenn Z. B. ein Franzose nach Constantinopel kommt, so giebt er sich ordentlicher Weise nicht sogar viel Mühe sich nach der dort gewöhnlichen Vielweiberey zu erkundigen. Das wußte er schon in Frankreich, daß die Türken sich viel Weiber nehmen. Er wird sich mehr um gewisse besondre Dinge bekümmern, die das Innere ihrer Seraille betreffen, und ihm

wenig Unterricht geben; als daß er nach der Quelle forschen und nachdenken sollte, was denn wohl die Mahometaner dahin gebracht hat, daß sie mehr, als eine Frau nehmen, und daß er ihre Gründe mit den Gründen der Nazaräer, die nur eine einzige Frau haben dürfen, vergleichet.

Ohnstreitig wird ein Philosoph, der das, was bey Türken und Nazaräern üblich ist, ohne vorgefaßte Meinungen prüfet, die Gebräuche der erstern, in Ansehung der Vielweiberey, und der Ehescheidung von solchen, worüber sie sich mit einigem Rechte zu beschweren haben, der Vernunft viel gemäßer finden. Die Mahometaner bedienen sich der Heirath, als einer Handlung, welche die Menschen auf eine dreyfache Art glücklich zu machen dienet. Ihrem Gesetze nach können sie auf einmal drey Weiber nehmen. Die erste kann ihnen Gelegenheit zur Verbindung mit mächtigen Häusern geben. Selten aber bekommt man mit solchen Weibern Vermögen, die man nimmt, um dadurch den Schutz der Mächtigen zu erlangen. Also finden sie bey der zweyten, die Reichthümer, welche der ersten mangeln. Endlich können sie mit der dritten lediglich ihre Neigung befriedigen, und wenn sie erst auf Reichthum und Ansehen bedacht gewesen sind, nun auch dem Triebe ihres Herzens eine Gnüge leisten.

Ist die Ehe nichts anders, als ein Band zwischen zwey Personen von verschiednem Geschlechte, um glücklich zu leben, und sich der menschlichen Gesellschaft nutzbar zu machen, so sind 3 Vier-

theile von den Heirathen der Nazaräer für das gemeine Beste eben so verderbliche, als für die, welche sie eingegangen sind, beschwerliche Verbindungen. Sobald ein Eheweib unfruchtbar ist, wird sie zugleich nebst ihrem Manne in gewisser Maße für den Staat unnütze. Durch ein ungereimtes, und der gesunden Vernunft widerstreitendes Gesetz büßet der Mann ohne sein Verschulden für den Fehler seiner Frau. Er darf sich, so lang er lebt, nicht die angenehme Hoffnung machen, den angenehmen Vaternamen zu hören. Hat man hernach wohl Ursache, sich über die schlechten Wirthschaften, die man unter den Nazaräern antrifft, und über die strafbaren Ausschweifungen, zu welchen sich manche verleiten lassen, zu wundern?

Wäre es in Frankreich, Engelland, Deutschland, und anderwärts zugelassen, eine zweyte Frau zu heirathen, wenn die erste keine Kinder zur Welt bringt, oder dürfte man sich von ihr scheiden, wenn sie sich mit ihrem Manne nicht vertragen kann, was für übertriebene Vergehungen, was für abscheuliche Verbrechen würden daher unterbleiben? Man würde es zwey Personen, die einander den Tod wünschen, und eine die andre nicht vertragen können, gestatten, daß sie sich jemanden anders aussuchten, mit welchem sie vertrauter leben könnten.

Die Nazaräer verdammen nicht allein die Ehescheidung, sondern auch die Vielweiberey, als wichtige Verbrechen. Ich kann nicht sagen, womit sie es beweisen, daß ein Mann nicht mehr,

als

als ein Weib haben darf, und woher sie glauben, daß Gott durch eine Ehe mit mehr Weibern beleidiget werde. Es ist dieses eine Gewohnheit, die sie von den Heyden entlehnet, *) und wozu sie auch uns in den Ländern, die unter ihre Gewalt gehören, gezwungen haben. Denn bey den Israeliten, unsern Altvätern, war die Vielweiberey allezeit, als eine nicht nur einzelnen Personen, sondern auch dem Staate nützliche Sache, erlaubt. Die Nazaräer nehmen unsere heiligen Glaubensbücher an: Warum widersetzen sie sich denn solchen Gewohnheiten, von welchen sie darinnen finden, daß sie durch die größten Männer bestätiget werden? Nahm nicht Jacob zu einer Zeit zwo Schwestern zur Ehe; hatte er nicht über diese noch zwo Beyschläferinnen? David, der königliche Prophet, dessen heilige Gesänge in allen Tempeln der Nazaräer, sowohl Reformirten, als Papisten, laut abgesungen werden, wählte sich in den letzten Lebenstagen, die zur Buße bestimmt waren, eine junge Weibsperson: Salomon sein Sohn hatte eben soviel Kebsweiber, als Schätze. Er war zu seiner Zeit in Gold und Silber der reichste Fürst; er war aber auch derjenige, dessen Palast die meisten Weiber in sich hielt. Ich weiß, werther Monceca, daß wir uns des Aberglaubens der Nazaräer nicht theilhaftig machen, und daß unter uns, die wir das Gesetz Mose treulich beobachten, bloß der Ehebruch unter den verbotnen

*) Von den alten Römern.

nen Liebeshändeln steht. Indessen müssen wir uns in dem Falle zwingen, und haben uns fast den Gebrauch der Nazaräer angewöhnet.

Gehab dich wohl, mein lieber Monceca, lebe vergnügt und glücklich.

Cairo.

Der neun und neunzigste Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Vor meinem Eingange in Holland kam mir die Lust an, Lüttich und Aachen, zwo benachbarte Städte von Brabant, zu sehen, von welchen man mich versichert hatte, daß sie der Aufmerksamkeit eines Reisenden werth wären. Es hat mich nicht gereuet, daß ich 10 bis 12 Tage zu Befriedigung meiner Neugier angewendet hat.

Lüttich ist eine ziemlich große und wohl bewohnte Stadt; sie hat etliche schöne Gebäude, wiewohl deren so gar viel eben nicht sind. Der Bischof hat darüber zu gebieten, und seine Clerisey nimmt ebenfalls an der Oberherrschaft einigen Theil. Ehemals bestund dieses Kapitel aus den vornehmsten großen Herren in Europa; es war kein Domherr, oder Canonicus, (so heißen die Nazaräer gewisse Geistliche) der sich nicht einer hohen Geburt rühmen konnte. Da ein römischer

mischer Pabst, mit Namen Innocentius II. den Kaiser Lotharius krönte, so waren alle Domherren, welche dieser feyerlichen Handlung beywohnten, größtentheils von königlichem Geblüte. Es befanden sich darunter neun königliche Prinze, 14 Prinze von regierenden Herzogen, 29 Reichsgrafen, und 8 Freyherren. Heut zu Tage haben sich alle diese großen Herren und Prinze in kleine Bürgerliche verwandelt. Sobald nur einer auf der hohen Schule zu Löwen den Doktorhut erhalten hat, so kann er Domherr von Lüttich, und ein Mitglied der Oberregierung des Staats seyn. Wahr ist es, daß er weiter nichts, als das Recht hat, über das allerschlimmste Volk unter der Sonne zu gebieten. Der neapolitanische Pöbel ist gegen den Pöbel in Lüttich sehr gezogen, und gesittet. Sie verdienten es beyderseits, neben dem Vesuv zu wohnen, und ein paar Erdbeben könnten den Einwohnern von Lüttich eben so wenig, als den Neapolitanern schaden. Indessen ob das erstere gleich überaus böses Volk ist, so fehlt es ihnen gleichwohl, ihrem Vorgeben nach, nicht an zahlreichen Schutzpatronen bey Gott, die ihnen, vermittelst einer großen Menge von Weyhrauch und Wachskerzen, mit leichter Mühe die Vergebung ihrer Sünden verschaffen. Diese Beschützer besuchen sie sogar bisweilen, und entdecken, ihnen Steinkohlenbergwerke. Einer von den Heiligen, der die Geschäfte der Einwohner von Lüttich an dem himmlischen Hofe zu besorgen hatte, kam einsmals in der Kleidung eines Wallfahrtsbruders in die Stadt. Nach-

dem er einem Bürger mit zu gehen befohlen, und ihm das Bergwerk gewiesen hatte, verschwand er. Hierdurch schafte er den Leuten in Lüttich sehr großen Nutzen. Denn seit der Entdeckung dieser Bergwerke haben sich viele Gewehrhändler in diesem Lande gesetzt, und treiben damit starke Handlung. Die aus diesen Bergwerken gegrabne Steinkohlen haben den Namen Houille, von einem gewissen Schmidt, Namens Prudhomme le Houilloux, an welchen sich der heilige Beschützer von Lüttich gewendet hat. Uebrigens sind die Bürgerlichen und Edelleute hier eben so ehrwürdig, höflich, und dienstfertig, als der gemeine Pöbel Verachtung verdienet. Jene haben mit diesem nichts gemein, und ihre Aufführung ist völlig unterschieden. Wenn ich demnach von den Einwohnern in Lüttich rede, so ist dadurch das gemeine Volk gemeynet.

In Aachen, wo ich gegenwärtigen Brief aufsetze, ist der Pöbel viel gezogner, und erbarer. Dieses ist eine große, und noch ziemlich schöne Stadt. Durch die verschiednen Feuersbrünste, wobey sie zwey bis dreymal fast ganz in die Asche gelegt wurde, hat sie einen Theil von ihrer Schönheit eingebüßt. Nachdem sie von dem Attila zerstöret und verwüstet worden war, hat Karl der Große, sie wiederum aufgebauet, sie zur Hauptstadt von dem transalpinischen Gallien gemacht, und zu seiner gewöhnlichen Residenz erwählt. Die Hauptkirche, worinnen er begraben liegt, hat ihn ebenfalls zu ihrem Stifter, und sein Grabmal ist noch heut zu Tage vorhanden. Einige

Naza-

Nazaräer haben mich mit einer zuversichtlichen Mine versichert, daß bey der Einweihung dieser Kirche zween längst verstorbne Bischöffe sich die Mühe genommen hätten, wieder aus dem Grabe aufzustehen, um bey dieser feyerlichen Handlung Zeugen zu seyn. Bey frühem Morgen reisten sie vom Himmel ab, langten gegen 9 Uhr in Aachen an, wohnten dem Gottesdienste bey, speisten mit allen vornehmen Geistlichen, die Karl der Große denselben Tag zu einem herrlichen Mittagsmahl eingeladen hatte, giengen um 4 Uhr des Abends wiederum ab, und langten daselbst mit Thorschluß an. Das heißt reisen!

Lasse dich, mein lieber Isaak, dergleichen Erzählungen nicht befremden. Die Nazaräer erzählen noch viel abgeschmacktere Dinge. Ihrem Vorgeben nach verwahren sie in einem Kasten, den man in der Kirche von Aachen aufhebt, etwas von dem Manna, das in der Wüsten zum Unterhalt der Israeliten fiel, desgleichen Blätter und Blumen von der Ruthe des Aaron, die in der Stiftshütte wunderbarer Weise blühete. Wenn jemand von unsern Rabbinen schreiben wollte, daß in einer morgenländischen Synagoge dergleichen heilige Reste aufgehoben würden, was für Spöttereyen würden wir nicht auszustehen haben, wie würde sich ein ganz Gedränge von nazaräischen Lehrern auf unsere Kosten lustig machen? Was haben sie nicht schon, und vielleicht nicht ohne Grund, über viele im Talmud befindliche Sachen gespottet? Indessen glaube ich, es sey in dieser Schrift nichts so gar außerordentliches,

das vernünftige Juden anders, als unter gewissen Einschränkungen zugeben, und annehmen, wobey sie sich solcher Erklärungen bedienen, die den Text in solchen Stellen, wo er fehlerhaft scheinet, entschuldigen.

Das Manna in der Wüsten, und die Aarons-blüthen sind nicht die einzige Merkwürdigkeit, die man hier zu Lande aufweiset. Es giebt eine erstaunende Menge kleiner Stücken Bein, Haare, und Tuch, in goldnen und silbernen Kapseln, die solcher Ehrerbietigkeit werth geachtet werden, daß man einen Theil davon zur Verherrlichung der kaiserlichen Krönung abschickt. Die Stadtobrigkeit schaft diese ehrwürdigen Lumpen mit besonderer Feyerlichkeit von einem Ende Deutschlandes bis ans andre. Dazu kommt noch das Schwerdt und Gehenke Karls des Großen, welche unter die ansehnlichsten heiligen Reste dasigen Orts zu rechnen sind. Ehemals ließen sich die römischen Kaiser in Aachen krönen, und die meisten Nachfolger Karls des Großen, wollten durchaus daselbst gekrönet seyn. Endlich gab Karl der Vierte durch eine von den Verordnungen der güldnen Bulle völlig den Ausschlag. Er verordnete, daß die Kaiser die erste Krone sich daselbst auffetzen lassen sollten. Allein man hat diesem nicht nachgelebt, und die einzige Feyerlichkeit, die man noch beobachtet, besteht darinnen, daß man jemanden an die Obrigkeit abschickt, und von der künftigen neuen Wahl Nachricht ertheilet, damit sie die kaiserlichen Kleinodien, und die gemeldeten heiligen Reste dazu hinbringen läßt. Der

Kaiser

Kaiser mag hernach gekrönt werden, wo er will, so erklärt er sich, daß es aus gewissen besondern Ursachen, die ihn verhindert hätten nach Aachen zu kommen, nicht daselbst habe vor sich gehen können, und daß übrigens seine Absicht gar nicht sey, die Rechte dieser Stadt zu kränken, oder sie um ihre Vorrechte zu bringen. Wenn dieses geschehen ist, so wird der Kaiser zum Domherrn von Aachen ernennt, und muß am Tage seiner Krönung den Eyd darüber ablegen. Hierauf nehmen die Abgeordneten das Schwerdt, das Gehenk, und alles wunderthätige Geräthe wieder zu sich, und es wird alles in die Sakristey der Hauptkirche zurückgebracht. Wer es ansehen will, kann nicht anders, als durch ein gewisses Geld dazu gelangen. Der ehrliche Karl der Große ist nun über 900 Jahre todt; und er, seine Gebeine und Kleider haben noch immer das Recht dem Beutel aller Fremden einen gewissen Tribut aufzulegen.

Es wundert mich, daß man zu so vielen heiligen Alterthümern nicht auch die Keule des ehrlichen Bischofs Turpin, der in den alten Jahrbüchern Karls des Großen so oft vorkommt, beygelegt hat. Das Haupt des vortreflichen Pferdes seines Vettern, des Rolands, hätte billig auch einen Platz darunter finden können. Dieses Pferd hat doch nicht so, wie das Pferd des Reinhold, die Gabe der Zauberkunst besessen. Gleichwohl ist es nach den Berichten des Arioſts, und Boyards durch so viele Hände gegangen, daß es würde Mühe gekostet haben die Wahrheit und Wirklichkeit dieses heiligen Stücks auf einen festen Fuß zu

setzen: Indessen hat doch der gute Roland sein Pferd nur ein einziges mal eingebüßt und auch eben so glücklich, als Sancho Pansa seinen Esel, wiedergefunden. Dieser Roland hatte überaus-viel Glück in Wiederfindung seiner verlohrnen Sachen. Sein Vetter Astolph brachte ihm seinen gesunden Verstand wieder, den man sorgfältig in einer Flasche im Paradiese aufhob, und den ihm der heil. Johannes zu selbst eignen Händen überlieferte. Wenn der gesunde Verstand eines jeden Nazaräers, dessen Gehirn verraucht ist, im Paradiese in einer Flasche aufgehoben wird, so würden die Glashütten in der ganzen Welt nicht im Stande seyn Behältnisse genug für gesunden Verstand in das Paradies zu liefern: Bloß ein allmächtiges Wesen kann ein solches Wunderwerk verrichten.

Die Reliqvien von Aachen bringen durch den Zulauf andächtiger Nazaräer, die sie hinlocken, dieser Stadt schon Geld genug ein. Allein die warmen Bäder, die man zu allen, auch den unheilbarsten Krankheiten für gut hält, sind für sie noch viel ansehnlichere Schatzkammern. Es laufen alle Jahre entsetzlich viel Kranke, so zu sagen, von allen 4 Enden der Erde dahin und glauben, an den Bädern von Aachen eben so kräftige Fischteiche zu finden, als jener Fischteich des berühmten Tempels ist, der nicht eher als bey der Ankunft unsers Meßias erbauet werden soll.

Die Einwohner dieser Stadt sind freundliche und höfliche, dabey aber sehr abergläubische Leute. Sonst verstatteten sie den Reformirten Nazaräern

zaräern daselbst die freye Religionsübung. Diese Vergünstigung haben sie völlig unterdrückt. Es geschah dieses nicht ohne vieles Blutvergießen. Zuletzt behielten die Papisten über ihre Widersacher die Oberhand, und sind nunmehro allein Herren von der Stadt, von den Ehrenstellen, und von den Kirchen. Ich hätte mich gerne noch einige Tage hier aufgehalten. Allein meine Geschäfte treiben mich nach Holland. Ich werde also eine Feyerlichkeit, die für einen Philosophen sehr lustig seyn muß, nicht abwarten können. Ich meyne jene berühmte Procession, bey welcher man ein Colossusbild, dem man den Namen Karls des Großen beylegt, herumzutragen pflegt. Hierzu kommen noch allerhand andre Ausschweifungen, und die Thorheit hat alle Anstalten dieser Feyerlichkeit angeordnet.

Da ich an diese Processionen der Nazaräer gedenke, so erinnere ich mich, daß mir der Ritter von Maisin, als ich in Paris war, die Umstände eines solchen andächtigen Spaziergangs erzählte, den er auf seiner Reise in Provence mit angesehen hat. Er sagte mir, daß zu Aix, der Hauptstadt in Provence, der Anfang dieses feyerlichen Aufzugs durch einen Haufen Sänftenträger oder Bauern gemacht werde. Sie sind mit einem langen schwarzen Rocke bekleidet, der um und um mit Schellen und Glöcklein behangen ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine Haube von Pappe, die über das ganze Gesicht weg geht, und den Teufel mit langen Hörnern vorstellt. In den Händen haben sie eine Gabel, womit sie einer Teufelinn,

die mitten unter ihnen geht, und in der einen Hand einen Kamm, in der andern einen Spiegel hat, den Rock aufheben. Die höllische Dame thut sehr verschämt, und will sich den Rock nicht aufheben lassen. Sie wehrt sich dagegen auf eine solche Art, daß der Pöbel darüber seine Freude und Verwunderung bezeugt. Hinter diesen Teufeln folgen allerhand andre Haufen verkappter Menschen, deren verschiedne Vorstellungen aus unsern heiligen Büchern genommen sind. Man erblickt z. B. den Moses mit den Gesetztafeln, und einen Haufen Israeliten, die das güldne Kalb anbeten. Einer von den verlarvten Männern schießt eine Pistole loß. Darüber fallen alle abgöttischen Juden todt auf die Erde. Da alle diese Leute weiter nichts, als das Hemde und ihre Larve an sich haben, so wälzen sie sich in dem Schlamme der Bäche herum. Je mehr sie den Hintern blos sehen lassen, desto mehr geben sie zum Gelächter, und zur Neugier Anlaß.

Unter diesen Vorstellungen, welche die Leute von Provence die heiligen Spiele nennen, ist ein großer Kerl in Weibskleidern, und bedeutet die Königinn aus Saba, wie sie den Salomo besucht. Dieser Prinzeßinn macht man mit Fleiß einen sehr großen Hintern, und hält es an ihr für das Schönste, wenn sie rechte breite Hinterbacken hat.

Gleich nach diesen großen Hinterbacken folgt ein Italiäner, dem man den Namen Herzog Urban beylegt. Sein ganzer Hof, womit er umgeben ist, besteht aus einer Anzahl Bauern in

Manns-

Manns- und Weibskleidern. Dieser letztere Haufen würde unter allen der lächerlichste seyn, wenn die Mönche nicht nach ihm kämen. Diese gehen paarweise, und haben sich viel kurzweiliger, als alle vorhergehenden Larven gekleidet. Den Schluß machen die Reliqvienkästgen und Brustbilder, der unter die Heiligen versetzten Nazaräer, und haben das Parlament zur Begleitung, das dergleichen Possen durch seine Gegenwart ein Ansehen giebt.

Kaum konnte ich glauben, was mir der Ritter von Maisin erzählte. Die Einwohner von Provence haben einen guten, und durchdringenden Verstand; und gleichwohl läßt sich die Thorheit nicht weiter treiben, als daß man dergleichen lächerliche Händel dultet, die der gesunden Vernunft so zuwider sind, und so leicht alle diejenigen, die für sie das Wort reden, bey einem jeden Menschen, der sich seiner Vernunft bedient, um alle Achtung bringen können. Der Ritter sagte mir: Alle diese lächerlichen Gebräuche unterhält die Staatsklugheit. In drey Tagen gewinnt diese Stadt, wo dieser Aufzug vor sich geht, durch den Zulauf der Fremden, die zu dieser Feyerlichkeit kommen, und für Waaren und Lebensmittel vieles Geld zurücklassen, mehr als hunderttausend Thaler. Der Geitz erhält nicht nur viele abergläubischen Gebräuche, sondern macht deren so gar alle Tage noch mehr.

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, lebe vergnügt, und glücklich. Der Gott unserer Väter überhäufe dich mit Wohlergehen.

Aachen.

Der

Der hunderte Brief.

Jakob Brito an Aaron Monceca.

Endlich, mein werther Monceca, bin ich in einem Lande angekommen, wo so viele unserer Brüder unmenschlicher Weise erwürget, und dem Geitze der Mönche unter dem Vorwande der Religion aufgeopfert worden sind. Ich bin durch Roußillon, und durch einen Theil von Catalonien gereist, und itzt schreibe ich aus Barcellona. Diese Stadt ist groß, schön, und wohl befestiget. Der Hafen ist sehr schlecht, und in schlimmer Witterung haben die Schiffe darinnen keinen sichern Ort. Die Catalonier sind Todtfeinde von den Castilianern. Keine Herrschaft ist, die sie nicht der spanischen Regierung vorziehen. Dieses haben sie durch ihre oft wiederholten Empörungen zu erkennen gegeben. Man hat sie aber in solche Umstände versetzt, daß ihnen nichts weiter übrig ist, als sich auf unnützliche Wünsche zu besinnen. Die neuangelegte Citadelle ist eine so fürchterliche Brille, daß Barcellona sich nicht regen darf, und auf nichts weiter, als auf seinen Gehorsam und Demüthigung seine Hofnung setzen kann.

Man hat alle Bürger in allen catalonischen Städten entwafnet. Auf die Bauern wird noch genauer Achtung gegeben. Auf den Dörfern liegt immerfort eine gewisse Anzahl von Soldaten. Freylich kosten dergleichen Anstalten der Vorsicht

dem

dem spanischen Hofe Mühe und Arbeit; Allein es thut Noth, und man muß es den Castilianern zum Ruhme nachsagen, daß sie nicht eher, als im äußersten Nothfalle so strenge verfahren haben. In der letzten Belagerung dieser Stadt, waren Mönche die Anführer der Rebellen, sie zogen auf die Wache, sie lösten die Soldaten an den gefährlichsten Orten ab, und sprachen ihnen durch ihre Reden und Handlungen Muth zu, sie trugen so gar ihre Reliqvien auf den Wällen herum, und mehr, als ein Kanonenschuß führte einen Mönch sammt seinem Heiligen weg. Sogar die Nonnen wollten, ohngeachtet der Schwachheit ihres Geschlechtes, an der Empörung Theil nehmen. Sie steckten rothe Fahnen an ihre Fenster, um zu beweisen, daß sie nichts, als Blut und Mord im Sinne hätten.

Siehe, lieber Monceca, wie weit der Geist des Aufruhrs um sich greift, wenn er einmal die Gemüther der Menschen eingenommen hat. Den allerunvermögendsten macht er Muth. Es hat fast das Ansehen, als ob das Verbrechen die Leute stark und tapfer macht. Aufrührische Unterthanen kämpfen oft viel hartnäckichter, ihren Oberherrn zu stürzen, als treue Unterthanen, ihn gegen jene zu vertheidigen und zu schützen. Man darf den Castilianern nicht vorwerfen, daß sie zum Besten Philipps des Fünften sich saumselig und verzagt bewiesen hätten. Dieser Monarch ist verbunden, sie in doppelter Absicht, als Unterthanen, und als Kinder zu lieben. Dagegen haben auch sie ihn stets, als einen guten König,

und als einen Vater angesehen. Doch bey allen ihren Bemühungen würde dieser gute Wille wenig gefruchtet haben, wenn Frankreich nicht dieser Catalonischen Empörung ein Ende gemacht hätte.

Das Frauenzimmer in diesem Lande hat eine freyere Lebensart, als in dem übrigen Spanien; wiewohl sie noch lange nicht so frey, als in Frankreich sind. Sie haben nach und nach sich die alte spanische Lebensart vom Halse geschaft. Die Duegnen, die Fenstergitter (Jalousien) sind nicht mehr vorhanden. Was noch von diesen Anstalten der Eifersucht übrig geblieben ist, besteht wenigstens blos in einem äußerlichen Wesen, das zur Sicherheit der Ehemänner wenig Nutzen hat. Die große Menge von Franzosen und Niederländern, die sich in Barcellona gesetzt haben, die vielen Soldaten, welche hier in Besatzung liegen, und fast lauter Wallonen sind, haben die alten Einwohner nach und nach gewöhnt, den Hanreystand gedultig zu ertragen. Freylich giebt es noch Catalonier genug, denen er noch nicht in den Kopf will; indessen machen sie es durch die angewandten Bemühungen öfters nur noch schlimmer.

Die Lust an Liebeshändeln ist in Barcellona eine ansteckende Seuche worden, welche die Franzosen dahin gebracht haben. Es geht denen sehr schlimm, die wegen ihrer Anfälle, deren sie sich, aller Vorsicht ohngeachtet, nicht erwehren können, empfindlich sind.

Ohngeachtet die Rechte der Liebe sich in Spanien soweit, als in Frankreich erstrecken, so verfährt man doch ganz anders. Wenn man gleich nach einerley Zwecke trachtet, so gelangt man doch durch ganz entgegengesetzte Wege dahin. In Frankreich giebt sich ein Liebhaber öffentlich zu erkennen; er begleitet seine Liebste zum Tanze, in die Comödie, auf das Land; Lustbarkeiten sind für einen verliebten Franzosen günstige Gelegenheiten. Ein Spanier ist bescheiden, und zurückhaltend. Er muß die Gesinnungen seines Herzens vor den Leuten verheelen. Sein Glück und der gute Ausgang seines Vorhabens beruht auf seiner Verschwiegenheit. Die Kirchen sind die Oerter, wo es ihm am meisten glückt. Jedes Fest eines Heiligen dienet ihm statt einer Opera oder Comödie. In die Schauspiele begleitet eine Mutter ihre Tochter, ein Mann seine Frau. In die Kirchen aber gehen die Weiber allein, und die Liebe weiß unter dem Scheine der Frömmigkeit sich für ihren Zwang schadloß zu halten.

Die ersten Zusammenkünfte in Spanien geschehen allemal in den Kirchen: Hier bringt man auch den Handel zu Stande. Man vollendet das Werk bey Weibspersonen, die den Ruf der Heiligkeit vor sich haben, und zu welchen junge Personen, ohne schlimme Folgen zu befürchten, gehen können. Es giebt wenig spanische Damen, die nicht etwan eine dergleichen mit Rosenkränzen und Agnus Dei behangene ehrwürdige Freundinn auf der Seite haben. Man würde einen Ehemann für einen Narren, oder wohl gar für

einen

einen Ketzer achten, wenn er sich einfallen ließe, daß die Donna Mendoza, oder Donna Valcabra, beydes ehrwürdige Damen, theils ihrer Jahre, theils der Stelle wegen, die sie unter der allerheiligsten Brüderschaft des heil. Franciscus seit mehr als 20 Jahren haben, im Stande wären zu einer verliebten Zusammenkunft beförderlich zu seyn. Diese Frauen von der H. Brüderschaft werden hier, als bereits unter die Heiligen versetzt, angesehen. Sie unterhalten mit gewissen sogenannten Franciscanermönchen, die ihre Gewissensräthe sind, und mit ihnen in genauer Verbindung stehen, starken Briefwechsel. Die Nazaräer geben solchen Verbindungen den Namen der geistlichen Anverwandtschaft. Daher kommen alle die Ausdrücke und Redensarten, die man in den mystischen Büchern antrifft, und welche ganz unverständlich scheinen; dergleichen sind: Ich trage euch, meine liebe Schwester, in meinen Herzen in Gott, — — Ihr liegt mir immerfort in Gedanken, wenn ich gleich mit andern Leuten rede und umgehe — — Betet für euren Bruder, für euren Freund, für euren Diener *).

Zum Theil sind diese Ausdrücke aus den Büchern eines gewissen Franciscus von Sales, und aus den Briefen, die er an eine gewisse Schwester von Chantal schrieb, entlehnet. Dieser Franciscus von Sales war, wie man versichert, ein ehrli-

*) Diese letztere Redensart ist aus den Briefen des Pater Girard an die Cadiere genommen.

ehrlicher Mann, der eben so viel elende Affen, als Fontenelle gemacht hat. Alle Mönche haben mit Vergnügen sich dieses Vorwandes bedienet die allerverliebtesten Neigungen unter der Decke einer mystischen Sprache an ihre andächtigen Schwestern freymüthig zu schreiben. Es ist wahr, die spanischen Mönche machen nicht so viele Umstände: Sie haben völlige Freyheit, und es steht ihnen der Eingang in alle Häuser offen. Unter dem Schutze ihrer Kappe genießen sie alle möglichen Vorrechte. Dafür sind sie auch viel übermüthiger, unwissender, und frecher, als in irgend einem andern Königreiche. Wenn die Kinder allemal ein gewisses Merkmal mit auf die Welt brächten, woran man mit Gewißheit ihre Väter erkennen könnte, so würde die Hälfte der spanischen Einwohner die Ihrigen unter den Geistlichen und Mönchen suchen müssen.

Die Geistlichkeit in diesem Lande ist überaus verderbt in ihren Sitten, und in diesem Stücke von den französischen Geistlichen, deren Regelmäßigkeit du in deinen Briefen an mich gerühmet hast, sehr unterschieden. Willst du dir, lieber Monceca, von den hiesigem Geistlichen einen rechten Begrif machen, so mußt du dir vorstellen, daß die Mönche hier noch einmal so schlimm und unwissend, als in Frankreich, und die Weltgeistlichen nicht viel besser sind.

Doch darüber wirst du dich wundern, daß in einem Lande, wo die Untergeistlichkeit sich so schlecht aufführt, doch die spanischen Bischöffe, weise, fromme und redliche Leute sind. Sie verdienen

ihre Ehrenstellen, und es befindet sich keiner unter ihnen, welcher nicht der Achtung, und des Beyfalls aller rechtschaffnen Leute würdig wäre. Man mag in einer Religion seyn, wo man will, so kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß eine Heerde glücklich seyn würde, wenn sie nach den Unterweisungen so verständiger Hirten sich richtete. Die Bischöffe sind in Spanien die einzigen Personen, über welche die Inqvisition keine Gewalt hat. Ich werde von diesem ungerechten Gerichte weiter unten reden, und habe davon bereits allerhand fürchterliche Umstände erfahren. Sobald man in diesem Lande nur an den schrecklichen Namen der Inqvisition gedenkt, so zittert jedermann, und die vornehmsten Herren entsetzen sich dafür so sehr, als die schlechtsten Bürger. Ohngeachtet ich Pässe habe, und von dem Staate von Genua bevollmächtiget bin, so nehme ich mich doch sehr in Acht, und getraue mich nicht so, wie in Frankreich, meine Gedanken frey zu offenbaren.

Sobald ich Bellegarde *) zurückgelegt hatte, habe ich mir ein, dem Pythagorischen ähnliches, Stillschweigen angewöhnt. Dieses traurige Bezeigen schickt sich ziemlich in einem Lande, wo jedermann überaus heimlich thut. Man sagt, diese Ernsthaftigkeit werde immer größer, je weiter man in Spanien kommt. Wenn dieses die Wahrheit ist, so stelle ich mir vor, bey meiner Ankunft in Madrit eine Stadt mit lauter Heracliten, und weinenden Bürgern zu erblicken.

Bey

*) Ein Gränzort von Frankreich.

Bey Gelegenheit der Thränen muß ich dir, mein werther Monceca, melden, daß ich mich an einem Orte, wohin ich zu weinen gegangen war, aus Herzensgrunde satt gelacht habe. Es ist in dieser Stadt vor kurzem eine Gesellschaft von Schauspielern angekommen, wovon man mich versichert, daß man sie seit langen Zeiten in Spanien nicht so gut gehabt habe. Besonders machte man viel aus einer königlichen Komödiantinn, mit Namen Galiega, die, einer gewissen Verdrüßlichkeit wegen, aus Madrit weggegangen war. Ich wurde sehr gebeten, ein neues Trauerspiel mit anzusehen, welches nach dem Vorgeben aller Leute schön und rührend seyn sollte. Stelle dir, lieber Monceca, meine Verwunderung vor, da ich bey meinem Eintritte in den Schauplatz zween Schauspieler in Mönchskleidern erblickte, welche die Hauptpersonen in einem Stücke spielten, dessen Ueberschrift, der Tod des Alexis, oder das Beyspiel der Keuschheit war. Ich muß dir offenherzig gestehen, daß ich dergleichen Ausschweifung nicht vermuthet hatte. Ich wünschte damals, daß du hättest können von einer so lächerlichen Sache einen Zeugen abgeben. Alexis, die Hauptperson war ein römischer Edelmann, und großer Liebhaber der unverchlichten Lebensart. Er geht in der Hochzeitnacht von seiner Frau weg, läuft lange Zeit aus einer Stadt in die andre, und stirbt endlich bey seinem Vater, der ihn gar nicht mehr kennet. Man gestattet, daß er in einem schlechten Zimmergen stirbt, wohin man ihm aus Mitleiden einen Aufenthalt

vergönnt hatte. Nach seinem Tode findet sich in seiner Hand ein beschriebnes Papier, welches das ganze Geheimniß entdeckt. Allein ob er schon todt ist, kann man doch dieses Papier nicht von ihm wegbringen. Er will es niemanden, außer dem Pabste, in die Hände liefern, der mit seinem ganzen Hofe kommt, und die Schrift von dem Heiligen annimmt. Den Beschluß macht ein eben so prächtiges Theaterstückgen.

Im Anfange der ersten Handlung ist Alexis nicht älter, als 18; in der fünften aber 40 bis 45 Jahre alt. Die Regeln der Einheit des Orts und der Handlung werden eben so gut, als die Regel von 24 Stunden beobachtet. Die Gedanken und Einfälle waren dem übrigen gemäß eingerichtet. Nimmermehr kann das Fehlerhafte und das Lächerliche weiter getrieben werden. Man darf nicht denken, daß die Spanier nicht allerhand gute Schauspiele hätten. Don Lopez de Vega hat vortrefliche Lustspiele gemacht; sie gefallen aber dem Volke nicht recht. Es will lieber den H. Jacobus, oder den H. Philippus, als den Agamemnon, oder Achilles auf der Schaubühne sehen: Die Nägelmale des H. Franciskus erwecken mehr Thränen, als die Klagen der Andromache, und die Verzweifelung der Hermione. Diese Beschaffenheit hat es mit dem Geschmacke, und mit den Vorurtheilen des hiesigen Landes; es muß überall Andacht, oder vielmehr Aberglauben seyn.

Da man das Lustspiel aufführte, so hörte ich mit einer Glocke lauten. Jedermann fiel auf die

Knie,

Knie, und murmelte etwas zwischen den Zähnen heraus. Die Schauspieler thaten es zuerst, und zween Schriftsteller, die sich auf der Schaubühne befanden, fielen einander in die Rede, bewegten die Lippen, oder redeten ganz leise, so wie die übrigen Zuschauer. Wie diese Feyerlichkeit vorüber war, stund jedermann wieder auf, und das Lustspiel wurde weiter fortgesetzt. Ich erkundigte mich, warum man die Lippen so bewegte; und erfuhr, daß man dieses Angelus nenne. Es ist eine Art von Gebet, und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß die Nazaräer dieses in der Komödie verrichteten. Nur Spanier sind im Stande für ihre Gebete einen Schauplatz zu erwählen. Es ist wahr, daß der Ort eben dergleichen Vorrechte, als ein Mönchskloster fordern kann. Denn die Geistlichen sind es, welche das Geld an der Thüre einnehmen, und unter dem Namen armer Leute mit den Schauspielern den Gewinnst theilen. Die Schauspielergesellschaften genießen würklich, dadurch, daß sie dieses von ihren Einkünften abgeben, alle Vorrechte der übrigen Nazaräer. Sie stehen nicht so, wie in Frankreich, in dem Kirchenbanne. Wären sie nur reich, oder andächtig genug, so könnten sie so gut, als die königlichen Regimenter, ihren Prediger haben.

Wenn Schauspieler in Spanien sterben, verstattet man ihnen ein ordentliches Begräbniß; in Frankreich verweigert man ihnen dieses; und in Engelland richtet man für sie prächtige Grabmäler auf. Woher kommen wohl, mein werther Roncesca, so wunderbare Gesinnungen? Ver-

muthlich mehr von alten Vorurtheilen, als von der Vernunft. Indessen wenn sie anders einigermaßen mit dem Begräbniß der Gauckler sich zu schaffen macht, so bin ich versichert, daß sie die Ausschweifung der Franzosen auf einer, und der Engelländer auf der andern Seite verwirft, und die gehörige Mittelstraße der Spanier billiget. Sie wären sehr glücklich, wenn sie in andern Handlungen ihres Lebens sich nach einer eben so vernünftigen Denkungsart richteten.

Bleibe gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt und glücklich. Der Gott unserer Väter überhäufe dich mit Wohlergehen.

Barcellona.

Der hundert und erste Brief.

Aaron Monceca, an Jakob Brito.

Ich bin, mein werther Brito, in einem Lande eingetroffen, wo der Mensch eben so frey, als dort, wo du dich befindest, sklavisch lebt. Holland, wie ein französischer Schriftsteller schreibt, scheint das Vaterland der Philosophen zu seyn. Sie sind von dem Joche, das man anderwärts der Vernunft auflegt, frey, und können sich derselben nach ihrem Gefallen bedienen. Es scheint, als sey der gesunde Verstand der Holländer Eigenthum, und wenn man sich sorgfältig um sie bekümmert, kommt man

fast

fast auf die Gedanken, daß die Natur, da sie ihnen die französische Artigkeit, die engelländische Einsicht, und die italiänische Lebhaftigkeit versagt hat, den Abgang dieser Eigenschaften, durch einen richtigen, vorausſehenden, und billig denkenden Verstand, der sie in allen ihren Handlungen leitet und führet, reichlich ersetzt habe.

Die Holländer, als freygebohrne Leute, gehorchen weiter niemanden, als den Gesetzen ihres Vaterlandes. Sie haben weiter keine Gebiether, als die Tugend und ihre Pflichten. Indessen darf sich niemand einbilden, daß es mit allen Holländern diese Bewandniß habe. Es ist in diesem Lande, wie in allen andern. Das Böse hält allemal dem Guten das Gleichgewicht. Der gemeine Pöbel in Holland ist eben so verachtungswürdig, als die Bürger, und sogar die guten Handwerksleute schätzbar sind.

Es würde mir unmöglich seyn, mein lieber Brito, dir von den Sitten dieses Landes einen richtigen Begriff zu geben, wenn ich mich nicht in eine genaue Erzählung aller Umstände einließe. Du merkst es bereits, daß ich dir, indem ich das Volk schildere, nichts sage, welches die Bürger, und die Vornehmsten des Staats etwas angeht. Die noch in diesem Lande übriggebliebenen, Adlichen haben ebenfalls ihre Sitten und Gewohnheiten vor sich, und ganz anders, als der Bürgerstand. Alles demnach, was ich nur, in den verschiednen zu diesem Staate gehörigen Ständen, merkwürdiges wahrnehmen werde, will ich dir anzuzeigen mich bemühen.

Holland ist ein undankbares Land; es ist ein Stück Erde, das auf dem Wasser herumschwimmt, eine Wiese, die drey Viertheil des Jahres hindurch überschwemmt ist. Es ist so ein kleiner und eingeschränkter Strich Landes, daß er, auch wenn er an Getreyde so fruchtbar wäre, als er unfruchtbar ist, nicht den fünften Theil seiner Einwohner ernähren kann.

Die Handlung ist das einzige, womit die Holländer sich helfen müssen. Sie haben es weder an Mühe, noch an Arbeit ermangeln lassen, um diese in ihrem Vaterlande recht in die Höhe zu bringen. Sie haben dieselbe bis an die äußersten Enden der Erde ausgebreitet.

Die Noth und die Bedrückung der Spanier hat die Einwohner dieses Landes soweit gebracht, daß sie sich bis nach Indien gewendet, und daselbst einen zweeten Staat errichtet haben. Da sie sich das Joch ihres vorigen Gebiethers vom Halse geschaft hatten, so wollte Spanien ihnen alle Handlung in ihren Häfen verbiethen, und hoffte dadurch ihnen die Kräfte zu benehmen, und sich endlich ihrer wiederum zu bemächtigen. Hierüber kam den Holländern die Lust an, selbst nach der Qvelle der Handlung sich umzusehen. Sie begaben sich nach Indien, und legten daselbst den Grund zu jenen vortreflichen Colonien, die nach der Zeit angewachsen sind. Ein italiänischer Schriftsteller, den man nicht dafür ansehen darf, daß er Holland sehr gut ist, und seine Größe der Welt kund thun will, sagt, die einzige Stadt Amsterdam habe vor sich allein mehr Schiffe, als

der

der übrige Theil von Europa zusammengenommen *).

Es kostete den Holländern freylich überaus viel Mühe, ehe sie ihre Handlung in Ostindien auf guten Fuß setzten. Die Portugiesen, als damalige Unterthanen von Spanien, legten ihnen alle mögliche Hindernisse in den Weg. Sie vergaßen nichts, um ihnen ihr Vorhaben zu Wasser zu machen. Allein sie überstiegen alle diese Hindernisse. Sie überwanden ihre Feinde. Sie nahmen ihnen verschiedne Inseln ab, die sie im Besitze hatten. Diese Siege, und dieser glückliche Anfang machten ihnen neue Hoffnung, und brachten sie auf die Gedanken, ihren Handel auch nach Westindien auszudehnen.

Die Freyheit, welche die Holländer genießen, hat vieles dazu beygetragen, daß ihnen ihre Unternehmungen von statten gegangen sind. Die völlige Sicherheit, die jeder Fremde in diesem Lande findet, die sichre Zuflucht, die man daselbst jederzeit, seit der Aufrichtung dieses freyen Staats, allen bewilliget, die in allerhand Ländern, der Religion wegen, Verfolgungen ausgestanden haben, sind die Ursachen, warum sich ei-

*) La quantità di Vascelli, à commun judicio viene stimata si grande, che parreggia quella, che fa tutto il resto dell' Europa insieme. *Bentivoglio.* Die Menge der Schiffe wird, nach der gemeinen Meynung, für so gros geschätzet, daß sie der Zahl derjenigen Schiffe das Gleichgewicht hält, welche alle übrigen Länder von Europa zusammen ausmachen.

ne so große Anzahl von Bewohnern dahin gewendet hat; aus diesen haben sie starke Colonien machen, und überaus viel Schiffe damit bewafnen, können. Bey allen diesem ist ihr Land immer noch sehr zahlreich mit Einwohnern besetzt geblieben.

Wäre Spanien immerfort Herr über Holland geblieben, so würde Amsterdam vielleicht das seyn, was heut zu Tage Antwerpen ist. Es würde an dieser Stadt nichts großes, als ihr Umfang, nichts merkwürdiges, als ihre Lage seyn: Hingegen ist gegenwärtig alles in dieser prächtigen Stadt ein Bild von jener ehemaligen Größe der Tyrier, und der Phönicier, wovon die Griechen und Römer uns so erhabne Abschilderungen hinterlassen haben. Unter den merkwürdigsten Sachen, die ich auf allen meinen Reisen gesehen habe, ist in meinen Augen nichts so erstaunend gewesen, als der Hafen von Amsterdam. Wer es nicht selbst angesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff machen, was dieses für ein herrlicher Anblick sey, wenn sich zweytausend Fahrzeuge, in einem einzigen Hafen zusammen eingeschloßen, dem Auge darstellen. Man bilde sich in Gedanken eine prächtige Stadt ein, die mitten auf dem Wasser gebauet ist: Dieser Begriff wird uns noch lange nicht die Schönheit vorstellen, wenn man eine Menge Schiffe von allen Nationen der Welt vor sich siehet, deren Mastbäume, Flaggen und Wimpel den Augen einen Anblick, der nirgends seines gleichen hat, darstellen.

Seit dem ich mich in Amsterdam aufhalte, hat mir die Zeit weiter nichts verstattet, als die Schönheiten dieser Stadt nur im Ganzen zu bemerken. Umständlich und einzeln sie zu betrachten ist mir noch nicht möglich gewesen. Ich will mich bemühen dir von allem, was mir vor die Augen kommen wird, Nachricht zu ertheilen, und soweit ich vermögend bin, einen vollständigen Begriff zu machen.

Es giebt wenig Religionen, wovon man nicht Verwandten darinnen antrifft. Die Menschen haben hier die Freyheit, Gott nach der Art, wie sie es für gut befinden, zu dienen. Indessen ob schon jeder darinnen Gott verehren kann, wie es ihm gefällt, so ist doch die Religion des Landes, oder der vereinigten Niederlande, eigentlich die Christlich-Reformirte. Du weißt, daß diese Religion in der Hauptsache mit der Nazaräischen einerley, und nur in gewissen Glaubenslehren von ihr unterschieden ist.

Die papistischen Nazaräer verdammen frey heraus die reformirten Nazaräer. Die letztern räumen ihren Widersachern zwar ein kleines Plätzgen im Himmel ein. Indessen machen sie ihnen den Weg dahin so schwer, daß es gerade eben so viel ist, als übergäben sie dieselben dem Teufel. Diese zwo verschiednen Religionen, oder eigentlich zu reden, diese zwo verschiednen Meynungen, inmaßen sie doch in dem Hauptwerke größtentheils beyde mit einander eins sind, haben zwischen ihren Anhängern zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Man hat Zeiten erlebt,

da

da die Nazaräer einander wechselsweise erwürgten, und damit den Himmel zu verdienen glaubten, wenn einer den andern zu Behauptung der Lehrsätze eines deutschen Mönchs, und eines französischen Geistlichen todtschlug *). Dieses waren beyde, auch nach dem Geständniße ihrer Feinde, gelehrte Männer. Ich glaube gewiß, daß sie zu der Zeit, da sie ihre Schriften unter den Leuten bekannt machten, nicht daran gedacht haben, daß sie so viele Trennungen nach sich ziehen sollen. Das ist sicher, wenn es itzt geschähe, so zweifle ich sehr, ob diese Kriege noch einmal darüber entstehen würden, die damals ihrer Meynungen wegen geführt worden sind. Sie mögen noch so gut seyn, so würde man es daran genug seyn lassen, daß man sie glaubte. Ihrer Aufnahme wegen würden die Leute schwerlich Lust haben, einander die Hälse zu brechen. Den Nazaräern, sonderlich den Reformirten, ist die Thorheit völlig vergangen, einander um Beweißgründe und Vernunftschlüsse zu ermorden. Daher lassen sie allen denen, die sich in ihren Ländern aufhalten, ihre völlige Gewissensfreyheit.

Die reformirte Religion ist in der That in Holland die herrschende: Doch aber geht sie mit den andern nicht gebietherisch um. Wäre die Klugheit der Regierung nicht besonders groß, so dürfte es wohl gar leicht dazu kommen. Denn es giebt hier, so gut als an andern Orten, genug eifrige Reformirten, die einen papistischen Nazaräer, nach dem Beyspiele der Jesuiten, zu Beförderung

*) Luther und Calvinus.

förderung der Ehre Gottes mit dem größten Vergnügen martern würden. Die Obrigkeitspersonen sind aber sehr brave Leute, und nichts weniger, als abergläubisch. Daher hören sie es gar nicht an, wenn sie jemand zu Bedrückungen aufhetzen will, die in der Folge dem Staate nachtheilig seyn möchten. Daher haben auch die papistischen Nazaräer so hohe Ursache die Gelindigkeit der Regierung zu rühmen, daß, wie man hört, wo nicht mehr, doch wenigstens eben so viel von ihrem Glauben, als Reformirte in diesem Lande ihre bleibende Stätte gefunden haben.

Die rechten Gränzen, welche die holländische Klugheit dem Ehrgeize der Geistlichen gesetzt hat, erhalten die übrigen Religionen, die von der herrschenden unterschieden und getrennet sind, noch mehr in ihrer Ruhe. Es würde den Geistlichen nicht den mindsten Nutzen, und so gar die größte Gefahr bringen, wenn sie in ihren Kirchkindern wider diejenigen, die sie Ketzer, oder Nonconformisten heißen, einen heiligen Eifer unterhalten wollten. Sobald sie nur den geringsten Anlaß zu Händeln gäben, würde man sie auf das Gebet verweisen. Wollten sie dem ersten Befehle nicht Gehorsam leisten, so würde eine Strafe darauf erfolgen, die ihr Beutel sehr zu empfinden hätte. Keine andern Einkünfte haben sie nicht, als die ihnen ihr Oberherr bewilliget. Wollen sie sich nach diesem nicht richten, so entzieht er ihnen seine Wohlthaten, und alsdenn müssen es diese Geistlichen sowohl, als ihre Weiber und Kinder entgelten.

Nach den Reformirten Grundsätzen sind die Geistlichen verheyrathet. Man hat es der gesunden Vernunft gemäß zu seyn erachtet, ihnen die Ehe zu verstatten, damit sie nicht auf die Ausschweifungen der nazaräischen Mönche gerathen, und sich der Weiber ihres Nächsten bedienen möchten. Man muß ihnen also auch das Lob wiederfahren lassen, daß überhaupt davon zu reden, ihre Sitten so rein, als in den goldnen Zeitaltern sind. Das würde mich gar nicht befremden, wenn ich hörte, daß ein Kirchendiener *), (denn so heißen die Reformirten ihre Prediger) einige Schwachheit an sich blicken ließe. Sie sind Menschen, und, als solche, der Menschlichkeit unterworfen. Bisher aber hat man niemanden das geringste vorwerfen können, wodurch er dem Wohlstande zu nahe getreten wäre.

Der Stifter der Reformirten Lehre **) hat, nach meinen Gedanken, den Geistlichen, die auf seine Seite getreten sind, einen sehr wichtigen Nachtheil verursacht. Er hat ihnen erlaubt Weiber zu nehmen, und dabey von ihren Einkünften abgezwackt. Dieses könnte fast nach dem französischen Sprüchworte heißen, das Licht an beyden Enden nutzen ***), oder eine Sache zu zweyerley Nutzen gebrauchen.

Bey den Reformirten in Holland giebt es weder Päbste, noch Bischöffe; alle Geistliche sind einander gleich. Niemals haben sie das süße Vergnügen genoßen, sich Ihro Gnaden, Ihro Herr-

*) Ministre. **) Calvinus. ***) Ufer la chandelle par les deux bouts.

Herrlichkeit, Ihro Eminenz nennen zu hören. Dagegen unterlassen sie aber auch nicht allen den Gemeinden den Namen der babilonischen Hure zu geben, wo manche Geistliche mit hohen Ehrentitteln versehen sind, und zwanzigtausend Thaler jährliche Einkünfte genießen. Vielleicht verdammen sie, was sie selbst gern hätten, und würden hierinnen wohl am allerleichtsten mit ihren Widersachern eins werden, daß es ihnen erlaubt wäre, reiche Pfründen zu besitzen, und gleich den nazaräischen Bischöffen Herrlichkeiten oder Eminenzen zu werden.

Wenn ihre Geistlichen keine Reichthümer haben, so besitzen sie dafür destomehr Gelehrsamkeit. Sie bekommen nicht eher ein Amt, als bis sie eine scharfe Prüfung ausgestanden haben. Hingegen sind die nazaräischen Mönche fast in allen Orten grösstentheils elende Faullenzer. Die Geistlichen bey den Reformirten gelangen durch Verdienste und Wissenschaften zu Aemtern. Der kleinste Dorfprediger hat nicht nur von seiner Religion, sondern auch von Wissenschaften, wodurch Leute berühmt werden, etwas gelernt. Daher sind auch unter den Kirchendienern große Männer hervorgekommen. Sie sind Todfeinde der Jesuiten, und diese vergelten recht brüderlich gleiches mit gleichem. Nach meinen Gedanken haben sie beyde recht. Ohne diese Geistlichen, wäre ganz Europa noch papistisch. Ohne die Jesuiten, wäre sie Reformirt. Ob sie schon sehr gegen einander erbittert sind, so zweifle ich doch nicht, daß sie in ihrem Herzen beyderseits einander

der Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und einräumen, daß ihre Widersacher gelehrte und verdiente Leute sind. Wenigstens war dieses die Denkungsart des bekannten Claude, und des berühmten Arnauld. Gleichwohl habe ich in Frankreich Jansenisten angetroffen, die mich versicherten, die Jesuiten wären unwissende Leute. Es gieng fast soweit, daß sie aus Verbitterung und Blindheit ihnen nicht einmal die Kenntniß der Staatswissenschaft zugestehen wollten. Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß sie viel Gelehrsamkeit besitzen, und daß sich in ihrem Orden viele große Männer befunden haben. Die Benediktiner, worunter sich Gelehrte vom ersten Range in Menge befunden haben, sind mit den Jesuiten fast eben so wenig, als die Reformirten zufrieden. Gleichwohl gestehen sie, daß unter ihren Widersachern Leute gelebt haben, die eine allgemeine Achtung verdienen, sollte es auch weiter niemand als ein Sirmond, und ein Petav seyn.

Bey dieser Uneinigkeit zwischen den nazaräischen Papisten, Jansenisten, Reformirten, und dergleichen wird meines Erachtens ein verständiger Mann allemal nur auf das Gute, das in ihren Schriften herrschet, sein Augenmerk richten, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen, was für Gedanken ein Schriftsteller, der sonst eine Menge vortreflicher Sachen vorträgt, von der Gnade, von der Vorherbestimmung, und von andern Lehrsätzen habe. Was liegt mir dran, mein lieber Brito, wenn ich Daniels Geschichte

von

von Frankreich lese, ob dieser Mann ein Jesuit, oder Rabbine gewesen ist. Wenn ich nur aus seinem Buche etwas gutes lernen kann, so gebe ich ihm herzlich gern sein verdientes Lob, und schimpfe dagegen auf einen schlechten jüdischen Geschichtschreiber. In dem Umgange des gemeinen Lebens machen die Gelehrten unter den Religionen keinen Unterschied; es ist eine überausgroße Schwachheit, wenn man deswegen einem Menschen sein gebührendes Lob nicht wiederfahren lassen will, weil er Gott anders, als wir, dienet. Dergleichen ausschweifende Thorheit wollen wir den italiänischen Mönchen und Prälaten überlassen.

In der Welt ist kein Ort; wo die Leute, bey allem Unterschiede in der Religion, doch so einträchtig leben, als in Holland. Juden, Nazaräer, Mahometaner gehen als Brüder mit einander um. Sie betrachten einander allerseits, als Menschen und Kinder eines einzigen Gottes. Glückliches Land, wo der Mensch in seines gleichen Achtung für sich hegt, und von niemanden verlangt, daß er ein Sklave einer Meynung werde, die er oft weder glauben, noch begreifen kann!

Sey gesund, lieber Brito; lebe vergnügt und glücklich. Ertheile mir von deinem Wohlbefinden gute Nachricht. Moses Rodrigo hat mir einen Gruß an dich aufgetragen. Er thut mir in diesem Lande sehr gute Dienste.

Amsterdam.

Der hundert und zweete Brief.

Jakob Brito an Aaron Monceca.

Ich kann dir nicht beschreiben, mein werther Monceca, wie wunderbar mir die Sitten und Gebräuche der Spanier vorkommen. Ich finde sie alle Tage abgeschmackter; und seit zween Monaten, da ich in Spanien bin, habe ich mehr Gelegenheit gehabt, Betrachtungen über den Stolz und über die Unwissenheit der Menschen zu machen, als das ganze Jahr hindurch, welches ich in Italien zugebracht habe.

Die Straße von Barcellona nach Madrit, ist eine von denen, wo in diesem Lande die meisten Menschen hin und wieder reisen. Immittelst fehlt es einem Reisenden an vielen Orten öfters an allem. Statt der Gasthöfe nach französischer oder italiänischer Art trift man weiter nichts, als elende Ventas *) an. Es sind dieses große halb eingefallne Häuser, wo sich mitten in zwo oder drey großen Dachkammern etliche Bettstellen befinden. Kömmt ein abgematteter Wanderer in einer so vortreflichen Herberge an, so findet er auch nicht das mindeste zu essen. Er muß zum Becker nach Brodte, und zum Fleischhauer nach Fleische schicken. Hat er keinen Bedienten, so muß er in eigner Person nach Lebensmitteln gehen:

*) Schlechte Schenken.

gehen. Der Eigenthümer des Ventas nimmt sich kaum die Mühe, für einen Prinzen eine Hand oder einen Fuß zu regen. Er dächte, es wäre seiner Ehre zuwider, wenn er einen Schritt mehr machte, als er nach seinen Umständen nöthig hat.

In Städten, die etwas ansehnlich sind, trift man zwar nicht dergleichen Ventas an; Indessen sind die dasigen Wirthshäuser ebenfalls in so schlechter Verfassung, man findet daselbst so elende, und unsaubere Bedienung, daß es darinnen eben nicht viel besser, als in jenen vortreflichen Ventas aussieht.

Bloß die Nothwendigkeit kann jemanden bewegen, in Spanien herum zureisen. Er wäre ein Thor, wenn er aus bloßer Neugier eine Reise in diesem Lande unternehmen wollte: Er müßte denn die Absicht haben, zu der Geschichte der Vergehungen des menschlichen Verstandes Nachrichten zu sammlen. In solchem Falle könnte er nichts bessers thun. Ueberall würde er Stolz, Tücke, Armuth, Unwissenheit, Scheinheiligkeit, Aberglauben, Eitelkeit, und lächerliche Gebräuche antreffen.

So sieht ohngefähr das Bild der spanischen Nation aus: Und wenn viele Leute in den fremden Ländern bekannt machen, daß die Spanier heut zu Tage nicht mehr, wie vor Zeiten sind, so vermengen sie die Fremden, die sich in Spanien niedergelassen haben, mit den gebohrnen Spaniern. Unter dem gegenwärtigen Könige hat der Hof zwar wohl ein anderes Ansehen bekommen, und die Großen, die sonst durchgängig

Sklaven des Ehrgeitzes sind, haben sich dadurch beliebt zu machen geglaubt, wenn sie sich eine andre Lebensart angewöhnen, als sie sonst gewohnt waren. Indessen bleiben das gemeine Volk, der Bürgerstand, und die gemeinen Edelleute immer noch eben diejenigen Spanier, über deren Großsprechereyen sich ganz Europa so oft lustig gemacht, und bey welchen die Armuth, und der Unflath zuweilen über dem Stolze die Oberhand hat.

Du kannst dir kaum vorstellen, mein lieber Monceca, wie weit sich der Hochmuth dieses Volks erstreckt. Du würdest erstaunen, wenn du es mit ansehen solltest, wie ein Haufen Handwerksleute, die vielleicht die ganze Woche kein Brodt gehabt haben, an Sonntagen in seidnen schwarzen Kleidern, mit dem Degen an der Seite hoffärtig einhergehen, und einander den Titel Höchstgeehrtester beylegen. Wenn ein Bauer einem andern auf dem Felde begegnet, so grüßt er ihn mit ernsthafter Mine, und sagt zu ihm mit einem nachdrücklichen Tone: Adio, Seignor Cavallero. Der andre erwiedert diese Höflichkeit sehr ernsthaft, und es geht dabey eben so majestätisch zu, als vielleicht bey der Zusammenkunft von zween großen Monarchen an den Gränzen ihrer Staaten.

Vor Zeiten war der Pöbel nicht etwan nur hoffärtig: Er bezeigte sich sogar gegen große Herren, und gekrönte Häupter übermüthig. Unter der itzigen Regierung hat sich die Sache geändert. Der gegenwärtige König hat seine Unterthanen dahin gebracht, daß er sich für ihren Meu-

tereyen nicht mehr zu fürchten hat. Unter seinem Vorfahren, Karln dem Zweeten, stunden die Schuhmacher von Madrit in großem Ansehen. Wenn sie Lärmen machten, so mußte der Hof ihnen alles, was sie verlangten, bewilligen. Da sie im Jahre 1676. gehört hatten, daß die Schuhe auf einen gewissen Preiß gesetzt wären, wollte ihnen dieses nicht anstehen. Sie gaben bey dem Präsidenten des Raths von Castilien eine Bittschrift ein, worinnen sie verlangten, man sollte die Sachen wieder auf den alten Fuß setzen. Da er nicht hurtig genug nach ihrem Belieben es ihnen einräumte, so liefen sie alle mit Leisten und Knieriemen in den Händen unter die Fenster des königlichen Zimmers, und fiengen an, aus allen Kräften zu schreyen: Viva el Rei, y muera el mal Govierno. Der König erstaunte über eine so wunderliche und so unerwartete Musik, ging an das Fenster, und wunderte sich nicht wenig, da er das ganze ehrwürdige Schusterhandwerk von Madrit vor sich stehen sah. Er ließ den Präsidenten von Castilien holen, der, um einem so unangenehmen Gesange ein Ende zu machen, den Aufrührern erlaubte, ihre Schuhe so theuer, als sie wollten, zu verkaufen, und so schlechtes Leder, als sie für gut befänden, dazu zu nehmen.

Zu dieser Verwegenheit der Schuster gab besonders dieses Anlaß, weil man etliche Tage vorher es den Maurern ungestraft hatte hingehen lassen, die sich in einem der entlegensten Theile der Stadt versammlet, und den Vorsatz gefaßt hatten, mit gewafneter Hand bey einigen von der

Obrigkeit einen Besuch zu machen. Sie waren mit derselben Regierung nicht zufrieden, und beschuldigten sie, daß sie lauter Unordnung machten, und allerhand Vorschläge zum Untergang der armen Leute auf die Bahn brächten. Die Absicht dieser neuen Verbesserer war, die vorgeblichen Verbrecher vor allen Leuten, andern zum Beyspiele, zu erwürgen. Zum Glück fand sich unter den Aufrührern keiner, der sich zum Oberhaupte der Verschwornen brauchen lassen wollte. Es wurde weiter nichts draus; ein jeder gieng wiederum an seine Arbeit, und die Obrigkeit fuhr fort, die Leute zu drücken. Daß die Schuster Lärmen machten, war bloß eine Folge von der Schwachheit, daß man die ersten Rebellen nicht gezüchtiget hatte. Es ist wahr, daß die schlechte Regierung zu den Zeiten des vorigen Königs Karls des Zweeten zu allerhand Empörungen Anlaß gab. Der Herzog von Medina-Coeli, welchem alle Geschäfte aufgetragen waren, hatte eine sehr nachläßige Gemüthsart. Jedermann raubte und plünderte, und in den königlichen Cassen war niemals ein Kreutzer.

Indessen rührte die Armuth des gemeinen Volks zum Theil von dessen Faullenzerey, und von dem Müßiggange der meisten Bürger her. Eben diese faule Lebensart trägt noch itzt vieles bey, daß entsetzlich vieles Geld aus Spanien geschleppt wird. Die Reichthümer, welche die Flotte alle Jahre hineinbringt, mögen noch so groß seyn, so sind sie doch nicht vermögend dem Uebel abzuhelfen, welches die Faulheit und der

lächerliche Stolz eines Theils von den Unterthanen veranlasset. Außerdem muß man von den sehr großen Summen, die aus Indien dahin kommen, fast zwey Drittheile abrechnen, welche die Fremden für die gelieferten Waaren wegnehmen.

Den Mangel am Gelde in Spanien verursacht hauptsächlich die unzählbare Menge der Franzosen und Niederländer, die in diesem Lande dienen. Sie verrichten das, womit sich die Dons Diegves, die Dons Sanches, und die Dons Rodrigvez nicht bemühen wollen, und womit ihre Eigenliebe so sehr verletzt würde, daß sie tausendmal lieber Hungers sterben, als so etwas zu unternehmen sich entschließen würden. So faul und stolz sind die Niederländer nicht. Daher machen sie sich mit Feldarbeit, mit Handreichung an Gebäuden, und mit den niedrigsten Handthierungen zu schaffen. Wenn sie sich solchergestalt etliche Thaler verdient haben, sagen sie den Don Sanchen, und Don Diegven den Dienst wieder auf, gehen mit ihrem Gelde nach Hause, und verlassen ihre Herren ohne Geld, dabey aber doch immer, wie vorher, stolz und hoffärtig. Die Menge solcher Fremden, die in Spanien Arbeit suchen, ist so ansehnlich, daß ein französischer Schriftsteller versichert, es fänden sich bis auf 50000 Menschen, die auf solche Weise ins Reich, oder aus demselben gehen, und selten gehe einer fort, der nicht 35, 40, und noch mehr Thaler mit sich wegnimmt. Man kann leicht erachten, mein lieber Monceca, daß

dieses sehr viel Geld ausmacht. Seit dem ie= doch Philipp der Fünfte regiert, haben sich sehr viele Franzosen in Spanien niedergelassen. Die= se helfen das Land treflich bevölkern, und haben ver= anlaßt daß nicht soviel Bediente, und wandernde Bauern hin und her gehen, weil alle die Dons Garcien, und Dons Peter an ihnen Bedienten finden, die eine Zeitlang bey ihnen aushalten.

Unter die Ursachen, warum in Spanien der Feldbau so schlecht getrieben wird, und viel Land brach liegt, oder schlecht bestellt wird, gehört die große Menge von Mönchen, die in diesem Lande viel ansehnlicher ist, als an andern Orten. Hier sind sie, so zu sagen, recht zu Hause. Hier neh= men seit langen Jahren die Geistlichen die Be= schuldigung des Judenthums, der Zauberey, der Gotteslästerung, und anderer solcher Verbrechen, die unter das Inqvisitionsgericht gehören, zum Vorwande; sie bedienen sich dessen, alle, die ih= nen nicht zu Willen seyn wollen, unglücklich zu machen, und gewaltsam ums Leben zu bringen. Wer sich weigert vor dem Mönchsgötzen die Knie zu beugen, wird den Händen des Scharfrichters überliefert. Hier aber ist der Ort nicht, dir von den Grausamkeiten der Inqvisition umständliche Nachricht zu ertheilen. Ein andermal will ich dir alle entsetzlichen Handlungen, die ich davon erfahren habe, melden. Es ist aber noch dieses als etwas sonderbares zu merken, daß die Spa= nier, auch ohne diese unmenschliche Inqvisition, doch eben so sehr Sklaven der Mönche seyn wür= den. Sie hegen für sie eine lächerliche Ehrer=

bie=

bietung, die ihnen beynahe angebohren zu seyn scheinet. Sie setzen diese in die vorzüglichsten Aemter. Heut zu Tage ist zwar der Hof etwas klüger, und widersetzt sich dieser Gewohnheit. Indessen ist das Uebel so eingewurzelt, daß man ihm nicht völlig steuern kann.

Der Herzog von Medina-Coeli, erster Minister Karls des Zweeten hatte, so lang er in dieser Bedienung stund, nichts, das ihm mehr zu schaffen machte, als die beständige Veränderung der Beichtväter. Kaum hatte er einen dazu angenommen, so mußte er ihn auch schon wieder abdanken. In fünf Jahren hatte dieser König sieben Beichtväter. Nicht ein einziger darunter war, der nicht Hetzereyen machte, und Händel anstiftete.

Die Ehrfurcht, welche die Spanier gegen die Mönche bezeigen, ist so groß und so blind, daß sie auch sogar die größten Missethäter unter ihnen in Schutz nehmen. Sie strafen wohl gar diejenigen, welche der Bosheit der Mönche Einhalt thun, und den Freyheiten derselben Eintrag thun wollen. Die vornehmsten Aemter haben die, welche dieses versuchen wollten, nicht in Sicherheit setzen können.

Ein Mönch im Königreiche Valencia, wo die rechte Herberge der Spitzbuben, Straßenräuber und Meuchelmörder ist, hatte sich aus seinem Kloster begeben, und zum Oberhaupte, der Banditen, die sie Bandeleros nennen, gesetzt. Er that sich unter ihnen durch mehr, als eine boßhafte Handlung hervor. Aber eben in dem Augenblicke, da er eine Mordthat begangen hatte, ergriff man

ihn so, daß er den Dolch noch in der Hand hatte. Die ganze theologische Facultät konnte nichts finden, wodurch sein Verbrechen bemäntelt worden wäre. Ein verständiger Mann, der es für gut befand, andern an ihm ein Beyspiel zu geben, rieth dem Viceroi, er sollte den Mönch auf der Stelle henken lassen. Dieser Stadthalter war sehr dazu geneigt. Weil er sich indessen für der Gewalt der Mönche fürchtete, so ließ er 4 Geistliche von verschiednen Orten zusammen kommen, die ihm ihre Meynungen sagen sollten. Zween darunter beruften sich auf alle Spanischen Lehrer, und gaben vor, der Mönch könnte nicht eher verurtheilt werden, als bis davon an den Bischof Bericht erstattet wäre. Die zween übrigen vergaßen, durch eine Art von Wunderwerk, den ehrwürdigen Franciskaner Habit, womit sie bekleidet waren. Die grausame Mordthat, die ihr Mitbruder begangen hatte, rührte sie so sehr, daß sie den Ausspruch thaten, man müßte ihm so bald als möglich, sein Recht thun. Bey diesem Widerspruche der Meynungen glaubte der Viceroi, der Dienst des Königes erforbere eine baldige und strenge Strafe. Er faßte einen Entschluß, der in seinen Gedanken am meisten der Gerechtigkeit gemäß war, und ließ den Missethäter unverzüglich am Leben strafen.

Da die Geistlichen erfuhren, daß ein Mönch gestraft werden sollte, der das Rad verdient hatte, so machten sie einen Auflauf. Sie wendeten sich an den Bischof, der ihrer Meynung beypflichtete, und den Viceroi sagen ließ, er sollte in der

Sache

Sache nicht weiter gehen. Dieser glaubte, er sey für dieses mal von seiner kindlichen Pflicht losgesprochen, und ließ sich gar nicht irre machen, oder dazu bringen, daß er die Bestrafung des Mönches nur im mindsten aufschob. Kaum war sie vorbey, als der Bischof einen Kirchenbann ausgehen ließ. Auf diese traurige Nachricht achtete sich der Pöbel für verlohren. Die Wuth gab ihm die Waffen in die Hand. Er belagerte den Viceroi, der sich in seinen Pallast in Sicherheit gesetzt hatte. Es hieß: Unglücklicher Stadthalter, willst du haben, daß wir schwarz, wie Kohlen, und dürre, wie Holz, werden sollen? Glaubst du, wir sollen uns deinetwegen in den Bann thun lassen? Du must entweder ein Jude, oder ein Mohr seyn, weil du dich unterstanden hast, ein solches Verbrechen zu begehen, daß den Zorn des Himmels erweckt. „Governador disgraciado, „quieres, que nos hagamos negros come carbon, „y secos come lenna? Crees, que saremos esco„mulcados por amor tuyo? Es menester, que „eres Judio, o Moro, por haver hecho un peca„do, por elqval il Ciel te amenasa.“ Der Viceroi glaubte nicht, daß es nöthig wäre, gegen die triftigen Gründe des Volks etwas einzuwenden; er faßte den klugen Entschluß, sich aus der Stadt zu entfernen. Der Hof, da ihm dieser Handel berichtet wurde, ernennte einen Jesuiten und einen Dominikaner zu dessen Untersuchung. Du kannst leicht denken, lieber Monceca, daß der Viceroi nicht Recht hatte. Er wurde strenge gerichtis-

züchtiget, weil er sich unterstanden hatte einen Bösewicht zu strafen. Man verwieß ihn 20 Meilen weit von Madrit, und ernennte einen andern an seine Stelle.

Bleibe gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt, und glücklich.

Madrit.

Der hundert und dritte Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und alten Rabbi von Constantinopel.

Es ist nicht anders, mein werther Isaak, als wenn die holländische Luft eine Liebe zur Weltweißheit einhauchte. Diese Freyheit, deren man daselbst genießt, giebt zu 1000 Gedanken Anlaß, die uns anderwärts nicht einfallen. Jedermann in diesem Lande ist berechtiget, zu denken, nachzusinnen, und sich mit Worten zu erklären, ohne daß er sein Vermögen, oder Leben aufs Spiel setzt. Jeder kann Gott nach seinem Kopfe dienen, und er darf nur tugendhaft seyn, so kann er sich darauf verlassen, daß er in diesem Lande Ruhe behält.

Die Religionsfreyheit, die man in diesen Ländern genießt, macht daselbst nicht die geringste Unruhe. Keine Religion denkt hier darauf, daß

sie

sie gegen die andern tyrannisch verfahren will. Also lebt jedermann ruhig, und jeder richtet sich nach seinen Meynungen. Indessen mögen die Holländer darinnen noch so verschieden seyn, so bleiben sie doch alle bey diesem Grundsatze stehen: Man muß andre nicht zwingen, aber auch sich selbst nicht zwingen lassen.

Diese glücklichen Völker sind wahrhaftig menschlich, und halten sich an die ersten Grundsätze des Naturrechtes. Ihre Meynung ist nicht, daß der Unterschied der Meynungen zu Gewaltsamkeit und Verfolgung Anlaß geben dürfe. Sie überlassen es Gott, die Herzen zu erleuchten. Sie beschämen die Menschlichkeit nicht unter dem scheinbaren Vorwande des Glaubens und der Religion. Die Begierde, ihre Lehrsätze auszubreiten, verleitet sie nicht zur Verachtung des Blutes ihrer Brüder. Ist deswegen ein Mensch weniger ein Mensch, weil er ein Perser, oder Indianer ist? Warum soll man ihn, wenn er Tugend besitzt, darum aus der menschlichen Gesellschaft verbannen? Ist ein Türke, ein Chineser, und sonst ein jeder, nur redlich, so wird er überall ein herrlicher Schatz. Er muß in Amsterdam so gut, als in Constantinopel oder Peking von Leuten seines gleichen hochgeschätzt werden. Man sollte fast glauben, die Uebereinstimmung des Glaubens habe ihr Mitleiden gegen die französischen Vertriebenen erreget. Vielleicht hat sie einigen Theil daran gehabt; allein der Haß, den sie gegen die Gewaltthätigkeit hegten, hat ihnen genug Anlaß gegeben, den portugisischen Juden

gegen

gegen die Verfolgung ihrer Tyrannen beyzustehen. Die vereinigten Niederlande haben unsere armen verbannten Brüder aufgenommen, und ihnen eine sichere Zuflucht für der Wuth der Mönche verstattet. Es giebt eine Menge papistischer Nazaräer, welche die Gütigkeit der Holländer nimmermehr gnug rühmen können. Viele berühmte Schriftsteller, Leute vom ersten Range, die durch das mißgünstige Glück aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, haben von der Gutherzigkeit der Holländer Proben empfunden.

Hier in diesem Lande ist es nicht, wie in vielen andern, wo unsere unglückliche Nation, dem Ansehen nach, bloß deswegen geduldet wird, damit sie sich alle Gewaltthätigkeiten, und die höchste Strenge des Schicksals gefallen lassen möge. Ein Jude zu Amsterdam ist ein Bürger, der alle Freyheiten, die mit andern Religionen verbunden sind, genießt. Der Vetter des römischen Pabstes, der Bruder des ersten lutherischen Barons, und der Sohn eines englischen Bischofs haben in Holland vor dem Kinde des allerkleinsten Rabbinen nichts voraus. Sobald ein Mensch das Glück hat ein gebohrner Bürger des Staats zu seyn, genießt er auch alle Vorrechte. Er ist niemanden unterthan, und macht sich sogar aus der Obrigkeit nichts, außer wenn sie mit ihren Amtsverrichtungen beschäftiget ist. Außerdem ist einer soviel, als der andre.

Man kann also, mein werther Isaak, mit gutem Grunde sagen, die Juden sind nur in Holland und Engelland frey, sonst aber überall Skla-

ven entweder der Nazaräer, oder der Muselmänner. Wir werden in Rom geduldet, wir haben daselbst etliche Synagogen; aber was thut man uns nicht sonst für Zwang an? Gegen was für Grausamkeiten, Verachtung, und Mühseligkeiten müssen wir nicht die uns bewilligte Freystatt erkaufen? Es haben mich verschiedne von meinen Brüdern versichert, daß die Juden, vermöge einer Verordnung des römischen Pabstes *), in dieser Stadt genöthiget werden, wenigstens bis auf eine gewisse Zahl, alle Sonnabende des Nachmittags einer nazaräischen Predigt beyzuwohnen. Hierbey gehen eine Anzahl von Mönchen mit langen Stecken in der Kirche herum. Wenn nun ein Jude sich nicht recht aufmerksam bezeigt, so wird ihm ein Verweiß gegeben, und sie gehen mit ihm, als mit einem Cathechismusschüler um. Er darf nur die mindste Zerstreuung blicken lassen, so wird er mit zween bis drey starken Schlägen auf den Schultern bestraft. Bisweilen durchsuchen die Mönche gar die Ohren derer, die der Predigt beywohnen, damit sie diese nicht mit Baumwolle zustopfen.

Zu was dienen alle diese Possen, oder vielmehr Unanständigkeiten? Sind denn die Nazaräer so gar tumm, daß sie glauben, man überzeuge den Verstand bloß durch eitle Rednerübungen? Will man es dem Verstande annehmlich machen, so muß man das Herz vorher zu gewinnen wissen. Gesetzt, sie wären auf dem rechten Wege, da dieser es doch nicht ist, so würde die harte, ungestüme

*) Gregorius der Dreyzehnte.

me und gewaltsame Art, wie sie uns ihre Lehrsätze vortragen, uns hindern, sie anzunehmen, und eine Religion verhaßt machen, die mit uns gebietherisch verfahren, und uns mehr durch Gewalt, als mit Vernunft überzeugen will.

Den Holländern, lieber Isaak, kommt es gar nicht in den Sinn, daß sie andre mit Stockschlägen zwingen wollen, ihre Prediger anzuhören. Sie lassen es daran genug seyn, daß sie den Meynungen folgen, die ihnen am wahrscheinlichsten vorkommen, und bekümmern sich um den Glauben ihrer Nachbarn eben so wenig, als um ihre Hausgeschäfte, nach welchen sie sich niemals erkundigen.

Hier zu Lande ist jedermann in seinem Hause ein unumschränkter König. Er befiehlt, als Oberherr. Er macht sich weder Sorge, daß man ihn um sein Thun zur Rede setzt, noch überhaupt, daß man davon Nachricht einzieht, man müßte ihn denn im Verdachte haben, daß er wider den Staat, oder wider das Wohl des menschlichen Geschlechts etwas vornähme.

Aus der Freyheit, deren sich alle Holländer zu erfreuen haben, entstehet die Liebe des Vaterlandes. Jeder vor seine Person siehet es, als eine gute Mutter an, deren Vorrechte er zu erhalten verbunden ist. Diese Gesinnungen sind ihren Herzen so sehr eingeprägt, daß sie nichts auslöschen kann. Da es in Holland fast gar keine Mönche giebt, und diese sehr wenig geachtet werden, so hat es das Ansehen, es werde die Ruhe in dem Staate ewig dauren. Für den Unterschied

schied der Religion darf man sich gar nicht fürchten. Die Holländer sind viel zu verständig, als daß sie jemals, wegen der Vertheidigung der Lehrsätze mancher Lehrer, den Staat in Unruhe setzen sollten. Sie lassen diese Bücher schreiben, soviel sie wollen; sind sie gut, oder angenehm, so lesen sie dieselben, taugen sie aber nicht viel, so lassen sie sie in den Buchläden in Friede verschimmeln.

Daß die Gelehrten Freyheit, nach ihrem Belieben zu reden und zu schreiben, haben, daher entstehen allerhand Gattungen des Glaubens, oder Religionen, die aber doch alle in der Hauptsache nazaräisch sind. Nur in gewissen Sätzen gehen sie von einander ab. Vielleicht mache ich dich, mein lieber Isaak, nicht verdrüßlich, wenn ich dir von einigen solchen verschiednen Sekten einen kurzen Abriß gebe.

Eine von den ansehnlichsten sind die Arminianer. Sie haben ihren Namen von dem Arminius, einem Lehrer der Gottesgelahrtheit auf der hohen Schule zu Leiden. Ihr Unterschied von den Reformirten besteht bloß in den Lehrsätzen von der Gnade, und von der Vorherbestimmung.

Die Antitrinitarier, oder neuern Arianer haben die Meynungen jenes berüchtigten Arius wieder aufgewärmt, der zur Zeit des Kayfers Constantin unter den nazaräischen Lehrern so viel Lärmen machte. Seine Meynungen wachen, nachdem sie zweyhundert Jahre die Oberhand gehabt, und 1300 Jahre in Vergessenheit gekommen sind, heut zu Tage wiederum auf, und sind zu unsern Zeiten durch sehr geschickte Leute, sonderlich

derlich in Engelland, vertheidiget worden. Doktor Clarke, ein gelehrter Engelländer, hat, zum Beweise der Richtigkeit und Wahrheit dieser Lehre, verschiedne Schriften herausgegeben, und von dem berühmten Newton heißt es, er sey als ein Arianer gestorben. Wäre ich ein Nazaräer, so würde ich kaum begreifen können, wie doch in 13 Jahrhunderten sich kein einziger gefunden habe, dem die Wahrheit bekannt gewesen ist.

Die Sekte der Quacker ist eine von den sonderbarsten. Sie halten weder Geistliche, noch gottesdienstliche Gebräuche. Wer sich darunter befindet, wird weder, wie die Nazaräer, getauft, noch wie die Juden und Türken beschnitten. Alle ihre gottesdienstlichen Gebräuche bestehen darinnen, daß sie bey ihren Zusammenkünften einen, der eine Rede hält, anhören. Ein bloßes Ungefähr giebt ihnen den Prediger. Der erste, der sich für begeistert hält, es sey Manns- oder Weibsperson, bringt alles hervor, was ihm, nach seinen Gedanken, der Geist eingiebt. Man hört ihm aufmerksam zu. Die Weiber geben sich viele Mühe, das Gesicht hinter den Fechern zu verbergen, und die Mannspersonen haben breite Hüte auf den Köpfen, in welchen sie sehr sauer und ernsthaft aussehen. Vielleicht sind die Quacker unter allen Nazaräern die einzigen wahren Philosophen. Keinem Menschen geben sie den Titel mein Herr, noch weniger Ihro Hoheit, oder Ihro Majestät. Sie glauben, alle diese Namen sind eine Erfindung des menschlichen Stolzes, und es sey lächerlich, Erdwürmer Ihro Eminenz,

nenz, Ihro Heiligkeit, Ihro Excellenz zu nennen. Um nicht in diesen Fehler zu gerathen, heissen sie alle Fürsten und Könige Du. Sie geben zur Ursache an, ein großer Herr sey nur ein einzelner Mensch, und es schicke sich besser, ihn mit dem Worte Du, als mit dem Worte Ihr oder Sie anzureden, woran gemeiniglich gewisse stolze Ausdrücke hiengen, die er nicht verdiente. Sie sind sehr schlecht gekleidet; an ihren Kleidern befinden sich weder Falten, noch Knöpfe, zu einer unaufhörlichen Erinnerung für sie, daß sie tugendhafter, als andere Menschen sind, deren unnützen und strafbaren Schmuck sie verworfen haben. Sie thun nie keinen Schwur. Sie sagen, es sey etwas entsetzliches, in den Streitigkeiten armseliger Sterblichen den Namen des Allerhöchsten zu entheiligen, und ein tugendhafter Mensch dürfe die Wahrheit weiter mit nichts, als mit Ja oder mit Nein bestätigen.

Ich gestehe, mein lieber Isaak, daß ich diese Gewohnheit der Quacker nicht sattsam rühmen kann. Eidschwüre sind eitel und überflüßig, und haben keinen Nutzen. Unter den Menschen macht sich ein Bösewicht kein Bedenken einen Meineid zu begehen, und einem rechtschaffnen Manne muß man auf sein bloßes Wort glauben. Ich weiß nicht, ob dir diese schöne Stelle aus den Trauerspielen eines neuern Schriftstellers bekannt ist:

— — — Setze Schwüre ganz bey Seite.
Machten sie aus Herzensgrund würklich gutgesinnte Leute,

So würd' ich sie von dir fordern. Doch was wird damit gethan?
Das Verbrechen braucht sie übel, und die Tugend stößt sich dran.
Meine Pflicht und deine Pflicht soll uns aus einander setzen.
Dieses ist der rechte Schwur, andre sind für nichts zu schätzen *).

Die letzte Tugend der Quacker ist, daß sie niemals in den Krieg ziehen, und unter keinerley Vorwande Blut vergießen können. Sie sprechen, der Ruhm eines Eroberers sey eine Wuth, die sich nur für einen Rasenden schicke. Sie seufzen über die von andern Menschen verübten Mordthaten, denen man die Namen der Herzhaftigkeit, der Hoheit der Seele, der Großmuth, der Vaterlandsliebe beylege, um sie damit zu bemänteln. Ueber dieses sagen sie, wenn alle Leute wacker wären, die mit dem Besitze dessen, was sie haben, zufrieden sind, und sich bestreben, dem Unglücklichen damit auszuhelfen, so würden sie nicht Leute, die sie in ihrem Leben weder gesehen, noch gekannt, und die ihnen öfters nicht das geringste in den Weg gelegt haben, wie hungrige Wölfe, zerfleischen, und in Stücken zerreissen.

Die

*) — — — Laisse-là les sermens.
S'ils faisoient dans les coeurs naitre des sentimens,
Je t'en demanderois. Mais quelle est leur puissance?
Le vice les trahit, la vertu s'en offense.
Il suffit entre nous de ton devoir, du mien.
Voilà le vrai serment, les autres ne sont rien.
Houdart de la Motte, in dem Trauerspiele Romulus 5te Handl. 1ster Auftritt.

Die Sekte der Anabaptisten, oder vielmehr Mennoniten, führt diese Benennung von einem friesländischen Geistlichen, mit Namen Menno. Sie ist fast einerley mit den Quackern, bis auf das Zittern des Körpers, welches die letztern an sich merken lassen, wenn sie die vorgeblichen Eingebungen des H. Geistes fühlen, und bis auf die Taufe, und das Heil. Abendmal, dessen sich die Mennoniten, wenn sie den Gebrauch der Vernunft erhalten haben, bedienen, da dieses hingegen bey den Quackern nicht ist.

Die Rheinsburger haben diesen Namen von einem Dorfe, Rheinsburg, nahe bey Leiden. Daselbst versammlen sie sich alle Jahre den Tag nach Pfingsten, und stammen eigentlich von den Arminianern her. Sie haben aber vielerley Meynungen von den Arianern, Quackern, Anabaptisten, u. s. f. angenommen, und ihre Religion besteht aus Lehren, die aus allen nazaräischen Sekten entlehnet sind.

Die Hebraizanten sind eine Art von nazaräischen Juden. Nach ihrer Meynung ist die vollkommne Kenntniß der hebräischen Sprache ein Glaubensartickel. Unter dieser Sekte giebt es eine groſse Menge Weiber; Ich will also denjenigen loben, der in ihren Versammlungen von ihrem Geplerr etwas versteht. Es haben diese Leute unter sich eine Art von Lärmen, und Zerstreuung, wobey niemand leicht andächtig seyn kann.

Diese verschiednen Religionen enthalten durchgängig eine kleine Anzahl von ehrlichen Leuten,

die eine rechtschaffene und aufrichtige Gemüthsart haben. Sie glauben, die Art, wie sie Gott mit Eifer und Innbrunst dienen, sey ihm angenehm. Glaubest du wohl, mein lieber Isaak, daß sie deswegen einmal in die Finsterniß verstoßen werden sollten, weil sie nicht von dem Geschlechte Jakobs sind? Sollte es ihnen alsdenn nichts helfen, daß sie dem Gesetze der Natur, welches das erste war, wornach die Menschen sich richteten, und den Einsichten ihres Gewissens nachgegangen sind? Da sie nicht mehr, als einen Gott erkannt, und ihrem Nächsten auf der Welt lauter Gutes gethan haben, sollten sie wohl in jener ewig unglücklich seyn? Könnte Gott es wohl über das Herz bringen, Geschöpfe, die tugendhaft gewesen sind, zu strafen, weil sie es nicht zu ihrer Seeligkeit für nöthig geachtet haben, Juden zu werden? Unsere Rabbinen behaupten es, und sagen dabey, die Erkenntniß dieses Geheimnisses übersteige unsere Kräfte. Allein müssen wir ihnen denn nun eben glauben?

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe zufrieden, und glücklich, da du ein gebohrner Jude bist; Sey nicht zu voreilig andere zu verdammen.

Amsterdam.

Der hundert und vierte Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Der Unterschied der Sekten, die man in Holland antrifft, hat mir ein ernsthaftes Nachdenken über die Stärke der Vorurtheile erwecket. Ich habe es aufmerksam untersuchet, wie schwer es den Menschen werde, die Fehler der Religion, in welcher sie erzogen sind, zu erkennen, ohngeachtet sie denen, die in einer andern leben, noch so sehr in die Augen fallen.

Die Meynung, die jemand von dem, was Grundsätze des Glaubens heißen, in der Jugend faßt, prägt sich so fest ein, und hat soviel Gewalt über ihn, daß er ohne Widerrede Begriffe annimmt, die einander gerade entgegengesetzt, und einer, wie der andre lächerlich sind, und dennoch diesen entsetzlichen Widerspruch nicht im mindesten wahrnimmt. Unsere Seele, sagt Cicero, wird die Gegenstände, die sie täglich vor sich hat, gewohnt, wundert sich nicht über Sachen, die sie immer sieht, und läßt es sich gar nicht einfallen, die Ursachen davon aufzusuchen *). Eben so machen es die Menschen in

*) Consuetudine oculorum adsuescunt animi, neque admirantur, neque requirunt rationes earum rerum, quas semper vident. Cicero de Nat. Deor. L. II. C. XXXVIII.

Ansehung der Religion. Sie gewöhnen sich von ihrer Jugend an, gewisse Meynungen anzunehmen. Wenn sie ihnen hernach bey reifern Jahren gleich noch so außerordentlich vorkommen sollten, so rührt sie dieses doch gar nicht. Sie sind mit ihnen so sehr bekannt worden, sie haben es daher so sehr in der Gewohnheit, sie als Grundsätze zu betrachten, daß sie endlich Sachen, die dem Lichte der Natur zuwider sind, blindlings glauben. Wenn auch von ohngefähr ihnen ein Zweifel einfallen sollte, so haben sie nichts weniger, als eine Lust, ihn aufzuklären; sie würden eher ihren Vorurtheilen selbst das Wort reden, und zu ihrer Bestärkung Gründe aufsuchen.

Zu Erhaltung der Irrthümer dienet bey den meisten Menschen auch der feste Glaube, den sie an gewisse falsche Meynungen haben, die sie als so gewisse Grundwahrheiten ansehen, daß sie sie nicht einmal untersuchen wollen. Sie würden glauben, daß sie sich versündigten, wenn sie nur einen Augenblick daran zweifelten. Nun muß nothwendiger Weise der größte Theil der Meynungen, die aus so falschen Grundsätzen fließen, von der Unreinigkeit der Quelle etwas an sich haben. Ein Schwärmer, der dieses für einen richtigen Grundsatz hält, daß er oder sein Lehrer unmittelbare Eingebungen vom Himmel haben, macht sich weiter kein Bedenken, alle Grillen, die sein verrücktes Gehirn, und seine erhitzte Einbildungskraft aushecken, für göttliche Eingebungen zu halten. Er zieht sogar Folgen daraus, die das Ansehen haben, als wären sie ganz richtig. Ich

habe,

habe, sagt er, göttliche Eingebungen. Der Geist der sie mir eingiebt, ist Gott selbst, und dieser kann mich nicht betrügen. Demnach ist alles wahr, was mir eingegeben wird. Umsonst nimmt man sich vor, ihm das Lächerliche der Dinge, die ihm, seinem Vorgeben nach, eingegeben sind, zu zeigen. Er sucht allemal seinen Beweis wiederum vor. Will man den Grund, worauf er sich stützt, antasten, so läßt er sich weiter in keinen Streit ein: Er betrachtet denjenigen, der ihm die Würklichkeit seiner Eingebung leugnet, als einen Menschen, der nicht einräumen würde, daß zweymal zwey viere machen, und der die allerdeutlichsten Sachen für wahr zu halten sich weigern würde.

Die Vorurtheile, von welchen sich die Menschen durchgängig in Ansehung der falschen Grundsätze, womit sie erfüllt worden sind, einnehmen lassen, setzen sie außer Stand, in Sachen, die solchen Grundsätzen zuwider sind, von den augenscheinlichsten, und überzeugendsten Wahrscheinlichkeiten gerührt zu werden. Daher ist es nicht zu verwundern, mein werther Isaak, daß man bey den Anhängern der verschiedenen Sekten solche Halsstarrigkeit bemerkt. Es giebt wenig Leute, deren Verstand soviel Kräfte hat, daß er über die Eindrücke der Jugend, die sich mit der Zeit festgesetzt haben, die Oberhand gewinnen kann: Wenige haben Lust, das Licht der Wahrheit mitten unter einen Haufen von Irrthümern zu bringen, die sie für geheiligte anzusehen gewohnt sind. Die allerabgeschmacktesten Religionen haben die

größten Männer zu Anhängern gehabt. Konnte der menschliche Verstand wohl etwas ungereimteres, als den Götzendienst erdenken? Und wieviel geschickte Köpfe vom ersten Range sind gleichwohl in dem Abscheu, und in der Thorheit des Heydenthums versunken? Hätten sie nur einen Augenblick über die ersten Grundsätze ihres Glaubens nachdenken wollen, so würden sie alsbald das Lächerliche daran wahrgenommen haben. So aber waren sie von ihrer zarten Jugend an dazu gewöhnt, daß sie dieselben als durchgängig angenommene Wahrheiten betrachteten. Daher fielen ihnen die daher ganz natürlich fließenden Ungereimtheiten gar nicht in die Augen.

Ich weiß, mein lieber Isaak, daß viele neuere Gelehrte behaupten, keiner unter den ehemaligen großen Männern des Alterthums sey von der Mehrheit der Götter überzeugt gewesen. Wie können sie aber bloße Vermuthungen, als Beweise, wider Zeugnisse anführen, die in den noch vorhandenen Schriften stehen, und so deutlich anzeigen, wie ihre Verfasser gesinnt gewesen. Cicero, auf welchen man sich insgemein, als auf einen solchen heydnischen Weltweisen beruft, der von dem Daseyn Gottes am meisten überführt gewesen ist, nimmt seinen Beweis, daß es viele gebe, von den angebohrnen Begriffen, und von der allgemeinen Uebereinstimmung her. Weil es, sagt er, weder Gesetz noch Gewohnheit giebt, die den Menschen das Daseyn der Götter angedeutet haben, so muß dieser Gedanke

uns

uns gleichsam angebohren seyn. Es muß sogar mit dem Daseyn dieser Götter seine Richtigkeit haben, weil ja nothwendig eine Sache wahr ist, die mit allgemeiner Uebereinstimmung von allen angenommen wird *).

Kannst du dir wohl, mein werther Isaak, vorstellen, ein Mensch, der solche Schlüsse macht, habe eine Ueberzeugung, daß nur ein Gott sey? Wie wäre dieses möglich, weil der Schluß, dessen er sich zum Beweise von dem Daseyn mehrerer Götter bedienet, jenem Beweise, daß nur ein Gott sey, widerstreitet? Denn wenn der Beyfall, den alle Völker einer Sache geben, ein würkliches Kennzeichen von ihrer Wahrheit wäre, so würde daraus folgen, daß eine Zeitlang viele Götter gewesen wären, weil alle Völker auf der Erde viele Jahrhunderte hinter einander in der Abgötterey vertieft gewesen sind: Es folgte ferner, daß weiter niemand als die Israeliten, die auf der Erdkugel kaum einen Punkt ausmachten, den wahren Gott erkannt haben.

Man

*) Cum enim non instituto aliquo, aut more aut lege sit opinio constituta, maneatque ad vnum omnium firma consensio, intelligi necesse est, esse deos; quoniam insitas eorum vel potius innatas cogitationes habemus. De quo autem omnium natura consentit, id verum esse necesse est. Esse igitur Deos confitendum est. Cicero de Nat. Deorum. L. I.

Man hat also wenig Grund zu behaupten, es sey unmöglich, daß Leute, die gesunden Verstand und Wissenschaften gehabt haben, so verblendet seyn konnten, daß sie die heydnische Religion für wahr hielten. Man darf nur Achtung geben, wie sehr die Menschen den ersten Vorurtheilen, die man ihnen einflößt, ergeben sind; man darf die Gewalt genau in Betrachtung ziehen, die gewisse Meynungen, welche sie, als sichre Grundsätze, ansehen, über sie gewinnen; alsdenn wird man sich gar nicht wundern, daß sie alle, daraus fließenden, ungereimten Folgerungen für genehm gehalten haben. Es ist wahr, daß sich einige Weltweise gefunden haben, welche die lächerlichen Folgen, die man aus der Vielheit der Götter herleitete, verwarfen. Sie haben eingesehen, daß man sich unmöglich von der Gottheit dergleichen abgeschmackte Dinge vorstellen könne: Indessen hat die Stärke der Vorurtheile immer noch in ihnen gewürket, und ob sie schon die Folgerungen aus den Grundsätzen nicht zugaben, so haben sie doch den Grundsätzen einen blinden Beyfall gegeben, wovon sie sich loszuwickeln nicht vermögend waren. Die Zusätze, sagt Aristoteles, die man zu dem göttlichen Wesen gemacht hat, sind bloße Fabeln, die nach den Begriffen der Menschen eingerichtet sind. Wir wissen, daß es Götter giebt, und daß ihr Wesen göttlich ist. Alles, was man sonst von ihnen unter die Leute bringt, sind, zur Wohlfahrt des gesellschaftlichen Lebens ersonnene, Erdichtungen. Aus eben dem Grunde hat

man

man eine Gleichheit der Götter nicht allein mit den Menschen, sondern auch mit den Thieren angenommen *).

Hier siehst du, mein lieber Isaak, daß Aristoteles, wenn er die ungereimten Dinge, die man von den Göttern erzählte, verwirft, doch von der Mehrheit eben dieser Götter, als von einer bekannten Wahrheit, und von einem unwidersprechlichen Grundsatze redet. Dieser Glaube mochte noch so abgeschmackt, und noch so gottlos seyn, dennoch war er so durchgängig von den Griechen, und von den allerangesehensten Griechen angenommen, daß es dem Sokrates das Leben kostete, weil er das Herz gehabt hatte zu behaupten, es sey nur ein Gott. Ohne Zweifel hat die Furcht, der Meynung von der Vielgötterey zu nahe zu treten, den Epikur dahin gebracht, daß er ihnen das Daseyn zugestund, welches er selbst und seine Schüler in dem Grunde ihres Herzens verneinten. Es war lächerlich, Götter anzunehmen, und doch ihnen alle Macht zu benehmen **).

Indessen

*) Tradita autem quaedam sunt a majoribus nostris, et admodum antiquis, ac in fabulae figura posterioribus relicta, quod hi Dii sint, vniuersamque naturam diuinum contineat. Cetera vero fabulose ad multitudinis persuasionem, et ad legem, ac eius, quod conferat, opportunitatem iam illata sunt. Hominiformes namque ac aliorum animalium nonnullis similes eos dicunt, ac alia consequentia, similia his, quae dicta sunt. Aristot. Metaphys. L. XII. C. VIII.

**) Wenn man einmal, sagt Lucrez, diese Wahrheit erkennt, so reißt sich die Natur aus der Sklaverey,

Indessen war es gnug, die Leute nicht in den Harnisch zu bringen, die es für ein Verbrechen geachtet haben würden, sich an ihren ersten Grundsätzen zu vergreifen.

Man muß also die Fortdauer der Religionen, und den unbeweglichen Sinn derer, die sich dazu bekennen, der tiefen Ehrfurcht zuschreiben, welche alle Menschen gegen die ersten Begriffe hegen, die man ihnen in ihrer Jugend beybringt. Dieses ist die Ursache, die sie dazu bringt, daß sie die Irrthümer, unterstützen wollen, denen sie anhangen, und die sie durch die Verbindung mit andern Irrthümern welchen sie den Namen der Grundsätze beylegen, vertheidigen. Man hat demnach nicht Ursache sich zu verwundern, wenn man in allen den verschiednen Arten des Glaubens

verey, und setzt ihre Werke vor sich selbst, ohne die göttliche Macht, fort: Hierüber rufe ich diese Götter selbst zu Zeugen an, die eine Ruhe, und ein Leben genießen, das keine Verdrüßlichkeit stöhren kann. Welcher unter ihnen könnte wohl zur Regierung dieses großen Ganzen Kräfte genug haben? Wer könnte mit einer mächtigen Hand dieses ungeheure Unendliche leiten und regieren?

Quae bene cognita si teneat, natura videtur
Libera continuo dominis priuata superbis,
Ipsa sua per se sponte omnia dis agere expers.
Nam prô sancta deum tranquilla pectora pace,
Quae placidum degunt aeuum vitamque serenam,
Quis regere immensi summam, quis habere profundi
Endo manu validas potis est moderanter habenas?
Lucret. de rer. nat. L. II.

bens große Leute antrifft, die sich eifrigst bestreben, die Wahrheit davon zu beweisen; die von derjenigen Religion, worinnen sie leben, überzeugt sind, und die alle übrigen, welche ihr entgegen stehen, frey heraus verdammen. In allem dem, was den Glauben der Quacker nichts angeht, kann ein Quacker vollkommen richtig denken. Da er in Sachen, die mit seiner Religion nichts zu thun haben, die Grundsätze, worauf er sich stützen will, prüfet, so steht er eben so wenig, als ein andrer Mensch, in Gefahr zu irren.

Man würde mit Unrecht einwenden, daß jemand, der in den gemeiniglich vorkommenden Sachen des menschlichen Lebens seine Vernunft gebraucht, unmöglich sogar von Vorurtheilen eingenommen seyn könne, daß er die Ungereimtheiten mancher neuern Religionen glauben sollte; die also sich dazu bekenneten, müßten, wenn es kluge Leute sind, nur ganz mäßig davon überführet seyn. - - Wer sich überzeugen will, daß kein Glaube in der Welt ist, der nicht, er sey gleich noch so abgeschmackt, Anhänger finde, derselbe darf sich nur nach dem Lächerlichen in der heydnischen Lehre umsehen. Da sich hierbey zeigen wird, daß große Leute die Vielheit der Götter geglaubet haben, so wird kein Jude, wenn er auch der allereifrigste ist, sich es befremden lassen, daß Newton ein Arianer *), Arnaud und Pascal Papisten, Limborg ein Arminianer, Claude ein Refor-

*) S. VIIter Brief über die Engelländer des Hrn. von Voltaire.

Reformirter, Barclajus ein Quacker, und Galenus ein Anabaptist gewesen sind. Alle diese Gelehrte haben nichts für ungereimt, und dem Lichte der Natur so zuwider, als die Vielgötterey geachtet. Die Stärke der Vorurtheile, und die Hochachtung der Menschen gegen Meynungen, die sie als die ersten Grundsätze ansehen, muß doch wahrhaftig über das Herz viel vermögen, weil sie ihnen nicht erlaubt hat, ihre Verblendung gewahr zu werden. Niemand hat die Thorheit, und die Ausschweifung des Heydenthums besser abgemahlt, als ein alter nazaräischer Lehrer, Arnobius. Er beschreibet die Unentschlüßigkeit, die bey den Göttern darüber entstehen müsse, wenn zwey feindliche Völker ihnen Opfer von gleichem Werthe darbringen, auf eine theils nachdrückliche, theils beredtsame Art. In diesem Falle, sagt er, müßten die Götter nicht wissen, was sie anfangen sollten, oder sie würden keiner von beyden Partheyen helfen dürfen; sie würden entweder gegen beyde undankbar seyn, oder mit einer Hand wiederum niederreissen müssen, was sie mit der andern bauten *). So, sagt man, sey es bey der Belage-

rung

*) Quid si populi duo, hostilibus dissidentes armis, sacrificiis paribus superorum locupletauerint aras, alterque in alterum postulent vires, sibique ad auxilium commendari, nonne iterum necesse est, credi, si praemiis sollicitantur, vt prosint, eos partes inter vtrasque debere haesitare, defigi, nec reperire, quid faciant, cum suas intelligant gratias sacrorum acceptionibus obligatas? Aut enim auxilia

rung von Troja hergegangen. Damals hätten die Götter sich nicht mit einander vertragen, und eins werden können, welchen von beyden sie hauptsächlich helfen sollten. Sie hätten sich also getheilt, und an dem Streite der Griechen und Trojaner Theil genommen. Venus wurde verwundet, weil sie wider ihren Beruf sich in den Kampf gemengt, da es doch ihre Sache eigentlich war, über die Ergötzlichkeiten, und Vergnügungen von Paphos und Cythera die Aufsicht zu haben. Indessen war dieses eben noch keine von den ungeziemendsten Verrichtungen dieser Göttinn. Sie hatte noch andre über sich, worüber sich eine Weibsperson, die nur ein wenig Schamhaftigkeit besessen hätte, geschämt haben würde; daher wirft auch ein nazaräischer Bischof den heydnischen Weltweisen vor, daß sie, wenn sie ihre Jugend wohl erziehen wollten, ihnen nicht das Beyspiel der Götter, die sie anbeteten, sondern weiser und tugendhafter Menschen vorstellen dürften *)

Da

auxilia hinc aut inde praestabunt, id quod fieri non potest. Pugnabunt enim contra ipsos se ipsi, contra suas gratias voluntatesque nitentur; aut ambobus populis opem subministrare cessabunt, id quod sceleris magni est post impensam acceptamque mercedem. Arnobius adu. Gentes. Lib. VII. p. 219. seqq.

*) Nihil homines tam insociabiles reddit, quam illorum deorum imitatio, quales describuntur et commendantur literis eorum. Denique illi doctissimi viri, qui rempublicam civitatemque terrenam,

Da Leute von so vieler Einsicht und Gelehrsamkeit, deren Schriften seit so vielen Jahrhunderten noch immer von der gelehrten Welt bewundert werden, das Daseyn unzähliger, und noch dazu so unvollkommener Götter geglaubt haben; so gestehe nur offenherzig, mein lieber Isaak, daß es wenig Sterbliche giebt, die das Glück haben, sich von ihren Vorurtheilen gänzlich loszumachen; und daß man sich gar nicht wundern dürfe, wenn sich Leute von großem Verstande finden, die von den ungereimtesten Religionen fest überzeugt sind.

Wir wollen demnach Gott danken, der uns in der Religion des Mose hat lassen gebohren werden; wir wollen uns alle Mühe geben, alle Pflichten derselben zu erfüllen.

Bleibe gesund, mein werther Isaak, und laß mich nicht so lange auf Nachrichten von dir warten.

Amsterdam.

Der

renam, qualis eis esse debere videbatur, magis domesticis disputationibus requirebant, vel etiam describebant, quam publicis actionibus instituebant, atque formabant: egregios atque laudabiles, quos putabant, homines potius, quam deos suos, imitandos proponebant erudiendae indoli iuuentutis. Augustin. Epist. CCII. p. 864.

Der hundert und fünfte Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Ich habe mir Mühe gegeben dir von den Holländern überhaupt einen Begriff zu geben. Gegenwärtig will ich dir sagen, was ich von etlichen einzelnen Umständen besonders angemerkt habe. Der Pöbel hier zu Lande ist, wie ich dir bereits in meinen vorigen Briefen gemeldet habe, grob, und oft übermüthig. Ein neuerer Schriftsteller sagt: Es ist schwer, hierinne es zu einer Aenderung zu bringen. Mann kann Gesetze machen, worinnen Vorschriften, dem Staate zu dienen, und Abgaben zu entrichten enthalten sind; für die Höflichkeit aber macht man keine Gesetze, und was nicht die Kraft eines Gesetzes hat, dadurch lassen sich die Holländer nicht im mindsten verbindlich machen. Zum Theil hat der Uebermuth des Volks seinen Grund in der Gleichheit, die in freyen Staaten unumgänglich nöthig ist. Ein grosser Herr von den Generalstaaten, der in seinem Wagen unterweges einem Bauerkarren begegnet, muß so gut, als der Bauer ausweichen. Beyde müssen die Hälfte der Bemühung über sich nehmen. Seine Bedienten würden sich bestmöglichst hüten, dem Kärner

ungebührlich zu begegnen, und noch viel weniger würden sie ihn schlagen. Er ist ein Bürger des Staats, und achtet auf die Obrigkeit weiter nicht, als wenn sie in ihren Amtsverrichtungen sich befindet. Außerdem ist einer so gut, als der andre. *)

Keine bessern Gründe weiß ich dir zur Rechtfertigung der Obrigkeit nicht anzugeben, wenn man ihr in fremden Ländern vorwirft, sie dulte, und begünstige wohl gar zuweilen die Frechheit des gemeinen Volks. Die Freyheit zieht einen gewissen Stolz nach sich, der bey Leuten, die nicht Verstand genug haben, sich für dem Misbrauche ihres Glücks zu hüten, öfters in einen Uebermuth ausschlägt. Doch gesetzt, daß die Grobheit des Pöbels zu noch so großen Fehlern in der bürgerlichen Gesellschaft Anlaß giebt, so haben sie doch noch nicht soviel auf sich, als solche, die aus einer unnmschränkten Herrschaft entstehen. Denn gleichwie man sich nichts unbescheidners, und übermüthigers, als den Pöbel vorstellen kann, also muß man auch einräumen, es sey nichts so sehr der Gefahr ausgesetzt, und ungewiß, als die Wohlfahrt des Staats, wo es einem einzigen verstattet wird, nach seinem Belieben ohne Verantwortung alles zu thun. Der Rang, zu welchem ein unumschränkter Oberherr sich erhoben siehet, trägt nicht wenig bey, daß seine Sitten sich auf die schlimme Seite lenken, und seine guten Eigenschaften, die er etwan von

Natur

*) Memoires du Marquis d'Argens. p. 291.

Natur hat, verlohren gehen. Der Uebermuth, spricht Herodotus *), entsteht von Vermögen, und von vorhandenen guten Umständen; und wer diese zwey Laster hat, derselbe hat alle Laster beysammen. In was für Unglück verfällt nicht ein Staat, der von einem üblen Regenten beherrscht wird? Was hat er nicht für Ungemach auszustehen? Wir wollen einmal die Gefahr, einen Oberherrn zu bekommen, der es vergißt, daß er ein Vater seiner Unterthanen sey, gegen die Unbeqvemlichkeit des Stolzes und der Frechheit des gemeinen Volks halten. Es wird sich bald zeigen, daß eines so schlimm ist, als das andre; und wenn man die Einrichtung der verschiednen Staatsverfassungen in Betrachtung ziehet, so kann man leicht einsehen, daß überall Böses und Gutes unter einander gemischt sey, und daß derjenige am vernünftigsten, und am sichersten handelt, der denjenigen Staat andern vorzieht, und sich demselben unterwirft, wo er, in den besten Umständen ist, die er nur, seinem Herkommen nach, haben kann **). Halten es die Franzosen, Spanier, Deutschen, und andern Völker den Holländern für übel, daß sie dem gemeinem Volke so viele Freyheiten eingeräumet haben, so können diese dagegen ihnen wiederum allerhand Sachen vorwerfen, die in dem bürgerlichen Leben eben so unbeqvem, und oft mehr zu befürchten sind.

*) Herodotus. L. III.

**) La Bruyére, Caractères ou Moeurs du Siecle, p. 453.

Man kann die Holländer in vier Klassen abtheilen:

Das gemeine Volk, wovon ich gleich itzt geredet habe, macht die erste aus.

In die zweyte gehören die Kaufleute, und der Bürgerstand. Dieses sind Leute, die mit ihren Handlungs- und Hausgeschäften zu thun haben, offenherzig, gute Freunde, aufmerksam, ihre Rechte und ihr Vermögen zu erhalten, ohne andern Leuten Eintrag zu thun. Ihre Mine ist kaltsinnig, und eben nicht einnehmend. Sie rührt also die, welche sie nicht kennen, gar nicht. Diese Kaltsinnigkeit wird durch die dasige Himmelsluft, oder vielleicht durch einen Ueberrest der spanischen Sitten veranlaßt; doch vermindert sie das gute Herz der Holländer nicht im mindsten.

Die dritte Klasse enthält die Patricier, oder diejenigen, die in obrigkeitlichen Aemtern sitzen. Sie führen ein so eingezogenes Leben, daß sie vor dem Neide ihrer Mitbürger völlig sicher sind. In Holland würde der griechische Ostracismus *) keinen Nutzen haben. Die Obrigkeitspersonen, lassen sich daran begnügen, daß sie ihrem Vaterlande nützlich, und bey ihren Landsleuten in Ehren sind. Sie trachten nicht, ihre Achtung, durch Verschwendung und durch Geschenke, die der Wohlfahrt eines freyen Staates allemal entgegen sind, zu gewinnen. Sie suchen es vielmehr

*) Eine Landesverweisung von 10 Jahren, zu welcher die Athenienser solche Bürger verurtheilten, die gar zu mächtig wurden.

mehr dadurch, daß sie ihre Amtsverrichtungen auf das genauste in Acht nehmen, und sorgfältig die gute Ordnung, und Einigkeit, die der Ruhe des Staats so nöthig ist, unterhalten.

Die vierte Klasse besteht aus Adlichen, deren aber sehr wenig sind. Vielleicht kommt es dir, mein lieber Isaak, wunderbar vor, wenn du hörst, daß der Adel in Holland einen besondern Stand vor sich ausmacht. Der größte Theil der nahe an diesem Lande herum befindlichen Einwohner bildet sich ein, der Adel sey in Holland ganz verloschen, oder habe, seit dem dieses Land zu einem freyen Staate worden, gar nichts mehr voraus. Dieses ist aber falsch. Wie die Holländer in ihrer Landsverfassung eine Aenderung machten, so ließen sie den Adel, der damals noch unter ihnen war, bey eben den Vorrechten, die er unter den Herzogen von Burgund, und unter Karln dem fünften gehabt hatte. Diese Vorrechte sind so ansehnlich, daß ihre Zunft oder Versammlung, die aus 8 Gliedern besteht, das Recht hat, in die verschiednen Obernversammlungen Abgeordnete zu schicken. Freylich ist ihre Anzahl sehr gering, und die Provinzen Ostfrießland, und Geldern sind reichlicher damit versehen. Diese Edelleute besitzen weder den Vorwitz der Französischen Stutzer, noch das eingebildete Wesen der deutschen Barone, noch die stolze und verächtliche Mine der englischen großen Herrn. Sie nehmen sich der ihnen anvertrauten Aemter mit vieler Ehre, Offenherzigkeit und Redlichkeit an. Mit einem Worte, es wäre zu wünschen, daß

in ganz Europa der Adel eben dergleichen Sitten, und Denkungsart hätte. Wie viel kleine Tyrannen würden wir nicht weniger in der Welt sehen?

Ich sage dir frey heraus, mein werther Isaak, wenn mir der Himmel bey meiner Geburt die freye Wahl eines Vaterlandes verstattet hätte, so würde ich mir entweder Holland, oder Venedig ausgesucht haben. Ich weiß, daß in der Landesverfassung dieser zwey Völker ein großer Unterschied ist; Aber auch dieses weiß ich, daß sie auf verschiednen Wegen nach einerley Zwecke trachten, und einerley Gesichtspunkt vor Augen haben, nemlich den Menschen frey und glücklich zu machen. Der Staat von Venedig verfährt mit seinen Bürgern, wie eine zarte, zugleich aber strenge Mutter, die ihren Kindern gern recht viel Wohlthaten zuwenden will, dabey iedoch eifrigst auf ihr Ansehen bedacht ist, und ihnen nicht erlaubt, von ihren Absichten etwas zu erfahren. Also verhält sich der Adel zu Venedig gegen den Bürgerstand *), und gegen das gemeine Volk. Der Staat von Holland hingegen ist einer gefälligen Mutter gleich, die sich für nichts weiter, als für eine Schwester hält; die nichts entscheidet, ohne ihre Kinder zu Rathe zu ziehen; und die, zu Verbannung aller möglichen Eifersucht unter ihnen eine völlige Gleichheit festgesetzt hat. Daher er nicht befürchtet, daß etwan die angesehensten Städte denen, die geringer sind, Abbruch an ihren Rechten thun. Er hat alle Unbeqvem-

*) Citadini.

beqvemlichkeiten vorhergesehen, die daher entstehen, wenn einer mehr, als der andre seyn will, und hat das Glück seiner Bürger blos auf eine vollkommene Gleichheit gegründet. In dem zweeten Artickel der berühmten Union von Utrecht heißt es: Alle und jede Herrschaften sollten ihre Vorrechte, Freyheiten, Gerechtsamen, Gesetze und Gewohnheiten, wie sie solche von ihren Vorfahren empfangen hätten, behalten.

Weil keine Stadt über die andre etwas zu gebieten hat, so kann nichts von den allgemeinen Vorfallenheiten in einer Provinz anders, als durch einmüthige Bewilligung aller Städte, welche dazu gehören, entschieden werden. Und in den Generalstaaten wird alles durch Beyfall der 7 Provinzen ausgemacht. Diese Einrichtung ist dem Ansehen nach einer nachtheiligen und verdrüßlichen Langweiligkeit unterworfen. Sie hat auch in der That einige Unbeqvemlichkeiten; doch man muß dabey bekennen, daß diese Unbeqvemlichkeiten zum Theil die Sicherheit des Staats ausmachen, denselben desto genauer bey seiner Verbindung erhalten, und die Eintracht aller Stände befördern. Da hiernächst ein jedes Geschäfte durch die Hände vieler geschickter Leute geht, so dienet dieses gar sehr, es von allem dem zu entblößen, was den Verstand blenden und betrügen könnte. Ein Fürst sieht die Sachen nie recht in ihrem vollkommenen Lichte; öfters sieht er sie nicht anders, als durch die Augen seines Ministers. Gesetzt, er faßt in seinem Rathe einen baldigen Entschluß, so ist er darum nicht

sicherer. In Geschäften, wovon das Wohl eines Staats abhangt, steht ein wenig Langsamkeit nicht übel. Es ist mir ganz wohl bekannt, daß man hierinnen nicht zu weit gehen dürfe. Doch gesetzt, es diene manche Langweiligkeit in der holländischen Staatsverfassung zum Schaden, so wird dieser Fehler durch so viele andre Vortheile ersetzt, daß ich glaube, es gebühre ihm unter den wohl eingerichteten, und weise geführten Staaten ein vorzüglicher Rang.

Ein Vortheil, der aus der Nothwendigkeit, in wichtigen Vorfällen alle Städte um Rath zu fragen, entstehet, ist die Einschränkung und die Abhängigkeit, in welcher sich die Generalstaaten, die den ganzen Staatskörper ausmachen, in Ansehung ihrer Herren befinden, ohne deren Bewilligung sie nichts vornehmen dürfen. Wenn sie also gleich die Seele des Staats zu seyn scheinen, so sind sie doch eigentlich weiter nichts, als das Werkzeug. Sie können weder Frieden, noch Krieg beschließen, noch neue Bündnisse machen, noch die Abgaben erhöhen, es sey denn mit Bewilligung aller Provinzen, und eben diese Provinzen können, ohne Einwilligung ihrer Städte, nichts ausrichten. In einer so eingerichteten Staatsverfassung ist es unmöglich, daß übelgesinnte Personen, denen die Verwaltung der Geschäfte anvertrauet ist, durch ihren Ehrgeitz jemals die Unordnungen anrichten könnten, welche, wie die Erfahrung lehret, in dem römischen Reiche, und vielen andern neuern Staaten entstanden sind, welche die allzuweit sich erstrecken-

de

de Macht, die sie manchen Mitbürgern eingeräumt haben, oftermals in sehr verdrüßliche Umstände gesetzt hat.

In Amsterdam befindet sich eine stetswährende Rathsversammlung von 36 Personen, welche das Recht haben, Bürgermeister und Schöppen zu wählen; diese besetzen ihrer Seits die untern Aemter. Sie beobachten in den verschiednen Austheilungen der Ehrenstellen eine so gute Vorschrift, daß ein Bürgermeister, der mehr Ehrgeitz, als seine Amtsgehülfen hat, nicht im Stande ist, sich das Recht anzumaßen, eigenmächtig Leute zu Ehrenämtern zu ernennen, und sie blos denen, die er auf der Seite hat, zu übergeben.

Der Rath in Amsterdam hat weder das Ansehen, noch die Größe des alten römischen Senats; die Personen aber, aus welchen er besteht, haben weder den närrischen Stolz, noch die wunderlichen Einfälle der alten Römer. Sie richten ihr Augenmerk auf die Freyheiten ihrer Mitbürger, und auf den Flor ihrer Handlung; sie suchen ihnen alle Arten von Erleichterung zu verschaffen, und ihre Freyheit aufrecht zu erhalten, ohne darauf zu sinnen, wie sie durch Eroberungen sich vergrößern mögen. So sind alle Holländer gesinnt; sie haben genug an dem Gebiete, das sie besitzen. Ihre Bemühung geht dahin, daß sie nicht nur mit den europäischen Mächten, sondern auch mit den allerwildesten Völkern in Friede leben; daher haben auch die Wilden, unter welchen sie Colonien errichtet haben, an den Holländern Menschen gefunden; da hingegen die armen Mexicaner

ricaner und Peruaner an den Spaniern nichts, als wilde Thiere über sich bekommen haben, die viel grausamer, als blutdürstige und mörderische Tyger, mit ihnen umgegangen sind.

Die Spanier haben, ihre Colonien durch nichts anders, als durch Mord und Treulosigkeit, die Holländer aber weiter mit nichts, als mit Freundlichkeit und Leutseligkeit errichtet. Die Leute betrachten die Holländer an vielen Orten, wo sie sich unter ihnen festgesetzt haben, heut zu Tage als Schutzgötter, die ihnen tausend nützliche, und zur Wohlfahrt des Lebens nöthige Sachen zuführen: Und die Wilden, die unter den Holländern stehen, haben von dem Fleiße, und von dem Handel dieser arbeitsamen Nation großen Nutzen.

Ohngeachtet in Amsterdam jedermann durchgängig sich mit der Handlung beschäftiget, so ist man doch auch auf das, was den Flor der Wissenschaften befördert, bedacht gewesen. Es befindet sich daselbst eine berühmte Schule, wo die Jugend in der Gottesgelahrtheit, in den schönen Wissenschaften, in der Weltweisheit, und in der Arztneykunst unterwiesen wird. Ueber diesen Beystand, den junge Leute in ihren Bemühungen um die Gelehrsamkeit daselbst finden, giebt es in Holland, und in den benachbarten Provinzen verschiedne berühmte hohe Schulen. Man hat dergleichen in Leiden, Utrecht, Franecker, Gröningen und Harderwyck. Diese hohen Schulen sind mit wohlverdienten Leuten besetzt, unter welchen sich viele Gelehrte vom ersten Range befinden.

Obschon das Dichten und Trachten der Holländer hauptsächlich auf die Handlung, als auf den Grund und auf das Hauptwerk ihrer Beschäftigungen, gerichtet ist, so kann man ihnen doch die Liebe zu den Wissenschaften nicht absprechen. Daher wird sich wohl fast in der ganzen Welt kein Ort finden, wo so viel Buchhändler, und Buchdrucker, als in Amsterdam angetroffen werden. Man hat mich versichert, und ich lasse mir es ganz leicht bereden, daß sich ihre Zahl auf 500 beläuft. So viele Druckereyen, und Buchhandlungen versorgen die ganze Welt mit guten und schlechten Büchern; man findet von beyderley Gattungen hier eine große Menge. Eben so wenig fehlt es hier an Schriftstellern, was besonders hungrige sind, und um das Lohn arbeiten. Was ich Wichtiges theils von ihnen, theils von ihren Schriften erfahren werde können, will ich dir treulich melden.

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich. Melde mir doch bisweilen, wie du dich befindest. Ich habe seit langer Zeit von dir keine Briefe.

Amsterdam.

Der hundert und sechste Brief.

Jakob Brito, an Aaron Moneeca.

In meinen vorhergehenden Briefen habe ich dir das gemeine Volk, und die Mönche beschrie-

schrieben; in meinem gegenwärtigen will ich mich bemühen, dir von den Edelleuten, und von den großen Herren einen Begriff zu machen. Ueberhaupt sieht der Adel dieses Landes den Müßiggang, als eines von ihren Vorrechten an. Ein schlechter Edelmann in Spanien führt ein mäßiges Leben. Wahrhaftig, eine gute Tugend! Wenn nur nicht Armuth, oder Müßiggang die Ursache davon wäre. Er ist stolz, ernsthaft, unwissend, über die Maaße von sich, und von seiner Nation eingenommen; alle andre Völker schätzt er gering; den Franzosen thut er die Ehre an, daß er sie haßt; selten erwählt er den Soldatenstand; seine Lebenszeit bringt er in der Stadt, oder auf seinem Dorfe zu, und beschäftigt sich weiter mit nichts, als daß er einige alte Liebesgeschichten, die Schriften der H. Therese, oder dergleichen anderer Schwärmer liest: Er ist endlich den Mönchen auf eine niederträchtige Art untergeben, und ein gebohrner Sklave der Frauenzimmer. Hier siehest du das Bild eines spanischen Edelmanns *).

Die

*) Seneka saat, nur die unvernünftigen Thiere könnten auf ihren Müßiggang groß thun. Eine nützliche Lehre für die spanischen Edelleute! Es wäre ihr Glück, wenn sie sich darnach richteten. Gloriari otio, iners ambitio est. Animalia quaedam, ne inueniri possint, vestigia circa cubile ipsum confundunt. Idem tibi faciendum est. Seneca Ep. LXVIII. Auf Müßiggang groß thun, ist ein schlechter Ehrgeitz. Gewisse Thiere scharren die Fußtapfen um ihr Lager aus, damit nie-

Die Grands, oder großen Herrn von Spanien besitzen noch viel mehr Stolz und Hoffart, als die schlechten Edelleute. Vor Zeiten kämpften sie mit ihrem Landesherrn. Allein Philipp der Fünfte, ein französischer Prinz, hat sich bey dem spanischen Adel eben so sehr, als die französischen Könige bey dem ihrigen in Ansehen gesetzt, und die Grandes von Spanien haben so gut, als die übrigen Edelleute, Demuth gelernt. Einige darunter trieben den Stolz, unter der Regierung Karls des Zweyten, so weit, daß, da der König nach wiedererlangter Gesundheit zu seinem Vergnügen in seinem Palaste zwey Lustspiele aufführen ließ, und jedermann ohne Ausnahme verbot, auf der Schaubühne sich sehen zu lassen, der Herzog von Ossone sich daselbst auf Stuhlküssen, die übereinander gelegt waren, hinsetzte, und nicht von dannen gehen wollte, da man ihm die Befehle des Königes zu wissen that.

Ohnge-

niemand sie finden soll; so must du es auch machen. Ohngeachtet diese Spötterey sehr beissend ist, so läßt sie sich doch vollkommen auf einen Spanier deuten. Den Tag über liest er Romanen, des Nachts spielt er auf der Zitter; er steckt in seinem Dorfe, ist seinem Könige und Vaterlande unnütze: Sich in dieser Ruhe und faulen Lebensart, in welche er sich so sehr verliebt hat, zu erhalten, fehlt ihm weiter nichts, als daß er ein Mittel ausfündig macht, wie er seinen Aufenthalt vor den Augen aller derer, die ihn darinnen aufsuchen möchten, verheele. Er muß es Thieren nachthun, die ihre Löcher mit allem demjenigen umgeben, wodurch sie dieselben verstecken können.

Ohngeachtet die Großen von Spanien sehr eitel waren, und unter der vergangenen Regierung sich sehr stolz bezeigten, so litten sie doch allerhand Kränkungen; die allergrößte wiederfuhr ihnen durch die Erhebung eines gewissen Valenzuela zum Grand von Spanien. Dieser Valenzuela, war ein Edelknabe des Herzog von Infantado. Da sein Herr todt war, so befand er sich auf einmal ohne Schutzherrn, und so arm, daß er ein passante et corte, oder, ein Mensch, der sich seiner Hände Arbeit nährte, werden mußte. Durch einen Mönch fand er Gelegenheit bey Hofe ein kleines Aemtgen zu erhalten. Er sah gut aus, und da er Witz hatte, so entschloß er sich, seine Gaben sich zu Nutze zu machen. Er wurde mit einem deutschen Frauenzimmer bekannt, mit Namen Donna Eugenia, welche bey der Königinn sehr in Gnaden stund. Er gefiel ihr wenigstens eben so gut, als sie ihm, und er bekam von ihr Erlaubniß, sie zu bedienen. Dergleichen Verrichtung, einer Hofdame aufzuwarten, heißt bey den Spaniern galantear. Solche Gattungen eines verliebten Umgangs sind etwas so gemeines, daß sich öfters verheyrathete Mannspersonen kein Bedenken machen, öffentlich um ihre Gebieterinnen sich geschäftig zu bezeigen. Donna Eugenia war gegen die Dienstbeflissenheit ihres Liebhabers nicht unempfindlich, und vergalt sie dadurch, daß sie sich mit ihm vermählte. Das Glück, welches sich einmal entschlossen hatte, den Valenzuela zu erheben, ließ es bey diesen Wohlthaten nicht bewenden. Es verhalf ihm zu der Freundschaft

der

der Königinn, die die Regierung in Händen hatte. Diese beförderte ihn aus einem Amte in das andere, bis zu der obersten Würde des Reichs, und machte ihn zum Großen von Spanien in der ersten Klasse mit dem doppelten Schlüssel.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für alle spanischen großen Herren. Ihr Stolz wurde damit so sehr beleidiget, daß es es ihnen an Kräften fehlte, sich über die Beschimpfung, welche ihnen, nach ihren Gedanken, wiederfahren war, zu beschweren. Sie sahen einander an, und blieben stumm; endlich thaten sie sich selbst Gewalt an, und sagten weiter nichts, außer dieses: Valenzuela es Grande! O tempora! O Moros! Valenzuela ist ein Grand! O! was sind das für Zeiten und Sitten! Einem darunter gieng diese Kränkung so sehr zu Herzen, die der Zunft der Großen nach seinen Gedanken angethan wurde, daß er den Schluß faßte, die Sonne nicht mehr zu sehen, die so unverschämt gewesen wäre, daß sie dergleichen schändliche That beleuchtet hätte. Dieser Herr legte sich, da er diese betrübte Nachricht erfuhr, zu Bette; darinnen brachte er ganze 10 Jahr zu, und starb endlich so. Wenn seine Bedienten des Morgens zu ihm in das Zimmer kamen, so machte sein Kammerdiener das Fenster auf. Alsdenn fragte er ihn ernsthaftig: Was ist für Wetter? Que hase el Tiempo? Diese erste Frage beantwortete der Bediente. Hernach fragte der Herr wiederum, ob sein Fleischer ein Großer vo Spanien worden wäre: Mi Carzinero es Grande? Dann hieß es; Nein,

gnädiger Herr! Hierauf sagte der Herr: Es ist gut, macht das Fenster zu. Dabey blieb es bis zum folgenden Tage. So trieb er es, bis an seinen Tod. Nichts konnte ihn weder mit der Sonne, noch mit den Menschen wieder versöhnen.

Das Glück dieses Valenzuela, das diesem Herrn den Verstand verrückte, hatte eben so schnell ein Ende, als es sich angefangen hatte. Die Königinn, unter deren Schutze er stunde, erhielt von dem Könige Karln dem Zweyten Befehl, sich in ein Kloster von Toledo zu begeben; ihr Liebling verlohr alle seine Ehrenämter, wurde aus einer Kirche, in welche er seine Zuflucht genommen hatte, herausgeholt, und nach Chili in die philippinischen Inseln geschickt. Diese seine Ungnade ertrug er sehr standhaft, und da er die Nachricht erhielt, der König habe ihm alle seine Ehrenämter genommen, und nur den bloßen Namen gelassen, so sagte er sehr gleichgültig: Also bin ich nunmehr viel schlimmer dran, als, da ich nach Hofe kam, und der Herzog von Infantado mich zu seinem Edelknaben annahm.

Indessen anstatt daß es das Ansehen haben sollte, daß der Fall des Valenzuela den Schimpf, den die Großen von Spanien erlitten hatten, wieder gut machen möchte, so gab er vielmehr zu einem neuen Gelegenheit. Wie es der Pabst zu Rom erfuhr, daß die vornehmsten Herren in eigner Person den Valenzuela mit Gewalt aus seinem Sicherheitsorte herausgeschleppt hätten, so that er alle die, welche an dieser Handlung Theil genom-

genommen hatten, in den Bann. Dieser römischen Kirchenstrafe sich zu entledigen, sahen sie sich genöthiget, wie die allerelendesten und nichtswürdigsten Leute, mit dem Stricke am Halse, und im Hemde, an die kaiserliche Schule zu gehen; daselbst gab der päbstliche Nuncius Mellini einem jeden etliche Schläge mit dem Stabe, und demüthigte also den spanischen Stolz durch einen italiänischen, der noch viel eitler und übermüthiger war.

Die Großen von Spanien haben lange Zeit mit den Mönchen um die Staatsbedienungen gestritten. Sie haben einander immerfort durch ihre Ränke abgesetzt, und wechselsweise abgelößt. Unter der Minderjährigkeit Karls des Zweyten hatte ein Jesuite, mit Namen Pater Nitard, von der Königin den Auftrag die Staatsgeschäfte zu besorgen. Er wurde durch Don Juan, natürlichen Sohn Philipps des Vierten, abgesetzt. Das Volk hatte auf diesen Jesuiten einen solchen Haß geworfen, daß es, ohngeachtet er Großinquisitor war, auf den Gassen zu Madrit laut schrie: Es lebe der König, und Don Juan. Er siege allezeit über seine Feinde; aber verflucht sey der Jesuit, der ihn verfolgt. Obgleich die Spanier den Pater Nitard ganz außerordentlich haßten, so hofte er doch immer, über seinen Nebenbuhler endlich die Oberhand zu behalten. Allein das in Wuth gesetzte Volk hatte an seiner bloßen Ungnade nicht gnug; es wollte ihn auch aus Spanien vertrieben haben. Es fieng Lärmen an, und ließ sich nicht eher beruhigen, als

bis es die Sache soweit getrieben hatte, daß der in Ungnade gefallne Staatsbediente wieder zurück nach Italien geschickt wurde. Es schrie: Macht uns frey von dem Jesuiten; schaffet ihn fort! Er reiste auch würklich aus dem Reiche, und wie er durch die Gassen fuhr, so schimpfte jedermann auf ihn loß. Ohne Zweifel wirst du denken, mein lieber Monceca, das Schicksal dieses Geistlichen habe Mitleiden verdienet. Keinesweges. Er müßte kein Jesuit gewesen seyn, wenn er sich nicht hätte sollen aus dem Handel wickeln können. Er nahm seine Zuflucht nach Rom, und wurde einige Zeit hernach, durch Vermittelung eben dieses Hofes von Spanien, der ihn etliche Jahre zuvor aus dem Lande verjagt hatte, zum Kardinal gemacht.

Es giebt an allen Höfen heimliche Ränke, wodurch die Staatsleute einander aus dem Sattel zu heben trachten. Nirgends aber in der ganzen Welt trifft man dieses mehr an, als in diesem Lande. Es geschicht öfters, daß ein Mensch ein ihm aufgetragenes Geschäfte vollkommen glücklich zu Stande bringt, und sich der Ehre der Nation aufopfern lassen muß. Man wird ihm Schuld geben, er habe derselben Vortheile nicht genugsam zu befördern gewußt. Man wird ihm die ein wenig nachtheiligen Artikel eines Traktats, den er auf Verordnung geschlossen hat, zur Last legen. Hier sollst du von der Wahrheit dieser Sache ein überzeugendes Beyspiel hören.

Den 18ten August 1680. überfielen die Spanier ein Fort, das die Portugiesen in der Insel

von

von St. Gabriel anzulegen angefangen hatten. Da diese zwo Nationen damals in Friede lebten, so nahm der Hof zu Lissabon dieses Verfahren sehr übel, und faßte den Entschluß, auf die nachdrücklichste Weise sich zu rächen. Der portugiesische Gesandte zu Madrit erhielt von dem Prinzen, der damals in Minderjährigkeit des Königes die Regierung besorgte, Befehl, eine völlige Genugthuung zu fordern. Da der spanische Hof ihm keine recht gründliche Antwort gab, so machte Portugal Anstalt, das, was man ihm verweigerte, durch die Waffen zu erhalten. Spanien hatte damals nicht Lust mit Portugall Krieg zu führen, weil es alle Stunden mit Frankreich einen Bruch vermuthete. Es mußte also der Herzog von Giovenazzo, als Gesandter, nach Lissabon gehen. Sobald er angekommen war, fieng er an, Klage zu führen, und Genugthuung zu verlangen. Dieses war die damalige Art des spanischen Hofes bey seinen Unterhandlungen. Allein man gab diesem Abgesandten zu verstehen, er müsse aus einem andern Tone sprechen, und solche Umschweife hätten keinen Nutzen. Man sagte es ihm mit deutlichen Worten, entweder der spanische Hof müßte dem portugiesischen diejenige Genugthuung, die er verlangte, zugestehen, oder es sey der Schluß schon gefaßt, sich mit Gewalt sein Recht zu verschaffen. Nach allerhand Wortwechsel schickte der Herzog, ehe er noch die Artikel des Traktats unterzeichnete, einen Courier nach Madrit, um den Zustand der Sachen an den Hof zu berichten, und dessen letzte

Befehle zu erhalten. Alsdenn hießen die Staatsbedienten ihn einen Mann ohne Ueberlegung, der gegen den König untreu gehandelt, hätte: Sie sagten, er hätte in seinem Verfahren, und in einem so nachtheiligem Vergleiche alle Regeln der Klugheit, und des gesunden Verstandes übertreten; und seine Vollmacht gäbe ihm gar keine Gewalt. Alle diese Umstände des Unwillens, und Zorns geschahen blos der Ehre der Nation zu gefallen. Dem ohngeachtet aber versäumte man keine Zeit den Vergleich zu Stande zu bringen, und die Genehmhaltung wurde ungesäumt dem Herzoge von Giovenazzo zugeschickt *).

Seit der Regierung Philipps des Fünften hat Spanien sehr geschickte Leute zu Staatsbedienten gehabt. Allein die heimlichen Ränke, welche bey allen Höfen gewöhnlich sind, haben sie immerfort ihrer Aemter beraubet. Sonderlich rühmet man hier den Kardinal Alberoni. Nicht allein die Fremden, welche in diesem Lande sehr zahlreich sind, sondern auch verschiedne Spanier lassen diesem klugen Staatsmanne Gerechtigkeit wiederfahren. Seit der Gelangung Philipps des Fünften zur Krone, hat Spanien dem Unheil um die Hälfte abgeholfen, welches diejenigen Leute veranlaßt hatten, die unter den Regierungen der Könige Philipps des Vierten und Karls des Zweyten das Staatsruder in Händen hatten. Die dasige Armee ist zahlreich, tüchtig, und

*) Memoires de la Cour d'Espagne etc.

und wohl geübt. Spanien ist durch die große Menge von Franzosen und Niederländern, die sich daselbst niedergelassen haben, um den vierten Theil volkreicher worden, als es vorher war; und diese Krone, die seit einiger Zeit niemanden die Spitze bieten wollte, hat sich nunmehro zu dem ehemaligen Ansehen wiederum erhoben.

So kömmt die Größe eines Staats auf die regierenden Herren, oder auf diejenigen, denen sie die Sorgfalt über die Staatsgeschäfte anvertrauen, an. Wie viel Reiche sind gerade zu der Zeit im kurzen bis zu ihrer höchsten Größe gelangt, wenn es, allem Ansehen nach, sich mit ihnen zum Untergange hätte neigen sollen? Dazu half lediglich die kluge Aufführung eines oder zween Regenten, die allen Schaden, den ihre Vorgänger verursacht hatten, wieder gut machten. Wer hätte bey dem Tode Heinrichs des Dritten nicht geglaubt, daß Frankreich ganz und gar über den Haufen fallen und zu Grunde gehen würde? Man hatte alle Vorbedeutungen von seinem Untergange. Gleichwohl befand es sich durch die Sorgfalt Heinrichs des Vierten nach Verlauf von 8 bis 10 Jahren im Stande, die Schmach, die ihm von den Nachbarn in seinem Unglücke war zugefügt worden, zu rächen. Niemals hatten die Spanier mehr Ursache, sich für Frankreich zu fürchten, als, da die Raserey der Mönche diesen großen König um das Leben brachte. Spanien glaubte damals, es würde über Frankreich wiederum die Oberhand erhalten: Allein der Kardinal von Richelieu brachte unter

Ludwig dem Dreyzehnten zu Stande, wozu Heinrich der Vierte den Grund gelegt hatte. Spanien sahe mit Erstaunen, daß seine Größe von Grund aus erschüttert wurde, und erkannte zu spät, daß die Franzosen sich die vortheilhaften Umstände viel besser, als sie, zu Nutzen zu machen gewußt hatten.

Ohngeachtet Spanien in sich selber lange nicht soviel Mittel, als Frankreich, sich zu helfen hat, so könnten doch zwo oder drey Regierungen dessen Größe mehr, als sie jemals gewesen ist, befördern. Es läßt sich dieses leicht aus dem abnehmen, was man es seit etlichen Jahren hat thun sehen.

Bleibe gesund, mein werther Monceca. Der Gott unserer Väter überschütte dich mit Heil und Wohlergehen, und mache dich zum Vater eines zahlreichen Geschlechtes!

Madrit.

Der hundert und siebende Brief.

Jakob Brito an Aaron Monceca.

Vor Philipp dem Fünften, mein werther Monceca, waren die Könige von Spanien, Sklaven von ihrer Größe. Sie richteten sich auf das genaueste, nach einer gemachten Einrichtung, die den Namen Etiqvette hat, und alle die Gebräuche in sich faßt, zu deren Beobachtung die spa-

nischen

nischen Monarchen verbunden sind. Es stehen darinnen die Kleider, die sie sowohl, als ihre Gemahlinnen zu tragen haben; die Zeit, auf ihre königlichen Lustschlösser zu gehen; wie lange sie sich daselbst aufhalten dürfen; die Procession-, Spazier- und Reisetage; die Stunde, wenn sich der König und die Königinn zu Bette legen, und aufstehen müssen; die Geschenke, welche die Könige ihren Maitressen geben; was aus den letztern werden soll, wenn sie durch ein anderes glückliches Frauenzimmer abgesetzt werden. Man hat mich sogar versichert, daß man darinnen eine gewisse Anzahl von Tagen angemerket findet, da der König nicht bey der Königinn schlafen darf; es sind dieses die Hundstage, über welche Cleantis beym Moliere auf eine so lustige Art sich beschweret *). Und wahrhaftig, dieses heißt einem Monarchen sehr viel Zwang anthun, daß man ihn zwingen will, nicht bey seiner Gemahlinn zu schlafen, wenn er Lust dazu hat. Ich weiß nicht, was für ein gesetztes Wesen die Spanier unter dieser Art von ehelosem Stande gesucht haben, weil sie daraus einen Satz der Etiquette machten. Ein König von Spanien, der seine Gemahlinn lieb hatte, war eben so übel dran, als Karl der Zweyte, König von Engelland, da er auf seiner Reise nach Schottland unter den Händen der Presbyterianer war, die ihm alle Tage vier Predigten hielten, eine Buße auflegten, und das Spiel verboten **).

*) Im Lustspiel Amphitruo.

**) M. de Voltaire Lettres sur les Anglois.

Für die Königinnen war die Beobachtung der Etiqvette noch beschwerlicher. Die unschuldigsten Sachen waren ihnen öfters untersagt. Die Herzoginn von Terra nova, Oberhofmeisterinn bey der Gemahlinn Karls des Zweyten, stellte ihr alle Tage vor, eine Königinn von Spanien dürfe nicht zum Fenster hinaussehen.

Es begegnete dieser Prinzeßinn eine Begebenheit, wo die gewöhnlichen Vorschriften der Etiqvette ihr beynahe das Leben gekostet hätten. Sie saß sehr gern zu Pferde. Man hatte ihr einige sehr schöne Pferde aus der Landschaft Andalusien geliefert. Sie wollte mit einem davon die Probe machen. Kaum hatte sie sich drauf gesetzt, so bäumte das Pferd, und war im Begriffe sich mit ihr zu überschlagen. Sie fiel, und ihr Fuß blieb unglücklicher Weise im Steigbügel hangen. Das Pferd fieng an, auszuschlagen, und schleppte sie mit der größten Gefahr ihres Lebens. Der ganze Hof sahe diesen Anblick mit an, aber niemand machte Anstalt, der Königinn zu helfen. Die Etiqvette wollte es durchaus nicht gestatten. Denn es darf niemand, er sey, wer er wolle, bey Strafe des Lebens, die Königinn von Spanien, besonders, wenn es am Fuße geschehen muß, anrühren. Ich sehe nicht ein, warum es eben am Fuße mehr, als an der Hand verboten ist. Es war aber nun einmal so verordnet, und niemand getrauete sich, der Königinn zu nahe zu kommen. Karl der Zweyte, der seine Gemahlinn sehr lieb hatte, sahe sie von dem Erker seines Fensters in diesen gefährlichen Umständen, und schrie,

was er nur konnte. Allein die Gewohnheit, welche man nicht beleidigen, und der Fuß, den man nicht berühren durfte, hielt die strengen Spanier ab. Endlich entschlossen sich doch zween Hofleute, Don Luis de las Torres, und Don Jaime von Sotomayor dazu, es möchte auch ihnen gehen, wie es wollte, ohne sich durch das Gesetz von dem Fuße der Königinn, la Lei del Pie por la Reina hindern zu lassen. Einer grif nach dem Zügel des Pferdes, der andre faßte ungesäumt den Fuß der Königinn an, zog ihn aus dem Steigbügel, und verdrehte sich darüber einen Finger. Nachdem sie damit fertig waren, hielten sie sich gar nicht lang auf, giengen nach Hause, machten sich die damalige Verwirrung zu Nutzen, ließen sich die Pferde satteln, und entgingen der Strafe, die sie dadurch sich zugezogen hatten, daß sie die Verwegenheit gehabt, einem so wichtigem Gesetze zuwider zu handeln.

Immittelst war die Königinn von ihrer ersten Betäubung wieder zu sich gekommen, und wollte ihre zween Erretter sehen. Ein junger Hofmann, ein Freund dieser Herren, meldete ihr, sie hätten auf die Seite gehen, und Madrit verlassen müssen, um der dadurch verwürkten Strafe auszuweichen. Die Königinn, welche aus Frankreich gebürtig war, wußte nicht einmal die Vorrechte ihres Fußes, und würde es ohne diesen Fall, sonder Zweifel gar nicht erfahren haben. Sie fand diese eingeführte Gewohnheit sehr ungereimt, da diejenigen, die ihr das Leben gerettet hatten, gestraft werden sollten. Sie erhielt von

dem

dem Könige ihrem Gemahl mit leichter Mühe für sie Begnadigung, beehrte sie mit einem Geschenke, und bewilligte ihnen immerfort ihren Schutz.

Eben diese Etiqvette, die den Fuß der Königinn zu einem so großen Heiligthume machte, verringerte ihre Einkünfte entsetzlich. Ehemals hatte sie monatlich 500 Pistolen. Davon aber zog man 200 zu gewissen Almosen oder Ergötzlichkeiten ab. Denn die Etiqvette schrieb auch die guten Werke der Königinnen vor.

Ohngeachtet die Königinnen in Spanien sehr eingeschränket waren, so hat es doch einige gefunden, die nicht ohne Liebeshändel geblieben sind, und sich von diesem beschwerlichen und lächerlichen Joche losgemacht haben. Die Gemahlinn Philipps des Vierten verliebte sich, wenn man anders den Geschichtschreibern der damaligen Zeit glauben darf, in den Grafen von Monterei. Sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, daß er die Empfindungen ihres Herzens erführe. Die Etiqvette hatte zwar in dem, was die Liebeshändel der Könige anbetrift, die nöthige Vorschrift vorgeschrieben: Für die Königinnen aber fand sich nichts darinnen. Diese Prinzeßinn wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie ein Papier, das sie in Händen hatte, an einem Tage fallen ließ, da der Graf von einer Sache, die sie ihm aufgetragen hatte, mit ihr redete. Er hub das Papier auf, fiel ihr zu Füßen, und überreichte es ihr. Vielleicht denkt ihr wohl, sagte die Königinn zu ihm, es habe dieses Papier etwas auf sich.

Ich gebe euch die Erlaubniß, davon zu urtheilen. Der Graf las darauf diese Worte: Estoy toda la noche despierta, sola, triste, y deseando; mis penas son martirios, mis martirios son gustos. Oder: Ich bringe die ganze Nacht schlaflos, einsam, traurig, und mit Grillen zu. Mein Kummer ist ein Leiden, aber ein Leiden, an welchem ich Vergnügen finde. Der Graf von Monterei dachte nicht, daß eine Königinn sich soweit herablassen, und ein zärtliches Herz haben könne. Er gab also zu erkennen, daß er von dieser Schrift nichts verstünde, und las es mit einer, seiner Nation eignen, Gleichgültigkeit. Die Königinn, die auf ihn Achtung gab, gerieth in den äußersten Unwillen, riß ihm das Papier mit Verachtung aus der Hand, und sagte: Geht; ihr könnet mit Rechte sagen: Domine, non sum dignus; Herr, ich bin nicht werth *).

Weder Stand noch Zwang ist vermögend, ein Herz für den Anfällen der Liebe in Sicherheit zu setzen. Alle mögliche Eifersucht und Vorsicht der Spanier thut weiter nichts, als daß sie den Augenblick, da es seine Freyheit einbüßen soll, beschleuniget. Darüber wirst du dich, werther Monceca, wundern, daß man, ohngeachtet der Neigung zur Eifersucht, ohngeachtet der Strenge der Etiqvette, dennoch bey Hofe eine eingeführte und bestätigte Gewohnheit hatte, vermöge welcher es großen Herren erlaubt war, die königlichen Prinzeßinnen zu liebkosen, welches in ihrer

Sprache

*) Memoires de la Cour d'Espagne par Mde d'Aunoy. II, Part. p. 222.

Sprache galantear heißt. Verheyrathete Leute hatten eben diese Freyheit, welche darinnen bestund, daß sie unter den Fenstern ihres Zimmers hin und her gingen, und sie mit ihrer Musik belustigten. Diese Gewohnheit ist eine Sprache, welche die Liebe erfunden hat, der großen Einschränkung zu statten zu kommen, die in diesem Lande so weit geht, daß man seine Gedanken nicht anders als durch Augen, und Zeichen zu erkennen geben kann.

Reime einmal, mein lieber Aaron, diese abgeschmackte Galantear- Gewohnheit mit den Keuschheitsregeln der Etiqvette zusammen. Die großen Herren in Spanien haben sich unter Philipp dem Fünften, diese lächerlichen abgeschmackten Sachen abgewöhnt, denen sie den ehrwürdigen Namen des Hofceremoniels beylegten. Sie würden sich aber eben so leicht wiederum dazu begeben, als sie davon abgelassen haben, woferne dieser Hof nicht mit Franzosen, Italiänern, Niederländern, und andern Fremden sehr angefüllt wäre. Ob es schon heut zu Tage scheinet, als ob er mit dem französischen Hofe mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einem andern habe, so will sich doch der Sauerteig der spanischen ernsthaften Mine noch nicht verlieren.

Einem, hier zu Lande gebohrnen, Menschen ist es fast unmöglich sich Sitten anzugewöhnen, die mit den Sitten seiner Vorfahren nicht übereinkommen. Daß dieses wahr sey, wird leicht ein jeder einräumen, welcher den Haß betrachtet, den die Spanier gegen alle Nationen hegen. Es

war

war einmal eine Zeit, da der Widerwillen gegen die Franzosen aufs Höchste getrieben wurde. Man spricht zwar, es habe sich vieles davon verlohren; indessen bemerke ich seit meinem Hiersein, daß keine Nationen sich weniger, als die Franzosen und Spanier mit einander vertragen können. Karl der Zweyte ließ zween Papagoyen, die seine Gemahlinn hatte, den Hals umdrehen, weil sie weiter nichts als französisch reden konnten. Da er in ihr Zimmer trat, und zween kleine Hunde antraf, die sie ganz besonders lieb hatte, sagte er zu ihnen: hinaus, hinaus, mit den französischen Hunden! Fuera, fuera, Perros Frances.

Ich bewundere, mein lieber Monceca, die verborgenen Wege der Vorsehung. Wer hätte es wohl diesem Könige, einem so großen Feinde der Franzosen, sagen sollen, daß sein Reich in kurzer Zeit in die Hände eines Prinzen von dieser Nation kommen sollte? Der Himmel macht sich bisweilen ein Vergnügen, mit dem Hasse schwacher Sterblichen Spott zu treiben. Er sieht ihre Absichten, und lacht über ihre Anschläge. Fürsten sind in den Augen Gottes, nichts anders, als bloße Menschen. Er betrachtet sie in der Reihe seiner übrigen Geschöpfe, und ihr Wille gilt bey ihm zuweilen weniger, als der Wille mancher Weisen, deren Tugend ihre Wünsche in Ordnung erhält.

Gieb einmal, mein werther Monceca, auf die Gränzen Achtung, welche das allmächtige Wesen dem Ehrgeitze der Fürsten, die die ganze Welt

umgies-

umgießen wollten, gesetzt hat. Wenn es nicht sein eigner Wille war, so hat es sie mitten in ihrem Laufe aufgehalten, und diese Größe, welche sie aufführen wollten, mit einem einzigen Winke niedergeschlagen, und über den Haufen geworfen. Betrachte zu unsern Zeiten Karln den Zwölften, den König in Schweden, jenen neuen Alexander, welcher Moskau fesseln wollte, und es schon weit gebracht hatte. Die Vorsicht ist anders gesinnet. Sein Ruhm verschwindet in einem Augenblicke, und vergeht, wie ein Traum. Dieser König, der Sieger einer Menge von Feinden, der selbst Kronen wegschenkte, läuft, als ein Landstreicher, und Vertriebener herum. Er sieht sich genöthiget, bey fremden und rohen Völkern seine Zuflucht zu suchen, und es bleibt ihm von seiner Größe weiter nichts, als ein betrübtes Andenken übrig.

Zwey bis dreymal stund Ludwig der Vierzehnte auf dem Punkte, seine ehrgeitzigen Absichten erfüllt zu sehen, und dem Gleichgewichte, das man so lange Zeit unter den europäischen Mächten zu setzen sich bemühet hatte, völlig ein Ende zu machen. Wäre er gleich nach dem niemägischen Frieden gestorben, so würde man geglaubt haben, er hätte seine Absichten ins Werk setzen können. Er überlebte diesen rühmlichen Frieden, und eben die Hand, die ihn beynahe zum Herrn von Europa gemacht hatte, brachte ihn fast bis an den Rand seines Verderbens. Da seine Feinde gar zu sehr darüber frohlockten, und das, was sie der Gütigkeit des höchsten Wesens zu

danken

danken hatten, sich selbst zueigneten, so machte eben dieses Wesen, daß sich die Umstände bey Denain änderten. Die Sachen kamen ohngefähr auf den vorigen Fuß, und nach einem Kriege von 10 Jahren waren beyde Partheyen nicht weiter gekommen, als sie sich im Anfange befunden hatten.

Es ist mir lächerlich, mein lieber Monceca, wenn ich sehe, daß gewisse Staatskundige 20 bis 30 Jahre vorher den Umsturz, oder die Erhöhung eines Volks ankündigen. Wenn man sie reden hört, sollte man denken, Gott hätte ihnen seine hohen Geheimnisse kund gethan, und erlaubt, in dem Buche zu lesen, in welchem sich die Schicksale der Staaten und Reiche beschrieben finden. Der Tod des einen Fürsten, die Vermählung des andern, ein Beichtvater, eine Maitresse, ja ein unansehnlicher Umstand vernichtet alle diese eitlen Muthmaßungen, und falschen Vernunftschlüsse dieser eingebildeten Staatsklugen.

Ganz Europa hat eine gewisse Zeit lang geglaubt, der Witz des Hauses von Bourbon werde unter dem Witze des österreichischen Hauses unterliegen. Und wer hätte nicht zur Zeit des Kaysers Karls des Fünften, der fast über ganz Europa Herr war, eben so gedacht? Wenn eben dieser Karl der Fünfte heut zu Tage wiederkäme, wie würde er sich nicht wundern? Er würde fragen: Was ist denn aus meinem Reiche Spanien worden? Die Antwort würde heißen: Es steht itzt unter der Gewalt eines bourbonischen

Fürsten? Wie sieht es, würde er weiter wissen wollen, mit der Grafschaft Burgund, meiner Leibprovinz aus? Frankreich, würde man ihm sagen, hat sie, so, wie auch Elsaß, und ein Stück von Hennegau und Flandern an sich gezogen. Wie ist es denn, würde dieser Monarch mit Fragen fortfahren, mit den Königreichen Neapolis und Sicilien worden? Auch diese, würde die Antwort seyn, beherrschet ein Prinz aus dem Hause Bourbon; Und außer den Ländern, welche deine Nachkommen eingebüßt haben, sind Holland und die andern sechs Provinzen kurz nach deinem Tode ein freyer Staat worden. Wenn es so ist, wird Karl der Fünfte sprechen, so sehe ich wohl, daß meine Nachkommen gar nicht mehr vorhanden sind. Um Vergebung, würde man ihm dagegen sagen, sie sind noch eben so mächtig, als jemals. Wie sollte das zugehen? Würde er ausrufen. Nicht anders, könnte man ihm versichern; deine Nachkommen sind Gebieter von Toscana, von den Herzogthümern Parma, Placenz und Mayland. Du siehest also, daß dieses, was sie itzt in Italien besitzen, eben soviel beträgt, als was du daselbst hattest. Statt des Königreichs Spanien, das du einigermaßen durch die Theilung deiner Erblande von dem übrigen Gebiete deines Hauses geschieden hattest, haben sie ganz Ungarn, Siebenbürgen, und ein Stück von der Wallachey. Diese Länder gränzen aneinander, und liegen nahe bey Oesterreich.

Sie

Sie machen also mit Zuziehung der Länder Böhmen und Mähren, einen von den allermächtigsten Staaten in der Welt aus, und da sie so beysammen liegen, so sind sie ganz gern eben soviel werth, als alle die zerstreuten Länder, die du ihnen ließest.

Ich glaube gewiß, mein lieber Monceca, daß Karl der Fünfte, wenn er alle diese Nachrichten erfahren sollte, völlig überzeugt werden würde, es sey mit den Reichen der Welt, wie mit dem Gelde, und die Gottheit habe es so geordnet, daß sie aus einer Hand in die andere gehen, und auf verschiedne Häuser, ja wohl gar auf solche kommen sollen, die dem Ansehen nach das allerwenigste daran zu fordern haben.

Bleibe gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt, und der Gott unserer Väter überschütte dich mit vielem Seegen.

Madrit.

Der hundert und achte Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten und ehemaligen Rabbi in Constantinopel.

Man redet in Amsterdam mehr verschiedne Sprachen, als man einander entgegengesetzte Religionen daselbst antrift. Diese verschiednen

nen Mundarten haben meine Gedanken öfters auf jene berühmte Sprachenverwirrung bey dem verwegenen Thurmbau zu Babel gebracht.

Wenn wir der Meynung folgen wollen, die fast durchgängig Beyfall findet, und sich auf die Schrift gründet, so haben wir Ursache zu glauben, daß die Hebräische, oder unsere alte Muttersprache in der ganzen Welt üblich gewesen sey, ehe die Kinder des Noa jenen bekannten Thurm aufrichten wollten. Indessen, obschon diese Meynung sehr wahrscheinlich ist, so wird sie doch nicht überall angenommen. Verschiedne Schriftsteller behaupten, das, was Moses von der Sprachenverwirrung sagt, dürfe man weiter von nichts, als von dem Misverständnisse verstehen, das sich unter den Menschen einmischte, da sie ihre Verwegenheit zu Aufrichtung eines Gebäudes wider Gott verleitete. Diese Schriftsteller gründen sich mit ihrer Meynung darauf, daß die Morgenländer, nach der Zerstreuung der Völker, sich mehr verschiedner Mundarten, als verschiedener Sprachen bedienet haben. Sie setzen hinzu, es könne die Entfernung der Völker, die Errichtung der Reiche und Staaten, die Verschiedenheit der Gesetze und Gebräuche, der Umgang der bereits geschiednen Nationen, auch ohne eine solche wunderbare Sprachenverwirrung eine Aenderung in der Sprache veranlassen *).

Die

*) S. La Rhetorique ou l'Art de parler du Pere Lamy. L. I. Ch. XV. p. 79.

Die Art, wie die meisten Sprachen entstanden sind, indem immer eine von der andern sich herleitet, scheinet diese Meynung zu bestätigen. Die Griechen, welche, dem Ansehen nach, von den Egyptern und Phöniciern herstammten, änderten unvermerkt ihre Muttersprache, und die griechische Sprache wurde nach und nach aus den Trümmern der Egyptischen, welche die Griechen ganz und gar vergaßen, errichtet. Alle die verschiedenen Mundarten der Perser, Scyten, und anderer Morgenländer haben viel Aehnlichkeit unter einander, und scheinen aus der Hebräischen, als aus ihrer natürlichen Quelle zu fließen. Man sieht alle Tage neue Sprachen aufkommen, und alte vergehen, oder in Abfall gerathen, und es kann gar wohl seyn, daß der erste Unterschied in der Sprache, natürlicher Weise, eben so entstanden ist, wie wir es noch alle Tage sehen, daß es zugeht.

Die französische Sprache ist ein deutliches Beyspiel, wie die Sprachen unvermerkt aufkommen, und untergehen. Es ist nicht zu zweifeln, daß die heut zu Tage gewöhnliche Sprache der Franzosen von derjenigen herkomme, die man vor 500 Jahren geredet hat. Wenn Leute, welche damals gelebt haben, itzt wiederkämen, so würden sie einen Pariser von der St. Denisgasse eben so wenig, als der Pariser sie verstehen.

Diese gänzliche Veränderung ist nicht nur etwan blos in der französischen Sprache vorgefallen: Es ist andern eben so gegangen. Quintilian versichert, die Sprache, die man bey seinen

Lebzeiten redete, sey von der ehemaligen Römer Sprache so sehr unterschieden, daß die Priester von den Gesängen, welche die alten Priester den Göttern sungen, wenig verstünden *).

Man kann es nimmermehr gründlich erweisen, daß alle, oder wenigstens die Hauptsprachen gleich bey der Verwirrung von Babel ihren Ursprung gehabt haben. Man weiß nicht einmal, was für eine Sprache damals geredt worden sey. Die gemeinste Meynung, die der hebräischen Sprache den Vorzug giebt, hat viele Leute wider sich. Ganze Völker machen an diesem Vorzuge Anspruch. Die Egypter, die Aethiopier, die Chineser, die Griechen selbst, die doch ihren Ursprung nicht wußten, hielten ihre Sprache für so alt, als irgend eine andere. Ein griechischer Schriftsteller **) versichert mit vieler Zuversicht, die Menschen wären aus der Erde, wie die Kräuter auf einer Wiese, und die Frösche in einem Teiche gewachsen, und folglich an mehr, als einem Orte in der Welt entstanden. Es hätten sich allerhand verschiedne Gesellschaften zusammengehalten, und eine jede ihre eigne Sprache erfunden. Man muß verrückt im Kopfe seyn, wenn man behaupten will, daß die Menschen in einer Nacht, wie die Bilze in einem Garten wachsen. Ich räume dieses völlig ein; Allein die Griechen ließen sich durch die Ungewißheit in Ansehung des Ursprungs der Menschen, und in Ansehung der Verschiedenheit der Sprachen

*) Quintilian. Instit. Orat. p. 11.
**) Diodorus Siculus.

chen verleiten, daß sie einer so abgeschmackten Meynung Beyfall gaben *).

Ein Schriftsteller, **) dessen Schriften vor vielen Jahren zu Venedig gedruckt worden sind, hat zum Theil die Meynung der alten Griechen wiederum erneuern wollen. Er hat freylich wohl nicht gesagt, daß sie aus der Erde gewachsen, da ihm dergleichen Satz itziger Zeit abentheuerlich vorkam. Allein er hat behauptet, Adam hätte Griechisch geredet, und sein Schluß davon lautet ohngefähr also: Ich kann dir ihn nicht besser beschreiben, als wenn ich dir die Worte eines gelehrten französischen Redners davon beyfüge. Er sagt: Die Beweise des Ericus sind; sobald der erste Mensch die Augen öfnete, bewunderte er das Schöne an den Werken Gottes, und schrie O! also fand er das Griechische ω̃. Hernach kam er auf das υ̃, als er, nachdem Eva aus seiner Ribbe gebildet war, υ̃ υ̃ aussprach. Da das erstgebohrne Kind des Adams bey seiner Geburt weinte, so ließ es ἐ ἐ ἐ ἐ von sich hören, und das zweyte Kind, welches nach der Meynung dieses Verfassers eine klare Stimme hatte, schrie ἠ ἠ ἠ ἠ. Durch dergleichen Gründe sucht er zu beweisen, die

*) So meynten die allergesittetsten Griechen, die würklich glaubten, sie wären in dem Lande, wo sie wohnten, gebohren, und aus der Erde, wie die Insekten, hervorgebracht worden. Daher gaben sie sich den prächtigen Namen *Indigenae*. Lamy Art de parler L. I. Ch. XV. p. 77.

*) Jo: Peter Ericus.

griechische Sprache sey der Natur des Menschen so sehr gemäß, als mancher Gesang dieser und jener Art von Vögeln *).

Ist es wohl erlaubt, lieber Isaak, daß Gelehrte, oder wenigstens Leute, die sich dafür ausgeben, daß sie sich auf die Wissenschaften legen, dergleichen ungereimtes Zeug in den Tag hinein schreiben? Nach eben den Gründen will ich leicht beweisen, daß die lapländische, oder die caraibische Sprache die allerälteste sey. Ich will ohne viele Mühe aus den ersten Handlungen des Adams soviel herausbringen, daß ich ihm die allerwunderbarsten Töne in den Mund lege. Ich möchte doch gerne wissen, wer es diesem Schriftsteller offenbaret hat, daß Adam, da er die von Gott erschaffenen Wunder sahe, nicht vielmehr A, als O ausgerufen habe. Der erste Buchstabe ist ein viel stärkeres Zeichen der Erstaunung, als der letzte. Er entsteht durch die Oefnung des Mundes, und entwischt uns ordentlicher Weise, wenn wir in Verwunderung gesetzt sind. O hingegen ist ein Ton, der zu Bezeigung unserer Erstaunung nicht sogut sich schickt. Bey Widerlegung solcher thörichten Einfälle, mein lieber Isaak, kann ich mich des Lachens nicht enthalten. Es ist mir, als sähe ich Herr Jourdain seine erste Lection in der Sprachlehre abwarten, und, wie betäubt, ausrufen: Ey! sind das nicht schöne Sachen! Ey schöne Sachen! **)

Indes-

*) L'art de parler du P. Lami L. I. Ch. XV. p. 77.

*) Der bürgerliche Edelmann, ein Lustspiel des Moliere.

Indessen wenn gleich das Vorgeben, daß Adam bey dem Anblicke der Wunder Gottes O gesagt habe, sehr lächerlich ist, so ist dieses doch noch lächerlicher, daß das griechische ὦ von der hellen Stimme seines zweyten Kindes herrühren soll. Wahrhaftig, dieses heißt, die Freyheit misbrauchen, der sich manche Schriftsteller bedient haben, die Leute zum besten zu haben, wenn man dergleichen Lappereyen drucken läßt, und mit einem dreisten Tone vorträgt. Aufs Höchste sind sie sonst nirgends, als im Rabelais auszustehen. Ist es nicht weit klüger, wenn jemand gerade heraus gestehet, er wisse etwas nicht, als wenn er den Leuten bereden will, er wisse es, und zum Beweise so gar erbärmliche Gründe anführet?

Wenn man als ein vernünftiger Mann reden will, mein lieber Isaak, so glaube ich, man müsse offenherzig bekennen, daß man es gar nicht wisse, was für eine Sprache Adam geredet habe, und daß man übrigens eher die Hebräische, als sonst eine andere dafür annehmen müsse. Was braucht man übrigens eben zu wissen, ob die Verwirrung bey dem Thurmbau zu Babel sich bloß auf den Verstand der Leute erstreckt habe, und ob man dieses, was von dem Ursprunge der Sprachen gesagt wird, also erklären müsse? Zu unserm Unterrichte ist es genug, soviel zu wissen, daß vor der Zerstreuung der Nationen eine einzige Sprache im Gebrauche gewesen, und die übrigen hinten nach entstanden sind. Denn was die Meynung des Diodorus von Sicilien, und etli-

cher neuern Gottesleugner anlangt, welche sprechen, die aus der Erde gezeugten Menschen hätten im Anfange ihres Daseyns so, wie etwan unter ihnen verschiedene Gesellschaften entstanden sind, auch allerhand Sprachen gemacht, dieses ist ein abgeschmackter Irrthum, der aus ihren abscheulichen Grundsätzen herkommt. Vermuthlich würden die Menschen, wenn sie einander, gleich nach ihrer Schöpfung, nicht hätten verstehen können, nicht beysammengeblieben seyn, oder gesucht haben sich zu vereinigen, und Gesellschaften zu errichten. Sie wären wohl eher, wie die Thiere, in den Hölzern herumgelaufen, und hätten sich nimmermehr die Mühe gegeben, nach allgemeiner Bewilligung gewisse Begriffe mit gewissen Tönen zu verbinden.

Die Gottesleugner mögen sagen, was sie wollen, so ist dennoch der Ursprung der ersten Sprache, welche die Menschen gesprochen haben, bey Gott zu suchen. Er hat sie dem Adam gelehrt, oder wenigstens nebst allen andern Wissenschaften, die er ihm geschenkt, ins Herz gegeben. Indessen ist meine Meynung gar nicht zu behaupten, daß unser Stammvater eine allgemeine Wissenschaft von Gott erhalten habe. Gott hat es, nach meinen Gedanken, daran genug seyn lassen, daß er ihm in allen dem unterwieß, was er zu kluger Führung seines Lebens vonnöthen hatte.

Wäre das höchste Wesen nicht die Quelle, aus welcher die erste Sprache, die der Mensch geredet hat, herfließt, so frage ich, wie war es möglich, daß die Menschen, die, wie Blumen auf

einer

einer Wiese, auf die Welt kamen, einander ihre Gedanken zu wissen thun, sich zusammenhalten, über so viele und unzählige Umstände eins werden konnten, die zu Bildung einer Sprache, wovon keiner unter ihnen einen Begriff hatte, vonnöthen sind? Wäre nicht eher zu vermuthen, daß sie ihre unordentlichen Begierden zu befriedigen gesucht, als jene bewundernswürdige hohe Schule errichtet haben würden, welche die Gottesleugner aus lauter solchen Leuten machen, denen nicht der geringste Klang bekannt ist, wodurch die Menschen einander ihre Gedanken zu wissen thun können. Gott, sagt einer von den berühmtesten und vernünftigsten Weltweisen *), hat den Menschen zu einem gesellschaftlichen Leben erschaffen; zu dem Ende hat er ihm nicht allein das Verlangen eingeflößt, und ihn in die Nothwendigkeit versetzt, mit andern seines gleichen zu leben; sondern er hat ihm auch das Vermögen zu reden geschenkt. Dieses sollte das große Werkzeug, und das gemeinschaftliche Band der Gesellschaft seyn. Daher sind die Gliedmaßen des Menschen von Natur so eingerichtet, daß sie sich zu Bildung deutlicher Töne, die wir Wörter nennen, gebrauchen lassen. Allein dieses reicht zu Bildung einer Sprache noch nicht zu; denn man kann es ja mit Papagoyen, und etlichen andern Vögeln dahin bringen, daß sie richtige Töne und ziemlich deutliche Worte aussprechen,

*) Locke philosoph. Versuch, von dem menschlichen Verstande 3ter B. 1 Kap.

sprechen, und gleichwohl zu einer Sprache gar kein Vermögen haben. Es mußte also der Mensch, über diese deutlich ausgesprochne Töne, auch im Stande seyn, sich solcher Töne, als Zeichen innerlicher Begriffe zu bedienen; und sie zu so vielen Zeichen der Gedanken, als wir im Verstande haben, mit Gewißheit fest zu setzen: Damit sie solchergestalt andern offenbaret werden, und also die Menschen einander das, was sie im Sinne haben, mittheilen konnten.

Hier siehest du, mein Isaak, woran wir uns halten müssen. Die Vernunft und das Licht der Natur bestätigen, daß wir also richtig denken. Man mag darwider einwenden, was man will, so kann man es, nach meinen Gedanken, nicht entkräften. Indessen ist nicht leicht eine Meynung, wenn sie gleich noch so deutlich zu seyn scheinet, ohne alle Schwierigkeiten, die denenjenigen nicht einfallen, welche ihr ihren Beyfall mit einer Zuversicht geben, worüber sie die Stärke der Einwürfe nicht empfinden. Ich werde dir also, mein werther Isaak sehr verbunden seyn, wenn du mir deine Gedanken mittheilest. Ich werde mich in meiner Meynung für desto gegründeter achten, wenn ich glauben darf, daß sie dir nicht misfällt. Denkst du aber, ich sey in meiner Meynung nicht richtig, so werde ich mich von meinen Vorurtheilen loszumachen, und deinen Gründen beyzutreten suchen. Niemand hat die Gabe mehr, als du, andere zu überreden; es giebt sehr wenige, die sich deren rühmen können.

nen. Viele setzen ihre Widersacher in allerhand Zweifel, ohne ihren Verstand zu lenken; und von seinen Meynungen abzubringen. Ein Schullehrer, der mit seinen kunstmäßigen Schlüssen bewafnet ist, treibt seinen Feind sehr in die Enge. Er macht sich das Vorrecht, Worte zu misbrauchen, zu Nutzen, um dadurch die Vernunft verwirrt zu machen, setzt Schluß auf Schluß nach den strengsten Regeln der Kunst, und bringt es endlich soweit, daß er die allerungereimteste Sache erweist, ohne doch diejenigen, mit denen er zu thun hat, zu überzeugen. Der Verstand empöret sich wider Gründe, deren Unrichtigkeit er empfindet, ohngeachtet er sie nicht entwickeln kann. Diese Art zu schließen, aus welcher die nazaräischen Lehrer soviel Werks machen, ist viel eher im Stande den Kopf verwirrt zu machen, als ihm zu helfen, und Unterricht zu geben. Daher trift man auch viele Leute an, die viel richtiger und gemessener, als gewisse Lehrer der Weltweisheit, schließen, wenn sie gleich auf keiner hohen Schule gewesen sind.

Man darf den Fehler nicht der Unwissenheit in der Vernunftlehre zuschreiben, den man in den meisten Schlußfolgen der Menschen bemerkt. Es liegt an dem Mangel, und Fehler ihrer Gedanken, an der Unrichtigkeit und Dunkelheit eben derselben, an den schlimmen Grundsätzen, wovon sie den Kopf voll haben, und an den Vorurtheilen, womit sie behaftet sind. Je mehr oder je weniger diese Mängel sich an ihnen befinden,

desto mehr oder weniger sind ihre Schlüsse vernünftig.

Lebe gesund, mein lieber Isaak, sey vergnügt, und glücklich; und melde mir, wie du dich befindest.

Amsterdam.

Der hundert und neunte Brief.

Jakob Brito an Aaron Monceca.

Itzt will ich dir von der abscheulichsten Handlung in der Welt erzählen, und jene barbarische Inquisition schildern, die durch das Blut unserer Brüder, und vieler unglücklicher Nazaräer, welchen das Unglück begegnete diesen und jenen Mönch zum Feinde zu haben, sich genähret, und den Durst gestillt hat. Denke nicht etwan, Haß und Verbitterung veranlasse mich, daß ich manche Sache mit gar zu häßlichen Farben abmahle. Ich werde dir weiter nichts sagen, als was ich von verschiednen Franzosen, Deutschen und Engelländern erfahren habe, welche von den blutigen Hinrichtungen, die diese Mönchsversammlung verordnet, die Furien angestiftet, der Geitz veranlaßt, und der Aberglauben unterstützt hat, Zeugen gewesen sind.

Wenn man ein Auto da Fe, oder ein Gericht in Glaubenssachen hält, das von der Inquisition verordnet ist, so erbauet man auf dem großen

Markte

Markte ein großes Gerüste. Daselbst miethet sich jedermann Erker und Fenster, und sieht diesen schrecklichen Anblick, eben so wie eine feyerliche Lustbarkeit an. Der Hof, der König, die Königinn, die Hofdamen, die Gesandten, u. s. w. sind dabey zugegen.

Der Stuhl des Inqvisitors ist eine Art von Thron, der noch höher, als der königliche steht. Diesem gegen über wird ein Altar gebauet, auf welchem die Nazaräer das Blut der armen Menschen, die sie ums Leben bringen wollen, der Gottheit widmen. Mitten in ihren Gebräuchen halten sie mit ihren Gebeten inne. Der Großinqvisitor steigt in bischöflichem Habite von seinem Gerüste herab, und nachdem er sich vor dem Altare, welcher dem Geitze, und der Grausamkeit gewidmet ist, gebeugt hat, so steigt er in Begleitung etlicher Bedienten der Inqvisition auf den Thron des Königs. Dieser Monarch steht zu solcher Zeit mit bloßem Haupte, hat den Reichsfeldherrn von Castilien, der den königlichen Degen in der Höhe hält, an seiner Seite, und schwört, daß er den Eyd, den ein königlicher Hofrath vorliest, halten will. Dieser Eyd verbindet ihn, alle Handlungen der Inqvisition für genehm zu halten.

Wenn dieses geschehen ist, so werden die unglücklichen Menschen, über welche man das Todesurtheil ausgesprochen hat, hervorgebracht, und um den ganzen Markt herumgeführt. Die nicht zum Tode, sondern nur zu grausamen Kerkern verurtheilt sind, tragen ein Sanbenito, oder ein

großes Brustschild von gelben Tuche mit einem rothgemahlten St. Andreaskreutze. Die aber das Unglück haben, verbrannt zu werden, haben lange graue, und mit Flammen bemahlte Röcke an; die keine Nazaräer werden wollen, tragen Bilder oder Gemählde des Teufels, und ebenfalls ein Brustschild, worauf die Worte: Fouego rebuelto, oder umgekehrtes Feuer stehen.

Die Grandes von Spanien, und die vornehmsten spanischen großen Herren verrichten bey diesen gräßlichen Gebräuchen die Stelle der Häscher. Sie führen diese für Verbrecher ausgeschrienen armen Leute, die verbrannt werden sollen, und bringen sie mit starken Stricken gebunden zum Tode. So weit bringet es der Aberglauben, und die eingebildete Heiligkeit, daß diese stolzen Don Diegvos, Don Sanchos, Don Pedros, und Don Garcies nicht nur Mönchssklaven, sondern sogar Henkersknechte werden.

Zu Vermehrung der Qvaal dieser unglücklichen, die zum Feuer verdammt sind, schreyet ein Haufen unwissender und unbarmherziger Mönche ihnen mit Heftigkeit in die Ohren, und diese vermischen ihre unvernünftigen Bewegungsgründe mit den abscheulichsten Schimpfworten. Endlich stürzt man sie in das für sie angezündete Feuer. Hier, mein lieber Monceca, sieht man Beyspiele von der Standhaftigkeit unserer Nation. Es giebt manche getreue Juden, und Abkömmlinge von den alten Israeliten, die selbst in das Feuer springen. Andre lassen sich erst Hände und Füße verbrennen, ehe sie sich völlig auf den Holzhaufen

fen schwingen. Sie bezeigen sich dabey eben so gleichgültig, als Mucius Scävola, jener berühmte Römer, der die Hand über glüenden Kohlen verbrennen ließ. Sie loben den Gott Israel, und singen ihm zu Ehren mitten in einer so schrecklichen Marter.

Die felsenharten Spanier bleiben bey so vielen Grausamkeiten ungerührt. Weder Alter, noch Geschlecht, noch sonst etwas kann sie mitleidig machen. Höre, was ein nazaräischer Schriftsteller erzählt, der gar keines üblen Verdachts von ihnen beschuldiget werden kann. Unter den Juden, die man verbrannte, befand sich ein junges Mädchen, das, dem Ansehen nach, noch nicht 17 Jahr alt war. Sie stund auf der Seite nach der Königinn zu, und wandte sich an sie, um Gnade zu erhalten. Ihre Schönheit war ganz ausnehmend. „Große „Königinn, sagte sie zu ihr, sollte dero königliche Gegenwart in meinem Unglücke nicht „einige Aenderung veranlassen können? Betrachten sie meine Jugend, und daß es eine „Religion betrift, die ich mit der Mutter„milch eingesogen habe.„ Die Königinn wendete das Gesicht weg, und gab zu erkennen, daß sie großes Mitleiden hegte; allein sie getrauete sich dennoch nicht, für ihre Rettung ein Wort zu reden *).

Was

*) Memoires de la Cour d'Espagne, par M. d'Aunoy. II. Partie, p 66.

Was ist dieses, werther Monceca, für eine Bezauberung, welche die Menschen so weit hat verblenden können, daß sie zu Sklaven solcher Grausamkeiten werden? Kann wohl eine Nation so sehr eingenommen, so sehr ihren Vorurtheilen ergeben seyn, daß sie ihre Vernunft gar nicht zu Rathe ziehet, und Hinrichtungen, die dem Naturgesetze so sehr entgegen gesetzt sind, nicht abschaft? Die nazaräischen Mönche sind sehr gefährliche Zauberer, weil sie den menschlichen Verstand verrücken, und die häßlichsten Schandthaten mit dem Namen der Tugenden also bemänteln. Ueberlege nur, mein lieber Monceca, wie weit sich ihre Gewalt in Spanien erstreckt. Eine Königinn getrauet sich nicht, um das Leben eines jungen Mädchens von 15 Jahren zu bitten, das weiter kein Verbrechen wider sich hat, als daß es eine Religion bekennt, die ihr von Kindheit an beygebracht worden ist! Eine königliche Hoheit getrauet sich nicht der Mönchsgewalt das Gleichgewicht zu halten! Sie fürchtet sich, unter den Anfällen dieses Ungeheuers unterzuliegen, das durch den Aberglauben geschützt wird!

Das allerentsetzlichste bey diesen blutigen Trauerspielen sind die Ablaßbriefe, welche die römischen Päbste, dazu ertheilt haben. Wer diese Unglückliche, die zum Feuer verurtheilt sind, hinführt, und in die Flamme stürzt, erhält auf hundert Jahre Ablaß; und wer es dabey bewenden läßt, daß er sie hinrichten siehet, derselbe kann sich dergleichen auf 50 Jahre versprechen. Gerechter Gott, wie häßlich, wie abscheulich ist dieses!

ses! Lieber Monceca! die himmelschreyendsten, die verabscheuungswürdigsten Missethaten werden zu einem heilsamen Mittel die Gottheit zu versöhnen! Geitz, Grausamkeit, Raserey, Wuth sind die Tugenden der nazaräischen Lehre in Spanien! Die Nazaräer, welche in Frankreich und Deutschland sich eine Ehre daraus machen, daß sie Blutvergießen verabscheuen, haben in den Ländern, wo die Inqvisition eingeführt ist, Mitbrüder, die unter dem Vorwande der Religion aus einer Mordthat ein gutes Werk, und aus ihrer Grausamkeit einen Hauptsatz ihres Glaubens machen.

Den Tag nach der Verbrennung dieser Unglücklichen macht man zu einem sehr feyerlichen Feste. Alle Mönche gehen in Procession, und begeben sich nach der Hauptkirche. Man trägt die Bildnisse der Verurtheilten, als erbeutete Siegszeichen von den Feinden, mit diesen Worten: Morreo quemado per Hereje relapso. Unter die, welche auf der Behauptung ihrer Unschuld verharret sind, wird geschrieben: Por Hereje convicto negativo, und unter die, welche bey ihrem Glauben geblieben sind, schreiben sie: Por Hereje contumas.

Die rasenden Mönche sind mit dieser Art von Triumphe nicht zufrieden; sie gehen so weit, daß sie die, welche schon seit vielen Jahren gestorben sind, auch im Grabe nicht einmal ruhen lassen. Man trägt in gewissen Kästen, die sie carochas heissen, ausgegrabene Gebeine von Menschen, über welche man nach ihrem Tode Gericht hält.

Demnach kann sogar Grab und Tod nicht einmal Sicherheit für dem Hasse der Mönche verschaffen. Sie verfolgen ihre Feinde, wenn diese schon in der Erde liegen. Doch ist es Spanien nicht allein, wo man gesehen hat, daß dergleichen Entheiligung der Gräber vorgehet. Auch in etlichen andern Ländern hat man es eben so weit getrieben, und unter dem Vorwande der Religion nicht einmal die Todten ruhen lassen.

Nimmermehr glaubte man, wenn man es nicht sähe, daß die Mönche in dem Ländern, wo die Inquisition herrschet, so gar weit um sich gegriffen hätten. Die Vernunft empöret sich, sobald man uns bereden will, daß Menschen solche Thoren, und so schwache Gemüther gewesen sind, daß sie sich der unumschränkten Gewalt der Mönche unterworfen, ihrer natürlichen und bürgerlichen Rechte entsaget, die ordentlichen Gerichtshöfe ihrer rechtmäßigen Gerichtsbarkeit beraubet, und dieselbe neuen Gerichten, die aus dem Abschaume des menschlichen Geschlechtes bestehen, überlassen haben.

Die allerlistigste Staatskunst war die Grundfeste der Gewalt, die sich die Mönche erworben haben. Der übel angebrachte Eifer, unsere Nation, und gewisse Nazaräer, mit welchen man als mit Ketzern umgieng, auszurotten war dazu der Vorwand. Anfänglich war die Inquisition blos zu gerichtlicher Erkänntniß eines einzigen Falles angeordnet. Allein die leichtgläubigen Völker sahen nicht ein, daß dieser einzige Fall alle andern nach sich zog. Denn was für Handlungen,

gen, sie mögen gut, oder schlimm seyn, ziehet man nicht unter die geistlichen Gerichte? Das Judenthum, die Ketzerey, die Beobachtung aller Gebote des nazaräischen Gesetzes, die Eydschwüre, die Verbrechen wider den Gottesdienst, die Ehe mit zwo Frauen, die Sodomiterey, den Kirchenraub, die Beleidigungen, welche Geistlichen und Mönchen wiederfahren, die Zauberey, kurz soviele andre Dinge, die mit dem Glauben der Nazaräer in Verbindung stehen.

Die Völker erkannten mit Erstaunen, aber zu spät, daß sie den Mönchen gar zu viel Gewalt eingeräumt hatten. Sie hatten weder die Kraft, noch das Herz, ihnen dieselbe abzunehmen. Sie küßten die Ketten, womit sie sich selbst gefeßelt hatten, und wurden die ersten Werkzeuge der Tyranney, worunter sie seufzten. Endlich brachten es die Päbste, mit Hülfe der Bullen, und eben derjenigen Mönche, deren Macht sie, zur Befestigung der Ihrigen befördern wollten, so weit, daß sie die Leute überredeten, die Aufrechthaltung der Gewalt der Geistlichen sey für die Religion eine nothwendige Sache. Die abergläubischen Spanier, die unwissenden Portugiesen, und die träumenden Italiäner führten das ungerechte Inqvisitionsgericht nicht nur unter sich völlig ein, sondern sie wollten es auch bey ihren Nachbarn einsetzen. Diesen war dieses so höllische Gericht gar zu sehr bekannt, als daß sie sich demselben unterwerfen wollten. Spanien verlohr einen Theil von den Niederlanden, weil es diese unter das Joch der Inqvisition bringen wollte. Frankreich

war damals zu klug, als daß es sich von seinen Vorrechten hätte Abbruch thun lassen. Es wehrte sich also herzhaft gegen alle Anfälle der Päbste.

Die übrigen nazaräischen Nationen hegen für das Gericht der H. Inquisition einen solchen Abscheu, daß sie erzittern, wenn sie es nur nennen hören. Kaum entrüstet sich ein Jude, dessen Vater verbrannt worden, und der selbst der Todesstrafe weiter durch nichts, als durch die Flucht entgangen ist, bey dem schrecklichen Namen der Inquisition heftiger, als ein Parlamentsrath von Paris, wenn man ihm von diesem abscheulichen Gerichte saget. Es findet sich nie ein gemeiner Dorfrichter, der nicht lieber die allerverdrüßlichsten Widerwärtigkeiten sich gefallen läßt, als daß er unter einer andern Gerichtsbarkeit, außer der Weltlichen steht, und einen andern Oberherrn, als seinen König, und andre, die dessen Verordnungen vollstrecken, außer den Parlamentern, erkennt.

Die Mönche haben zwar eine lange Zeit in Frankreich, sonderlich zur Zeit der Lige, oder des bekannten papistischen Bündnisses wider die Protestanten, da sie bey Spanien Schutz fanden, viel gegolten. Indessen haben sie es doch niemals gewaget, die Inquisition in diesem Königreiche einzuführen, ohngeachtet sie es unter der Hand versucht hatten. Sie fanden daselbst soviel Widerstand, daß sie wohl sahen, sie würden ihr Ansehen dadurch eher niederreißen, als in die Höhe bringen.

Eben so ist allen verschiednen Staaten des Königreichs daran gelegen, daß die Errichtung dieses ungerechten Gerichtes gehindert wird. Der König, als unumschränkter Herr in seinem Königreiche, würde an dem Großinquisitor einen Nebenbuhler haben. Aus den zwölf Parlamentern würdern schlechte Dorfgerichte werden. Das Kriegsheer würde mehr unter den Mönchen, als unter den Oberbefehlshabern stehen: Die Bischöfe würden es mit ansehen müssen, daß schlechte Geistliche in der geistlichen Gerichtsbarkeit mehr, als sie, zu befehlen hätten; die Geistlichen würden so gut, als der Pöbel Sklaven der Mönche, und Schlachtopfer ihres Geld- und Ehrgeitzes werden; der französische Adel, der so gewohnt ist, dergleichen Leute gering zu schätzen, und durchgängig, als den Abschaum des menschlichen Geschlechts, zu betrachten, würde ein großes Glück haben, wenn er in die Zahl der Familiares del Sto. Officio eintreten könnte: Die Herzoge und Pairs könnten ja auch das Recht haben Ablaß auf hundert Jahre zu gewinnen, wenn sie auf unmenschliche Art arme Leute nach dem Scheiterhaufen führen wollten; eine große Ehre für sie, wenn sie also Henkersknechte würden!

Man hat gar nicht Ursache, mein lieber Monceca, zu befürchten, daß die Inqvisition in irgend einem Staate, wo sie nicht bereits ist, aufkommen werde. Ihre Abscheulichkeit ist gar zu wohl bekannt, und ich bin versichert, es finde sich unter den Europäern kein vernünftiger Mensch, der nicht lieber ein Türke werden, als sich unter der

Gewalt eines blutdürstigen Dominikaners, oder sonst eines dergleichen unerbittlichen Verfolgers sehen sollte.

Ich wünsche, daß es dir, mein lieber Monceca, wohl gehe, und daß du nirgend anders, als in Ländern leben mögest, die auf so kluge Art billig gesinnt sind, als dasjenige, wo du dich gegenwärtig befindest.

Madrit.

Der hundert und zehende Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und alten Rabbi von Constantinopel.

In meinem letzten Schreiben habe ich dir von der großen Menge der Buchdrucker und Buchhändler, die sich in Amsterdam befinden, gesagt; in den übrigen Städten sind in ihrer Maaße eben soviel. Ohne Zweifel wird dir dabey einfallen, es müsse auch in dem Lande ein Haufen von Bücherschreibern sich aufhalten, die so vielen Pressen zu thun geben, und den Bücherhändlern Gelegenheit verschaffen, neue Bücher, die sie alle Tage anmelden, zu liefern. Du hast vollkommen recht. Die Schriftsteller machen hier zu Lande eine fast eben so zahlreiche Menge aus, als die Bildsäulen

len des alten Roms, deren Anzahl die Menge der Einwohner einer gemeinen Stadt übertraf *).

Wenn alle schlechten Schriftsteller, wovon es in den vereinigten Provinzen wimmelt, auf einen Fleck zusammengebracht würden, so könnte man daraus eine Colonie machen, der es lange Zeit an gesundem Verstande und Ueberlegung fehlte.

Vielleicht weißt du nicht, was für einer Ursache du diese so große Menge von Schriftstellern zuschreiben, sollst, und warum der Trieb zu schreiben in diesem Lande mehr, als in einem andern herrschet. Es vereinigen sich verschiedne Ursachen, die Zahl dieser Papierverderber zu unterhalten und zu vermehren. Manches sind verlaufene Mönche, die aus ihren Klöstern entflohen sind, und da sie weiter mit nichts ihr Leben erhalten können, sich vorstellen, ein Buch werde so bald fertig, als eine schlechte Predigt. Andre hören immer von neugedruckten Büchern reden, und werden daher mit der Autorseuche angesteckt. Die Schreibsucht in diesem Lande ist ein Uebel, das eben so, wie die Schwärmerey um sich greift. In meinen Augen sind die schlechten Schriftsteller wie jene Leute in Paris, die in Entzückungen ge-

*) Has statuas primum Tusci in Italia inueniſſe referuntur, quas amplexa posteritas, pene parem populum vrbi dedit, quam Natura procreauit. Cassiodor. Var. L. VII. C. XV. Diese Bildsäulen sollen die Tuscier zuerst in Italien erfunden haben. Die Nachkommenschaft hat sie lieb gewonnen, und die Stadt damit fast eben so volkreich, als die Natur mit Menschen gemacht.

rathen *). Sie handeln, wie jene, durch eine Art von Begeisterung, deren Ursache ihnen unbekannt ist. Die Buchhändler fragen nicht darnach, ob ein Buch gut oder schlecht sey. Wenn es nur neu ist, so finden sie allezeit Gelegenheit, es loß zu werden. Sie lassen es unter einem gewissen vielbedeutenden Titel in die Zeitungen setzen. Unter der großen Menge von Monatsschriften, die im Druck erscheinen, findet sich immer eine, mit deren Abdrucke sie zu thun haben. Folglich giebt diese dem elendesten Buche einen prächtigen Lobspruch, ohne daß die gelehrte Welt sich darüber beschweren darf, weil man seit langer Zeit weiß, daß dergleichen Werke zu nichts andern da sind, als die Bücher gewisser Buchhändler zu tadeln, und gewisser andern ihre zu loben.

Wenn ein Buch so schlecht ist, daß nur etwan ein Theil von der Auflage verkauft werden kann, so läßt man es nach Verlauf eines Jahres unter einer andern Ueberschrift noch einmal in die Zeitungen setzen. Man vermehrt es mit einer eben so schlechten Vorrede, als das Werk selbst ist. Mit Hülfe dieses Betrugs verkauft sich das noch übrige von dieser Auflage. Endlich giebt es in Holland überaus viel Wege, Bücher, deren die Bücherhändler sich nicht entledigen können, loß zu werden. Was sie nicht einzeln wegbringen können, verkaufen sie im Ganzen an die Butterweiber und Gewürzhändler. Sonderlich findet man in den Läden der Letztern eine große Menge von Büchern, die seit 10 bis 12 Jahren gedruckt worden

*) Convulsionaires.

worden sind. Wenn wir 6 oder 7 Schriftsteller ausnehmen, die größtentheils noch dazu gebohrne Holländer sind, so halten sich, außer diesen, wenig Bücherschreiber in diesem Lande auf, die nicht daselbst ein großes Verzeichniß von Büchern, die sie herausgegeben haben, verfertigen könnten.

Es würde etwas unnützes seyn, wenn ich dir von diesen unzeitigen Geburten der gelehrten Welt viel sagen wollte. Ihre Namen sind eben so verachtet, als ihre Werke. Es wird hoffentlich genug seyn, wenn ich von einigen Schriftstellern, die es verdienen, daß man sie kennt, dir einen Begriff zu geben suche. Boerhaeve, 's Gravesande, Vitriarius sind große Männer. Muschembroek hat schöne Versuche in der Naturlehre gesammlet. Es ist dir nicht unbekannt, daß Barbeyrac ein guter Uebersetzer sey. Es giebt noch sonst etwan auf den hohen Schulen dieser Provinzen etliche Leute, die durch ihre Wissenschaft und rechtschafne Lebensart gepriesen zu werden verdienen. Man trift auch, unter den Gottesgelehrten und Geistlichen, Leute von vorzüglichem Range an; unzählige male habe ich den Saurin als einen vortreflichen Prediger beschreiben hören. Allein die Anzahl aller dieser Schriftsteller ist so gering, wenn man sie gegen die andern hält, daß man sie gar nicht gegen einander in Vergleichung setzen darf. Doch muß man den Holländern Gerechtigkeit wiederfahren lassen: Alle diese schlechten Schriftsteller, oder wenigstens der größte Theil davon sind Ausländer. Es fällt vielen ein, französisch zu schreiben, und wenn ihre Bücher

eher zum Vorschein kommen, so wundert man sich in Frankreich ganz entsetzlich, daß man darinnen die Gasconische, Normandische, und sonst eine ungeschickte Sprache antrift. Es giebt sogar manche darunter, deren Sprache gar niemand versteht. Sie haben aus allen verschiednen Mundarten etwas, und es möchte fast heißen, es sey eine französische Sprache, die von den Griechen aufgewärmt ist.

Es ist zu befürchten, mein lieber Isaak, daß dieses Gedränge von schlechten Schriftstellern nicht allein bey den Einwohnern des Landes, sondern auch bey den meisten unter denen, die sich auf die Lesung der Bücher legen, den Geschmack verderbe. Ich sehe die Läden gewisser Bücherhändler, als Schmelzstätte berühmter Chimisten an, welche allerhand Dinge kochen, womit der menschliche Verstand verrückt, und die Nahrung, die er aus Lesung guter Bücher nehmen kann, vergiftet wird. Es ist gewöhnlich, daß man in Frankreich die Schriften, ehe sie gedruckt werden, genau prüft, um zu erfahren, ob die Verfasser nicht etwan wider die Mönche etwas gesagt haben, und ob ihnen nicht etwan ein Ausdruck entwischt sey, welcher sie zu erkennen giebt; eben so wünschte ich, daß die Bücher, die man in Holland druckt, vorher durch die Musterung gehen müßten, um zu erfahren, ob nicht vielleicht etwas, wider die gesunde Vernunft, darinnen steht, und daß man dem menschlichen Geschlechte eben den Dienst erweisen möchte, den man einem Haufen fauler Bäuche erweist, deren Handthierung und

Stand durch einen alten Aberglauben ehrwürdig gemacht worden ist. In Paris läßt man ein Buch nicht zum Drucke kommen, weil etwan der römische Hof darinnen nicht geschont, oder gar zu frey vom Ablasse geschrieben, oder von Arnaud, als von einem großen Manne, gesprochen wird. Allein ist es denn nicht noch viel wichtiger, dreyßig Schriftstellern, die den Geschmack verderben, den gesunden Verstand zernichten, und die Vernunft verdunkeln, Einhalt zu thun?

Ich wundere mich, daß die Holländer die doch sonst immer auf die Wohlfahrt und Ruhe der menschlichen Gesellschaft bedacht sind, niemals daran gedacht haben. Wer weiß, ob es nicht geschehen ist; allein die Furcht, eine Gewohnheit aufzubringen, die in der Folge ihrer so werthen Freyheit Abbruch thun möchte, hat sie gehindert, den Lauf solcher Bücher, die nicht allein der gelehrten Welt, sondern überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlechte schädlich sind, zu hemmen. Denn die Wissenschaften stehen bey den Holländern in großem Werthe, sie haben für gelehrte Leute ganz besondere Achtung, und nehmen sie mit der größten Freundlichkeit auf, sie mögen von einer Nation seyn, von welcher sie wollen. Bayle und etliche andre Franzosen werden von den vornehmsten Gliedern des Staats geehrt und geliebt. Seit mehr, als 1700 Jahren hat man dasjenige in wenig andern Ländern gesehen, was man in Holland antrift. Die Stadt Rotterdam hat, aus Achtung für die Tugenden des Erasmus, seine Bildsäule auf öffentlichem Markte aufrichten lassen.

lassen. Das heißt doch, die Vorzüge gelehrter Leute in Betrachtung ziehen, wenn man einem geschickten Schriftsteller ein dergleichen Denkmal stiftet. Je mehr der Staat in Flor gekommen ist, destomehr hat sich, wie es scheint das Wesen sowohl, als die Gestalt dieser Bildsäule geändert. Anfänglich da sie im Jahr 1540 aufgerichtet wurde, war sie von Holze, hernach machte man sie im Jahre 1567 von Steine, und endlich wurde sie so, wie sie noch itzt ist, im Jahre 1622 von Metall verfertiget. Vielleicht würde wohl gar, wenn wir noch hundert Jahre erlebten, eine von Golde errichtet seyn. Es ist zu verwundern, daß Delft, welches der Stadt Rotterdam so nahe liegt, und durch den berühmten Grotius so sehr bekannt worden ist, diesem großen Manne nicht eben dergleichen Bildsäule gesetzt hat.

Wenn ich, mein lieber Isaak, die Art, wie dieser Staat nach und nach in die Höhe gekommen ist, betrachte, so kann ich mich nicht enthalten, über dasjenige zu erstaunen, was Arbeitsamkeit, durch die Liebe zur Freyheit unterstützet, zu bewerkstelligen im Stande ist. Ein Stück Land, das auf dem Wasser herumschwimmt, ein ungebautes Land, wo fast gar nichts wächst, wird in weniger Zeit die Vorrathskammer, und der Mittelpunkt, aller Reichthümer in der Welt.

Es gehörte freylich so viel Arbeit dazu, als die Holländer angewendet haben, um ihr Land durch die angelegten Dämme gleichsam dem Meere zu entreißen. Es mußte aber auch so viel Geld vorhanden seyn, als sie besitzen, um die Unkosten

zu

zu bestreiten, als ihnen eben diese Dämme kosten. Sie sehen sich genöthiget, dieselben mit unbeschreiblicher Mühe zu unterhalten; denn die Sicherheit ihres Landes beruhet auf ihrem guten Stande. Die See ist zwar freylich die Pflegemutter der Holländer; allein sie ist auch ihre größte Feindinn *). Im Jahre 1574 nahm die See von dem Dorfe Scheveling 112 Häuser weg. Die Kirche davon steht heut zu Tage an der See, anstatt daß sie sonst mitten im Dorfe war.

Die unabläßlichen Ausbesserungen, die man nicht Umgang haben kann, und der andre Aufwand, den der Staat tragen muß, sind die Ursache, warum in Holland die Abgaben ziemlich stark sind. Wer die Beschaffenheit der Umstände weiß, wird darüber nicht unwillig, und man sieht in diesem Lande nicht eben viel Mißvergnügte. Dieses sind verhaßte und verächtliche Leute, die ihr Glück auf dem Untergang eines Staats zu bauen suchen, und als Menschen, die sich stets bereit finden lassen auf ihr Vaterland loszuziehen, ihre Hofnung auf zukünftige Unruhen, und Unglücksfälle setzen. Jedermann ist zufrieden, daß er eine völlige Freyheit genießt, und kommt der Nothdurft des Staats mit Vergnügen zu statten. Er siehet sein Vaterland als eine gute Mutter an, der er beyzustehen verbunden ist.

Soll ich etwas an den Holländern tadeln, so ist es die blinde Liebe, die sie gegen ihre Kinder hegen, und die es hindert, daß sie ihnen ihre Fehler

*) Misson, Voïage, de Hollande, p. 5.

ler nicht abgewöhnen, und eine gehörige Erziehung geben. Ich wünschte, daß sie in diesem Falle nicht so gar gelind wären. Die Lacedämonier erzogen ihre Kinder ganz anders. Sie hielten dieselben sehr streng, und gewöhnten sie beyzeiten zu allerhand Uebungen. Sie brachten ihnen eine so große Liebe zur Tugend, und eine so besondre Standhaftigkeit bey, daß einer von ihren Söhnen, der bey einer gewissen Feyerlichkeit einsmals eine Fackel hielt, sich eher die Hand verbrennen ließ, als daß er diese Feyerlichkeit gestört hätte *).

Schon in der Jugend muß man den Kindern die Sitten und ersten Neigungen angewöhnen. Es giebt unzählige Fehler, wobey es unendlich viel Mühe kostet, daß man sie in zunehmenden Jahren, und Verstandskräften wegschaft, wenn sie einmal durch die Gewohnheit eingewurzelt sind. Es ist fast unmöglich, die Italiäner völlig von dem Aberglauben loßzumachen. Immerfort bleibt in ihnen ein gewisser Glaube an allerhand eitle Einbildungen übrig,

*) Wenn Cicero von der Herzhaftigkeit, Standhaftigkeit, und dem Muthe der lacedämonischen Kinder redet, so sagt er, es habe öfters zugetroffen, daß sie, indem sie gegen einander gestritten, unter den Schlägen ihrer Widersacher eher den Geist aufgegeben, als eingeräumt haben, daß sie überwunden wären. Adolescentium greges Lacedaemone vidimus ipsi, incredibili contentione certantes, pugnis, calcibus, vnguibus, morsu denique, vt exanimarentur prius, quam se victos faterentur. Cicero Tuscul. Quaest. L. V. C. 27.

übrig, die man ihnen von Jugend an beygebracht hat. Eben also haben auch die Holländer alle Mühe, sich von einer Art der Eigenliebe, und Beharrlichkeit auf ihren Meynungen zu entledigen. Dieses rührt von der allzugroßen Gelindigkeit der Eltern her, die ihren Kindern in allen Dingen den Willen gelassen haben. Indessen thun Leute von Stande äußerlich, als wollten sie sich der Erziehung ihrer Kinder, mit einiger Sorgfalt annehmen. Zum Unglück aber geben sie ihnen schlechte Lehrmeister.

Darüber wirst du dich ohne Zweifel außerordentlich wundern, daß eine so kluge Nation, als die Holländische ist, die erste Erziehung ihrer angesehensten Jugend lauter verlaufenen Mönchen, und unwürdigen Pfaffen, die anderwärts nicht haben gut thun wollen, anvertrauet. Eine so tadelnswürdige Unachtsamkeit könnte leicht schreckliche Unbeqvemlichkeiten, und eine Reue, die so empfindlich, als überflüßig ist, nach sich ziehen. Sollten denn nicht Landskinder zu finden seyn, die sich im Stande befänden, ein so wichtiges, und der allerernsthaftesten Aufmerksamkeit so würdiges Werk zu verrichten? Kaum sollte ich mir dieses einbilden. Die Weiber lassen sich vielmehr durch ein gewisses äußerliches artiges, und stutzerisches Bezeigen einnehmen, und die Männer geben ihnen gar zu sehr nach. Daher wird das eitle oftmals dem gründlichen, und das schädliche dem nützlichen vorgezogen. Die Mädchen sind in solchem Falle viel besser dran, als die Knaben, und die Personen, denen sie übergeben

werden, sind zu Erfüllung ihrer Pflicht ungleich geschickter.

Ehestens werde ich, mein lieber Isaak, aus diesem Lande reisen, und mich nach Berlin begeben. Von da will ich nach Hamburg gehen, wo ich mit Isaak Mejo etwas wichtiges auszumachen habe. Ich werde dir von allem, was ich bey den Deutschen zu sehen bekomme, und für denkwürdig achte, genaue Nachricht geben. Diese Nation kennest du besser, als ich. Die oftmaligen Reisen, welche du ehemals an die meisten Höfe von Deutschland gethan hast, haben dir so viele Erkänntniß verschaft, als ich mir zu erlangen nicht schmeicheln darf. Du wirst mich dir verbindlich machen, wenn du mir melden willst, ob dir die von mir mitgetheilten Betrachtungen richtig zu seyn scheinen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn meine Briefe fernerhin deinen Beyfall finden. An meinen Bemühungen es dahin zu bringen werde ich nichts ermangeln lassen. Da ich in Frankreich war, las ich deine Briefe verschiednen Gelehrten, die, wie es mir schien, vollkommen damit zufrieden waren. Ich weiß wohl, daß du von manchen Scheinheiligen, und etlichen Mönchen, die davon einige zu sehen bekommen haben, für einen Ketzer, und hartnäckichten Juden angesehen worden bist. Du darfst dir aber um ihren Beyfall keinen Kummer machen. Es findet bey diesen statt, was ein alter nazaräischer Lehrer von den heydnischen Priestern sagt: Die, welche die Weisheit lehren, sind nicht einerley Personen mit denen, die

über

über die Religion die Aufsicht haben. Die Weltweisen zeigen niemanden den Weg zum Himmel, und die Priester niemanden den Weg zur Weisheit *).

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, lebe vergnügt, und glücklich.

Amsterdam.

Der hundert und eilfte Brief.

Jakob Brito, an Aaron Monceca.

Die Weiber in Spanien, mein lieber Monceca, sind Gefangene ihrer Sklaven. Nirgends in der ganzen Welt sind die Männer ihnen mehr unterworfen; und an wenig Orten sind eben dieselben mehr eingeschränkt. Ohngeachtet die Ausländer, die seit einiger Zeit in dieses Königreich gekommen sind, diesen Zwang um vieles vermindert, und ihre entsetzliche Gefangenschaft in eine gelindere Sklaverey verwandelt haben, so wird gleichwohl immer noch sehr scharf auf sie Achtung gegeben. Frauenzimmer, das, seinem Stande nach, nicht bey Hofe erscheinen kann,

*) Philosophia et religio deorum disiunctae sunt, longeque differunt. Siquidem alii sunt professores sapientiae, per quos vtique ad Deos non aditur; aliique religionis antistites, per quos sapere non discitur. Lactant. Div. Instit. L. IV. C. III. p. 227.

bekommt beynahe niemanden weiter, als Anverwandte und ein paar Mönche zu sehen. Die übrigen haben, seit dem der spanische Hof die Sitten und Gebräuche des Französischen zum Theil angenommen hat, etwas mehr Freyheit.

Obschon die Weiber so sorgfältig bewacht werden, so darf doch niemand denken, als ob die Ehre der Ehemänner für allen Anfällen, die sie oft an andern Orten auszustehen hat, sicher sey. Die Mönche verrichten hier die Stelle der Stutzer in Frankreich. Ein franciskaner Mönch ist eben so gefährlich, als der liebenswürdigste Herr. Er weiß alle Mittel und Wege, das Herz einer Schönen zu besiegen. Um den allereifersüchtigsten Mann zu betrügen, verschaft ihm seine Mönchskappe, oder seine Kleidung in allen Häusern den Zutritt. Der scheinbare Titel eines Rathgebers, oder Gewissensraths geben ihm einen Vorwand, mit seiner Maitresse so lang allein zu seyn, als er es für gut befindet. Diese Unterredung würde kein Ehemann zu stören sich unterfangen, wenn er sich nicht in Gefahr setzen will, sich den traurigen Würkungen des Zorns, sowohl vom Himmel, als auch besonders von den Mönchen, bloß zu stellen.

Vielleicht wirst du, mein lieber Monceca, mich fragen, wie die eifersüchtigen Spanier sich mit dergleichen Mönchsbesuchen vertragen. Ich habe mich darüber eben so sehr, als du gewundert. In der Folge aber habe ich eingesehen, daß die Gewalt der Vorurtheile über diese Nation so groß war, daß sie ihre Eifersucht ihrem Aberglauben

unter-

unterwerfen: Entweder sind sie von der Tugend der Mönche, die in ihren Häusern aus und eingehen, vollkommen überzeugt, oder sie betrachten die, von diesen Mönchen herrührende, Hanreyschaft als etwas heiliges, ehrwürdiges, und das einen Theil von ihrer Religion ausmacht. Wer weiß, ob nicht ein Ehemann, der durch einen Geistlichen zum Hanrey gemacht wird, eine gewisse Art von Ablaß zu genießen hat. In solchem Falle befremdet es mich nicht weiter, wenn ein gemeiner Spanier ihn auf Kosten seiner Stirne zu gewinnen sich beeifert, da ein Grand von Spanien einen Juden zur Todesstrafe führt, und eben aus dem Grunde ein Kamerade der Familieren, von der Inquisition wird.

Es haben sich nicht etwan nur heut zu Tage Völker gefunden, welche den Hanreystand durch Vermittelung der Religion mit großen Merkmalen der Ehrfurcht angenommen haben. Achteten sich nicht die Heyden für sehr glücklich, wenn es einigen von ihren Göttern beliebte, auf der Erde einen Besuch zu machen, und daselbst einigen Ehemännern Hörner aufzusetzen? Diese Hörner brachten ihnen eben soviel Ehre, als eine Krone. Amphitruo, ein thebanischer General, achtete sich für sehr geehrt, daß Jupiter mit seiner Gemahlinn einen Halbgott zeugte *). Vielleicht

*) Alcmene trug auf ihrem Kopfputze drey Monden, um den Leuten zu zeigen, Jupiter habe, um desto länger mit ihr einen verliebten Umgang zu genießen, die Nacht dreymal länger, als gewöhnlich gemacht.

leicht bildet sich ein andächtiger Spanier eben soviel darauf ein, wenn er durch die dritte Hand ein Verwandter eines Augustiners oder Franciskaners wird, als ein Thebaner auf eine heydnische Gottheit.

Außer der Freyheit, die man den Mönchen verstattet, zu den Weibern zu gehen, und der Ehe-

macht. Das ist, sagt ein neuerer Schriftsteller, in der That etwas sehr sonderbares. Sie hätte es können daran genug seyn lassen, daß der Kopf ihres Mannes mit dergleichen Federbusch: geschmückt, und mit Hornwerk und halben Monden verschanzt war, die den Thürmen der Göttinn Cybele den Rang streitig machen konnten.

— — — Qualis Berecynthia Mater
Invehitur curru phrygias turrita per Urbes.
Virg. Aen. L. VI. v. 185.

Wie die berecynthische Mutter durch phrygische Städte
Auf dem prächtigen Wagen mit Thürmen gekrönet einherfährt.

Muste sie denn eben drey Monden auf ihrer Stirne tragen?

— — — Parvoque Alcmena superbit
Hercule, tergemina crinem circumdata Luna.
Stat. Thebaid. L. VI. v. 288.

Auf ihren kleinen Herkules thut sich Alcmene viel zu gute,
Und dreyfach sieht sie um ihr Haar den Mond gekrümmt mit stolzem Muthe.

Nach der Meynung verschiedner Ausleger sind diese drey Monden ein Denkmal der drey Nächte gewesen, die Jupiter mit ihr zugebracht hat. *Bayle Dictionn. Hist. et Crit. Art. Amphitrion. Remarq.* (F).

Ehrfurcht, welche die Männer gegen jene haben, kommen ihnen auch die Maaßregeln sehr zu statten, womit sie ihre Ränke, Schelmereyen, und Scheinheiligkeit verbergen. Selten ist ein schlimmer Zufall in Liebeshändeln, woraus sie sich nicht glücklich zu helfen wissen. Sie verstehen die Kunst, ihre Handlungen zu bemänteln, so gut, daß viele Leute sie für eben so keusch, als den Origenes, obgleich nicht aus eben der Ursache, halten.

Man hat mir von einem Karmeliter eine Geschichte erzählet, die mir sehr kurzweilig vorgekommen ist. Dieser Mönch verliebte sich zu Sevilien in eine junge sehr artige Frau. Unter der Zeit, da der Mann eine Reise that, unterließ der ehrwürdige Pater Gewissensrath nicht, seine Schöne alle Tage des Morgens zu besuchen. Seine Unterweisungen waren den Gesetzen der Liebe viel gemäßer, als den Vorschriften des Ehestandes. Damit sein Vortrag seiner Beichttochter desto verständlicher werden möchte, legte er sich zu ihr ins Bette, und brachte daselbst ordentlicher Weise zwo bis drey Stunden zu.

Eines Tages, da er sich mit seiner Maitresse eben dieser Freyheit bediente, kam der Mann an. Der übereilte Karmeliter hatte weiter keine Zeit, als seinen Rock auf das geschwindeste über sich zu werfen, und konnte seine Beinkleider nicht anziehen. Ihr Gemahl dachte nicht wie andre, in deren Gedanken die Hörner von einem Mönche ein kräftiges Mittel zur Vergebung der Sünden sind. Während daß der Mönch sich in aller Eil

mit seiner Kutte bedeckt hatte, wurde jener die Beinkleider gewahr. Diesen stummen, doch sehr tüchtigen Zeugen ergriff er in voller Wuth, schloß ihn in einen Schrank, und rannte nach dem Kloster, um bey dem Superior seine Klagen anzubringen. Wenn ihr mir, sagte er zu ihm, nicht vollkommen und bald Recht verschaft, so werde ich die Beinkleider des Pater Sebastiano allen Leuten in der Stadt zeigen. Es soll geschehen, antwortete der Superior sehr ernsthaft; allein zuvor muß ich erst mit dem Pater sprechen, über welchen ihr euch beschweret. Ich kann ihn nicht verurtheilen, ohne ihn zu hören, und die Gerechtigkeit erfordert, daß ich einen Theil so gut, als den andern vernehme. Geht nach Hause: Wenn ihr Recht habt, sollt ihr Genugthuung erhalten.

Kaum war der Spanier von dem Superior weggegangen, so kam der Pater Sebastiano zurück ins Kloster. Er durfte die That nicht leugnen. Der Verlust seiner Beinkleider gab sein Verbrechen deutlich zu erkennen. Der Superior, ein witziger Kopf, sahe, wie gefährlich es sey, solche überzeugende Beweise von der Geilheit eines seiner Mönche in den Händen eines eifersüchtigen Spaniers zu lassen. Er entschloß sich also, diese unglücklichen Beinkleider so bald als möglich, daraus zu erretten. Zum Pater Sebastiano sagte er; seyd künftig nicht so wollüstig, und treibt die Zärtlichkeit nicht so weit, daß ihr euch in ein Bette waget. Es schickt sich

für

für einen Karmeliter gar nicht, auf dergleichen Hülfsmittel zu gerathen.

Wie dieser kurze Verweiß vorbey war, so befahl er dem ganzen Kloster, in Procession nach dem Hause des Ehemanns zu gehen. Die Mönche gehorchten und giengen, indem sie ihre Litaneyen sangen, hinter ihm her. Der Spanier erstaunte, daß er alle diese ehrwürdigen Paters ankommen sahe, und konnte die Ursache einer dergleichen Feyerlichkeit gar nicht begreifen. Es währte nicht lange, so erfuhr er ihre Absicht. Wir kommen, sagte ihm der Superior, euch aus eurem Irrthume zu reissen, und eine von den kostbarsten Reliqvien unsers Klosters abzuholen, die der Pater Sebastiano ohne meinen Befehl aus der Sakristey weggenommen hat.

Der Spanier verstund diese Rede nicht; er konnte sich gar nicht besinnen, was für eine Reliqvie damit gemeynet sey. Aus Zorn hatte er, seit dem er aus dem Kloster zurückgekommen war, seine Frau noch nicht gesprochen, und vermuthete den Streich gar nicht, den man ihm zu spielen gedachte. Die Beinkleider, fieng der Superior wieder an, die ihr in eurem Schrank eingeschloßen habt, und welche euren Irrthum veranlasset haben, hat ehemals der hochselige St. Raymond von Pennafort bey seinen Lebzeiten getragen. Der Pater Sebastiano hatte sie blos deswegen aus dem Kloster mitgenommen, damit eure Gemahlinn sie küssen sollte. Denn es ist für die Weiber, die

von Gott Kinder verlangen, unter allen Reliquien die würksamste. Auf diese Worte war der Spanier von Ehrerbietigkeit gegen die heiligen Beinkleider durchdrungen, oder vielmehr voll Verzweifelung, daß er sich betrogen sahe. Er wagte es nicht, sich zu beklagen, oder zu rächen, fiel vor der Reliqvie auf die Knie, und schrie mit lauter Stimme. O heilige Beinkleider, von welchen man eine eben so zahlreiche Nachkommenschaft, als die Sterne des Himmels, oder der Sand am Meere ist, erwarten darf; verzeihet mir meine Verblendung, und habt Mitleiden mit meiner Unwissenheit. Ich wußte nicht, daß ihr, nachdem ihr ehemals den Schwachheiten eines großen Heiligen zu statten gekommen waret, noch heut zu Tage die Weiber für würdig achtet, ihren dringenden Nothwendigkeiten so gnädig beyzustehen. Wenn doch alle Weiber in der Stadt euren mächtigen Beystand unverzüglich mit so guter Würkung, als die meinige, empfinden möchten! Der Superior hatte seine herzliche Freude sowohl über die Wünsche eines Gebetes, das für seine Brüder eine so gute Vorbedeutung war, als über den glürklichen Fortgang seiner Mönchslist. Er nahm die Beinkleider des hochseligen St. Raymond im Triumph mit sich nach dem Kloster. Die abergläubischen Spanier, wurden von ihrer wunderthätigen Kraft vollkommen überzeugt, und haben seit dem allezeit sich ganz besonders ehrerbietig gegen dieselbe bewiesen.

Es giebt wenig Gelegenheiten, mein lieber Monceca, wo die nazaräischen Mönche sich nicht zu Verheelung ihrer losen Streiche die Religion geschickt zu Nutzen zu machen wissen. Daran denken sie eben nicht, daß sie einen guten Schein äußerlich behalten, und Aergerniß zu vermeiden suchen. Blos die Furcht, die gute Meynung, welche die Ehemänner gegen sie gefaßt haben, zu verlieren, nöthiget sie, sich einigen Zwang anzuthun. Sie verbergen das Böse, das sie thun, gar nicht etwan deßwegen, weil sie sich dessen schämen, sondern damit sie desto leichter Gelegenheit haben, es zu begehen. Man muß ihnen aber auch nachrühmen, daß niemand die Kunst, sich zu verstellen, besser, als sie versteht.

Ein berühmter italiänischer Prediger *) hielt in Rom vortrefliche Predigten. Wenn er aber von der Kanzel war, machte er sich mit gutwilligen Frauenzimmern lustig. Niemand würde auf die Gedanken gerathen seyn, seinem unkeuschen Betragen Einhalt zu thun, wenn er nicht sehr heftige Feinde gehabt hätte, die sich wegen gewisser freymüthigen Reden rächen wollten, die er wider sie in seinen Predigten einfließen ließ. Einsmals sagte er, in einer Predigt, die er in der Kirche des H. Johannes vom Lateran hielt, unter andern: Meine lieben Brüder, ich weiß nicht, wer diejenigen sind, die sich rühmen, von der Gesellschaft Jesu zu seyn. Da er gebohren wurde, hatte er niemanden weiter zu

seiner

*) Fontana Rosa. Er war ein Dominikaner, und großer Feind der Jesuiten.

seiner Gesellschaft, als einen Ochsen und Esel. Sein Leben brachte er unter Pharisäern und Schriftgelehrten zu, die er niemals bekehren konnte; Endlich starb er zwischen zween Schächern. Ihr thätet mir also, lieben Brüder, einen Gefallen, wenn ihr mir sagen wolltet, unter welche von diesen 3 Gattungen ich diejenigen rechnen soll, die sich von der Gesellschaft Jesu nennen *).

Dergleichen empfindliche Spötterey erweckte dem Prediger den Haß der Jesuiten. Sie thaten einen Schwur, er sollte ihnen nicht entwischen. Sie erfuhren, daß er etliche Viertelstunden des Tages in Häusern zuzubringen pflegte, wo er ganz gewiß keine Predigten machte. Demnach versorgten sie sich mit einer Verordnung des Stadthalters von Rom an den Stadtwachtmeister, den Prediger gefangen zu nehmen, und in den Kerker zu führen, sobald er ihn bey den Huren ertappen würde.

Die Jesuiten lauerten, und sobald ihr Feind seinen Streichen nachgegangen war, gaben sie dem Stadtwachtmeister davon Nachricht. Dieser begab sich in das Haus, und klopfte an die Thüre

*) Fratelli carissimi, non so, disse, chi siano costoro, che si pregiano di esser i compagni di Giesu. All'ora che nacque, non hebbe altri compagni, che un Bue ed un Asino. Passò la vita trà Farisei e Scribi, i quali mai vollero convertirsi. Mori alla fine in mezzo à due Ladri. Dite mi, di grazia, fratelli cari, la compagnia di Giesu d'oggidi da qual di queste tre Compagnie deriva? Sig. Cant. de Quom. Tom. I. p. 130.

Thüre des Zimmers. Allein der ehrwürdige Pater fieng, anstatt daß er sie öffnete, sehr laut zu reden an, als wenn er von dem, was vorgieng, gar nichts gehöret hätte. Dem Stadtwachtmeister wurde darüber die Zeit lang; also stieß er die Thüre mit dem Fuße auf, und trat mit seinen Häschern in das Zimmer: Aber wie groß war seine Erstaunung! Den Mönch fand er mit dem Rosenkranze in der Hand, an welchem mehr als zwey hundert Bilder der Heiligen hiengen. Die Venuspriesterinn lag vor ihm auf den Knien, und hörte einer Predigt, die ihr der schalkhafte Mönch hielt, sehr andächtig zu. Sie schwamm in Thränen. Ja, lieber Herr Pater, sagte sie zu ihm, ich will inskünftige meine Lebensart ändern. Nichts soll mich dazu verleiten, daß ich eine Aufführung fortsetze, deren Strafbarkeit ich vollkommen einsehe.

Der Stadtwachtmeister und seine Häscher, lauter Leute, die allen übrigen Italienern an Aberglauben nichts nachgeben, schrien insgesammt: Was? Ist es wohl erlaubt, solche rechtschaffne Leute also zu verklagen? Nunmehr sahe der Mönch, daß es Zeit sey, den Streich, den man ihm spielen wollte, auf seine Widersacher zurückfallen zu lassen. Er ließ es nicht dabey bewenden, daß er seiner Maitresse vorgepredigt hatte, sondern gab dem Stadtwachtmeister auch eine so nachdrückliche Vermahnung, daß dieser an die Ausführung der empfangenen Verordnung nicht gedachte, dagegen vielmehr dem Stadthalter in Rom, von den heiligen und from-

men

men Handlungen, wovon er selbst ein Zeuge gewesen war, Nachricht gab. Die Jesuiten wurden beschämt, und der Prediger hatte mehr Zulauf, als jemals. Man gab ihm Erlaubniß, so viel Huren, als er für gut befände, zu bekehren, sich mit ihnen ganz allein zu verschließen, damit er desto ungehinderter mit ihnen sprechen könnte, und sogar seine Kutte auszuziehen, wenn er es für gut befände, und glaubte, es könne dieses zu desto mehreren Bekehrungen dienen. Die Jesuiten beschwerten sich über die, ihren Feinden verstatteten, Freyheiten. Man antwortete ihnen aber, daß man sich genau nach den Grundsätzen ihrer spanischen Gottesgelehrten richte, und daß ihr Pater Escobar, Sanchez, und viele andere, dergleichen Fragen unzählichemale entschieden hätten *).

Ich weiß nicht, mein lieber Monceca, was du von der Art, wie sich der italienische Prediger herausgewickelt hat, hälst. Allein es fallen in diesem Lande alle Tage 50 noch viel lustigere Auftritte vor, und die italienischen Mönche sind, in Vergleichung der spanischen, heilige Leute.

Indessen, wenn auch gleich eine Frau bey einem Liebeshandel mit Mönchen noch so viele Bequemlichkeit genießt, und die Mönche hier auch noch so groß in Ansehen stehen, so macht doch ein, dem schönen Geschlechte angebohrner, Trieb, daß sie nicht eher dran kommen, als wenn eine Frau gar kein Mittel finden kann, einen vornehmen

*) Lettres Provinciales p. 101.

men Herrn zu ihrem Liebhaber zu haben. In solchem Nothfalle wirft sie sich in die Arme der Mönche. Gemeiniglich trifft dieses nicht eher zu, als wenn sie sehr eingeschränkt leben muß.

Die Art, Liebeshändel zu treiben, ist bey den Mönchen ganz anders, als bey den vornehmen Herren. Die erstern gehen in die Häuser, und jagen öfters die Ehemänner heraus. Die letztern hingegen bleiben auf der Gasse, und martern sich mit spielen auf der Zitter unter den Fenstern ihrer Geliebten. Von den letztern werde ich dir bey Gelegenheit ein andermal mehr sagen.

Bleibe gesund, lieber Aaron, und preise dich glücklich, daß du in einem Lande bist, wo sich keine Mönche, und keine Inquisition befinden.

Madrit.

Der hundert und zwölfte Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Der gegenwärtige Zustand der nazaräischen Religion, mein werther Isaak, hat oft in mir ein Nachdenken erwecket, wie es künftig, in 4 oder 500 Jahren einmal damit aussehen werde. Es ist ganz sicher, daß in einer so lan-

gen

gen Zeit eine gewisse große Veränderung vorgehen muß, wodurch sie eine ganz andere Gestalt gewinnen wird.

Heut zu Tage kann man diese Religion als einen Staat betrachten, der durch zwo mächtige Partheyen in Unruhe gesetzt wird, die nimmermehr Friede mit einander machen werden. Eine von beyden muß nothwendig einmal die Oberhand behalten, und ihre Nebenbuhlerinn zu Boden werfen. Die Anhänger der römischen Päbste, und die Widersacher eben derselben arbeiten mit gleichem Eifer, ihr Vorhaben zu Stande zu bringen. Es ist unmöglich, daß nicht ein Umstand, eine günstige Gelegenheit darzu kommen sollte, die sich eine von beyden Partheyen zum Untergange der andern zu Nutzen macht.

Wenn man der Geschwindigkeit nachdenkt, mit welcher die Reformirten ihre Gewalt im Anfange der Trennung unter den Nazaräern ausbreiteten, und wenn man die Anzahl der Länder und Reiche betrachtet, die den Meynungen der nazaräischen Lehrer beygetreten sind, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, sie würden nach und nach unumschränkte Herren werden. Hingegen, wenn man auf die Begebenheiten Achtung giebt, die seit hundert Jahren in Europa vorgefallen sind, so weiß man selber nicht, bey was für Gedanken man stehen bleiben soll. Man verirrt sich in einer Ungewißheit, die sich immer noch vermehret, je mehr man darinnen nachgrübelt, und das Nachdenken dient weiter zu nichts, als nur neue Zweifel zu erwecken. Man bemerket unzählige

Fälle,

Fälle, wo es wechselsweise sowohl den Reformirten, als den Papisten theils gut, theils schlecht gegangen ist. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts waren in Frankreich beynahe die Hälfte der Einwohner Protestanten. Itzt ist die calvinische Lehre gänzlich daraus verbannt. Dieses nun ist für die Anhänger des Pabstes ein wichtiger Zuwachs. Dagegen haben sie auf jener Seite des Meeres eben so viel verlohren, als auf dieser Seite gewonnen. Die Engelländer haben das Pabstthum ganz und gar aus dem Lande verwiesen, und werden mit dessen Vertilgung in den zwey, unter ihnen stehenden, Reichen ehestens fertig seyn *). Bis itzt kann man also, nach meinen Gedanken, es dafür ansehen, daß der Schaden, den beyde Partheyen einander zugefügt haben, gut ersetzt sey. In Deutschland ist, dem Ansehen nach, in den Vortheilen kein solches Gleichgewicht, und die Protestanten haben daselbst einen gefährlichen Stoß bekommen, dessen Folgen sehr nachtheilig für sie seyn können. Es besteht dieser in der Religionsänderung der Churfürsten in Sachsen, und in ihrer Rückkehr zur römischen Kirche. Sie haben in ihrem Staat, und an ihrem Hofe papistische Lehren eingeführt. Sie haben, so zu sagen, die Axt an den Baum gesetzt. Er wird wohl fallen müssen. Denn gewiß, mein werther Isaak, die Erfahrung hat dieses, als etwas gewisses, bewiesen, daß, wenn verschiedne gekrönte Häupter hinter einander eine Reli-

*) Schottland und Irland.

Religion bekennen, das ganze Volk, worüber sie herrschen, über lang oder kurz, derselben Meynungen Beyfall giebt. In Schweden, in Dännemark, wo die Könige unabläßlich bey der protestantischen Lehre geblieben sind, findet man heut zu Tage kaum etliche Catholiken. In Engelland würde ihre Zahl eben so gering seyn, wenn seit der Regierung der Elisabeth kein papistischer König auf dem Throne gesessen hätte. Jakob der erste aber, und sein Sohn, haben ein Feuer, das fast ausgehen wollte, wiederum angezündet.

Wären Ludwig der Dreyzehnte und der Vierzehnte so eifrig bemühet gewesen, das Pabstthum auszurotten, als sie sich zum Untergange der protestantischen Lehre bewiesen haben, so würden gegenwärtig viel weniger Catholiken in Frankreich seyn, als man Reformirte antrifft. Wer weiß, ob noch ein einziger großer Mann bey Hofe auf des Pabstes Seite geblieben wäre? Es ist unmöglich, daß in einer Zeit von 4 Geschlechtsfolgen sich nicht ein Oberhaupt unter allen Familien finden sollte, das den Glauben seiner Vorfahren seinem Ehrgeize aufopfert. Aendert der Großvater nicht, so thut es der Vater. Ist dieser es nicht, so fällt es vielleicht dem Sohne, oder seinem Nachkommen ein. Man erweiset dem menschlichen Geschlechte viel Ehre, wenn man denket, es finde sich unter vieren nicht mehr, als einer, der sich zu einer Schwachheit verleiten läßt, die ihm zu großem Vermögen, und zu Ehrenstellen verhilft. Alle Weltweisen räumen es ein, daß die Menschen durchgängig mehr zu Lastern,

stern, als zu Tugenden geneigt sind. Doch gesetzt, man achte sie für viel fester und standhafter, als sie würklich sind, so erfolgt doch allemal, daß in Zeit von 4 Geschlechtsfolgen bey jeder Familie ein Oberhaupt zu finden ist, das bloß nach Absichten des Ehrgeizes und der Staatsklugheit handelt. Mein Fürst, wird man sagen, glaubt an die Kraft der Ablaßbriefe. Je nun, was habe ich im Grunde für Vortheil, wenn ich die eingeführte Gewohnheit dieser Ablaßbriefe mißbillige? Ich wäre wohl ein großer Thor, wenn ich nicht der Religion meines Fürsten beyträte, da man bey dieser sein Glück machen kann. Das wäre wohl ein rechtes Glück für mich, wenn ich bey meiner Beharrlichkeit in der protestantischen Lehre das Vergnügen genieße, Thorheiten zu verdammen, die derhalben nicht weniger Beyfall finden werden? Ist es nicht klüger, wenn ich mich dieser Thorheiten auf geschickte Weise zu Erhaltung meines Endzwecks bediene? Heinrich der Vierte, der seiner Geburt nach ein Recht zur Krone hatte, sagte, einem Königreiche zu gefallen könne man schon eine Messe hören. Ich, der ich mir weiter auf nichts Rechnung machen darf, als auf die Erlangung einiger Ehrenstellen, die für Adliche bestimmt sind, behaupte, man könne sich, einem Regimente zu gefallen, alle geistliche Possen des römischen Glaubens, sowohl im Ganzen, als einzeln gefallen lassen.

Ein Herzog, und ein Pair lassen sich eben so leicht, als ein schlechter Edelmann in Versuchung führen. Man darf einen solchen nur mit der Hoffnung einer Ehrenstelle schmeicheln, die dem Rang, in welchem er bereits stehet, ein noch größeres Ansehen giebt. Wie viele würde man unter den Hofleuten von Versailles antreffen, deren Glauben gegen die Hoffnung eines Französischen Marschallsstabs lange standhaft bliebe?

Will man vollkommen überzeugt seyn, daß die Religion über lang oder kurz alle übrigen verschlingt, so darf man nur die große Menge berühmter Häuser, von Rohan, von Bouillon, von la Force, von Gondrin, und unzähliger andrer überdenken, die zur Zeit Heinrichs des Vierten in Frankreich sich zu der protestantischen Lehre bekannten. Sie sind allerseits wiederum catholisch worden; Ist etwan eine siegreiche Gnade die Ursache dieser Aenderung? Ein jansenistischer Dorfprediger mag vielleicht durch Vorurtheile sich verleiten lassen, dieses zu glauben. Ein Jesuit wird viel richtiger davon urtheilen. Den Worten nach wird er dieses einer göttlichen Regierung zueignen, was er im Grunde seines Herzens der Staatsklugheit beylegt. Er kennt die verborgnen Triebfedern dieser Wissenschaft gar zu wohl, als daß er sich von den gählingen Bekehrungen, die unter der Regierung Ludwigs des Dreyzehnten und des Vierzehnten vorgegangen sind, irre machen lassen soll.

Der Trieb nach Ehre, mein lieber Isaak, regt sich in den Protestanten nicht weniger, als in

den Papisten. Folglich sind sie zur Aenderung eben so geneigt, wenn ihre Eitelkeit dabey befriediget zu werden hoffen darf. So gut in Frankreich nicht ein einziges Haus von Stande protestantisch ist, eben so findet sich auch in ganz Schweden und Dännemark kein einziges catholisches. Die Religion des Landesherrn hat in diesen verschiednen Reichen einerley Würkung gehabt, und so wird es auch überall geschehen.

Die Protestanten können die Wahl des Auguſts zum Könige von Pohlen als einen unglücklichen Stoß ansehen. Dadurch haben sich in den Staaten dieses Fürsten Gesinnungen eingeschlichen, die mit der Zeit in eben so groſses Ansehen, als in den andern catholischen Ländern kommen werden. Es ist fast nicht zu vermuthen, daß nicht endlich einmal ein Churfürst von Sachsen kommen werde, der, aus Eifer für seine Religion, der protestantischen Lehre den letzten Stoß beyzubringen suchen wird. In meinen Gedanken ist der gegenwärtige Beherrscher von Sachsen, was seine Religion anlangt, mit Heinrichen dem Vierten zu vergleichen. Sein Sohn kann vielleicht Ludwig dem Dreyzehnten, und sein Enkel Ludwig dem Vierzehnten ähnlich werden. Wie wird es in solchem Falle der protestantischen Lehre gehen? Man wird nicht eben auf die vierte Geschlechtsfolge warten dürfen, um ihren gänzlichen Untergang in diesem Theile von Deutschland zu sehen. Sie wird daselbst eben das Schicksal haben, welches sie in der Pfalz und in dem Bisthume Speyer gehabt hat.

Aus diesen verschiednen Einbußen, mein lieber Isaak, welche die Protestanten seit einiger Zeit in Deutschland erlitten haben, und welche, so viel ich finde, durch keinen verdrüßlichen Zufall auf Seiten der Papisten im Gleichgewicht erhalten werden, erhellet, daß diese letztern unvermerkt wieder die Oberhand gewinnen, und alles dasjenige, oder wenigstens einen großen Theil davon, wieder erlangen könnten; Sie hatten ein sehr nützliches und sicheres Mittel vor sich, es dahin zu bringen; Nur daß es die Staatsklugheit, und der Nutzen der gekrönten Häupter nicht erlaubte, sich dessen zu bedienen.

Gleich itzt, da ich dir schreibe, mein werther Isaak, fällt mir ein ganz artiger Gedanke ein. Wenn die Papisten ihre Vortheile recht zu gebrauchen wüßten, so könnten sie mit dem einzigen Königreiche Pohlen alle Höfe von Deutschland dem römischen Pabste unterwürfig machen. Zu solchem Ende dürfte dieses Wahlreich nur allemal einem protestantischen Fürsten gegeben werden, der die catholische Religion annähme. Da Sachsen nunmehr gewonnen ist, könnte die Krone dem Könige von Dännemark angeboten werden. Wenn dieser todt wäre, dürften sie den König von Schweden wählen. Auf solche Weise würde sich in einer Zeit von zweyhundert Jahren zeigen, daß Pohlen, nach Religionspreiße gerechnet, 7 bis 8mal mehr, als Frankreich gelten würde, da Heinrich der Vierte sein Reich einer einzigen Messe gleich geschätzt hat.

In der That haben die Papisten an der Wahl des Kayſers und des Königes von Pohlen, zwey große Mittel ſich groß zu machen, deren ſie ſich gewiß einmal mit Vortheil bedienen werden. Den Nutzen des erſtern haben ſie bereits empfunden, warum ſollten ſie nicht auch weiter hin das zweyte auch zu ihrem Vortheile anwenden? Was in zwey Jahrhunderten nicht geſchehen iſt, dazu kann es im dritten kommen. Vor ohngefähr 50 Jahren würde es niemand geglaubt haben, wenn man geſagt hätte, Sachſen ſollte im eheſten einen catholiſchen Landsherrn, und Pohlen einen Churfürſten, der kurz vorher ein Proteſtant geweſen, bekommen. Zu unſern Zeiten hat ſich alles dieſes zugetragen. Gegenwärtig betrachten wir es, als eine ſehr unwahrſcheinliche Sache, einen König von Preußen ſich, als einen Papiſten und römiſchen Kayſer vorzuſtellen. Unſere Nachkommen werden vielleicht ſich darüber nicht wundern.

Die Reformirten haben dergleichen Vortheile nicht, als ihre Widerſacher. Es befindet ſich unter ihnen kein Wahlreich. Sie dürfen ſich nicht verſprechen, irgend einen regierenden Fürſten durch die Hoffnung einer zweyten Krone auf ihre Seite zu ziehen. Alles, was ſie thun können, beſteht darinnen, daß ſie ſich in dem ruhigen Beſitze gewiſſer Staaten erhalten, die mit den Wahlen regierender Herren nichts gemein haben können. Holland, die Schweizercantons, die proteſtantiſchen Reichsſtädte werden niemals in die Umſtände der Reiche gerathen, die durch Für-

sten regieret werden. Doch was will ein so kleines Stück Landes gegen dasjenige bedeuten, das so viele protestantische Könige besitzen, die in Versuchung gerathen können, gegen Anerbietung einer Krone den catholischen Glauben anzunehmen.

Alle diese Ursachen, mein lieber Isaak, überzeugen mich, daß die protestantische Religion, ob sie gleich bey ihrem Anfange außerordentlich guten Fortgang gehabt hat, doch wohl weiterhin nach und nach alle ihre Vortheile verlieren, und sehr in Verfall gerathen könne. Der Schaden, den sie in Frankreich und in Deutschland erlitten hat, kann mit dem, welchen das Pabstthum in Engelland erlitten hat, nicht in Vergleichung gesetzt werden. Die Religionsveränderung der Churfürsten von Sachsen macht den Vortheil auf Seiten der Catholiken größer, und ich weiß fast nicht, wie ihre Widersacher diesen Verlust wieder ersetzen werden können. Sie sind zwar noch immer sehr mächtig; Allein es giebt auch Umstände, wo alle menschliche Kräfte zu nichts dienen. Es dürfte nur noch ein einziger nordischer Potentat die Religion ändern, so würden die Protestanten in Deutschland in sehr mißliche Umstände gerathen. Vielleicht wird dieses, wie ich hoffe, nicht geschehen: In solchem Falle werden die Protestanten allemal im Stande seyn, ihren Feinden die Spitze zu bieten. Vielleicht wird diese Veränderung doch wohl einmal statt finden, und folglich die Papisten völlig die Oberhand gewinnen.

Mich dünkt also, mein werther Isaak, ich habe recht, wenn ich dir sage, daß das Nachdenken über den Zustand, worinnen die nazaräische Religion sich in 3 bis 4hundert Jahren befinden wird, weiter zu nichts, als Zweifel zu erregen dienet. Bloß die Zeit wird ein so unerforschliches Geheimniß aufklären können. Wer weiß, ob nicht künftig einmal in 200 Jahren Frankreich, anstatt auf den Schutz des römischen Pabstes bedacht zu seyn, ihm gerade zuwider handeln, und Meynungen annehmen wird, die von den papistischen und protestantischen unterschieden sind. Wer kann für gewiß sagen, ob nicht etwan eine neue Meynung in Schwang kommen werde? Die Streitigkeiten, die sich alle Tage unter den papistischen Gottesgelehrten erheben, schaffen den Protestanten eben so viel Nutzen, als die Begierde, ein Wahlreich zu erlangen, den Catholiken vortheilhaft ist. Die Natur hat es noch nicht vergessen, wie sie das Gehirn der ersten Religionsverbesserer eingerichtet hat. Sie darf nur in gewissen Umständen in Frankreich einen so geschickten Kopf, als Calvinus war, hervorbringen. Wenn gleich zween protestantische Fürsten ihre Religion verändern, so werden sie den Schaden nicht wieder gut machen, den ein solcher einzelner Mensch der papistischen Religion zufügen kann.

Lebe gesund, mein lieber Isaak, sey vergnügt und glücklich.

Amsterdam.

Der hund. u. dreyzehende Brief.

Isaak Onis, ein Caraite, und ehemaliger Rabbi von Constantinopel, an Aaron Monceca.

Ich antworte hier, mein lieber Monceca, auf den Brief, den du mir in Ansehung der Ungewißheit von dem zukünftigen Zustande der naräischen Religion geschrieben hast. Es hat sehr das Ansehen, als ob, noch vor dem Verlauf zweyer Jahrhunderte, in den Sekten dieser Religion sehr wichtige Begebenheiten vorfallen werden. Doch dächte ich, das Pabstthum habe noch eher, als die protestantische Lehre einige gefährliche Veränderung zu befürchten. Du hast, wie ich sehe, die gegentheilige Meynung. Doch schmeichle ich mir, du werdest, wenn du meine Gründe reiflich überlegest, anders Sinnes werden, und deutlich erkennen, daß das Ansehen des römischen Pabstes seit hundert Jahren in Europa sich nicht vergrößert hat. Es hat vielmehr großen Abbruch gelitten, und der römische Hof hat heut zu Tage viel weniger Gewalt, als kurz vor der Reformation.

Die Verbannung der Protestanten aus Frankreich hält der gänzlichen Vertreibung der Catholiken aus Engelland bey weitem nicht das Gleichgewicht. Die Könige von Frankreich sind niemals Protestanten gewesen. Also must du, auch

nach

nach deinen eignen Grundsätzen, einräumen, daß man die protestantische Religion in ihrem Gebiete nicht, als eine Religion, ansehen darf, die in der Folge sich weit ausbreiten sollte, immaßen die Religion des Fürsten mit der Zeit alle andern verschlingt, und zernichtet. Die Reformirten hätten nach dem Tode Heinrichs des Vierten das, was ihnen begegnete, voraus sehen sollen. War es möglich, daß sie länger Feinden, die durch das Ansehen, und durch die Macht des Landesherrn unterstützt wurden, widerstehen konnten? Die Catholiken hingegen in Engelland hatten Ursache sich alle gute Hoffnung zu machen. Nachdem verschiedne protestantische Fürsten hinter einander regiert hatten, kam ein papistischer Herr auf den Thron. Dieses war für sie ein Staatsstreich. Was durften sie nicht in der Folge zu erlangen hoffen? Allein die Umstände änderten sich plötzlich. Der Fürst, auf welchen sie ihre Hoffnung gründeten, mußte sein Königreich mit dem Rücken ansehen; Seine Unterthanen machten seine Verbannung durch eine rechtskräftige Urkunde merkwürdig, welche einen jeden Fürsten, der dem Glauben des römischen Pabsts unterworfen war, von der englischen Krone ausschloß. Bedenke einmal, mein lieber Monceca, wie viel mehr die Papisten in diesen unterschiedlichen Veränderungen vor den Protestanten erlitten haben. Die Reformirten wurden aus einem Lande verbannt, wo der Landsherr wider sie war, und wo ihre Vorrechte seit langer Zeit ganz und gar unterdrückt worden waren. Die Catholiken haben z

Königreiche räumen müssen, wo der Landsherr sie schützte, wo sie sich schmeichelten, vermittelst seines Ansehens zu herrschen, und wo alles sich zu vereinigen schien, um ihnen die beste Hoffnung zu geben. Nächst diesem ist das Pabstthum durch die Verjagung der Protestanten aus Frankreich immer noch nicht gegen die Anfälle einiger neuen Widersacher sicher. Hingegen die Protestanten in Engelland haben den Anfällen des römischen Hofes unüberwindliche Hindernisse entgegen gesetzt. Wenn sich in Londen mitten unter den Presbyterianern, oder Anglicanern eine neue Sekte erhebt, so wird es ihr doch niemals in den Sinn kommen, den Protestanten, zum Vortheil der Papisten, zu schaden. Kömmt hingegen in Frankreich irgend eine neue Lehre empor, so wird sie allezeit auf die Unterdrückung des Ansehens der römischen Päbste gerichtet seyn. Die Erfahrung beweist diese Wahrheit. Die Jansenisten sind auf die Protestanten gefolget. Ueber lang oder kurz werden sie mit dem römischen Hofe in eben so große Uneinigkeit, als die ersten Verbesserer der Religion gerathen.

Bedenke, mein lieber Aaron, daß die neuen Sekten, die künftighin entstehen werden, alle zum Untergange des Pabstthums gereichen, und der protestantischen Lehre nicht den mindesten Schaden thun. Es sind etwann 50 Jahre, daß alle catholische Holländer einerley Glauben hatten. Itzt haben sie sich getheilt, und sind halb Molinisten, halb Jansenisten. Das Pabstthum hat bey

dieser

dieser Trennung viel gelitten, und die Protestanten haben in gewisser Maaße gewonnen.

Vielleicht wendest du ein, mein werther Monceca, die Protestanten wären doch wohl eben diesen Unbequemlichkeiten, als ihre Widersacher unterworfen, und die neuen Meynungen, die unter ihnen einen Haufen Anhänger finden, thäten ihnen großen Schaden, weil sie die Anhänger der Hauptlehren in der protestantischen Religion verringerten. Hierauf aber dient zur Antwort, daß die Sekten, die sich in der protestantischen Religion erheben, ihr nur gar wenig Nachtheil verursachen, weil sie allesammt darinnen eins sind, daß sie die gänzliche Ausrottung des Pabstthums behaupten, und darauf dringen. Sie sind so aufmerksam, Mittel zu erdenken, wie sie dem gemeinschaftlichen Feinde Schaden zufügen können, daß sie an die Verfolgung gegen einander selbst nicht denken. Die Schüler von Luthern, Calvin, Menno, und Arminius beschäfftigen sich allesammt mit einerley Vorhaben, und trachten auf verschiednen Wegen nach einerley Ziele. Sobald es darauf ankommt, daß dem Pabstthume ein gewisser Stoß beygebracht werden soll, halten sie zusammen. Der Haß gegen den römischen Pabst ist das Band und Vereinigungsmittel der verschiednen nazaräischen Sekten. Und wenn unter den Papisten eine neue Sekte aufkommt, so hält sie sich alsbald zu den Meynungen der andern, in so ferne sie auf die Erniedrigung des römischen Hofes zielen.

Die ungebührliche Aufführung der catholischen Priester und Lehrer giebt den Protestanten wiederum große Vortheile in die Hände, und wird zu seiner Zeit den gänzlichen Untergang des Pabstthums befördern. Wenn in der römischen Kirche einige Trennungen vorfallen, so thut der Pabst sogleich diejenigen in den Bann, deren Meynungen ihm mißfallen. Selten vergeht ein Jahrhundert, wo nicht dergleichen Absonderungen sich zutragen. Diese abgehauenen und abgerissenen Aeste machen den Baum kleiner, und nach und nach wird weiter nichts, als der halbverfaulte Stock übrig bleiben, der zu Austreibung neuer Sproßreiser keine Kräfte mehr hat. Die Protestanten verfahren viel klüger und vernünftiger. Sie verfolgen die unter ihnen entstehenden Sekten nicht, sie lassen es daran genug seyn, daß sie ihnen ihren Beyfall versagen; Durch ein so gelassenes Verfahren verhindern sie dieselben, daß sie nicht auf Ausschweifungen gerathen, wozu die Papisten alle, die unter ihnen entstehen, durch ihre Grausamkeiten zwingen.

Hier hast du, mein lieber Monceca, allerhand Gründe, die mich auf die Gedanken bringen, daß die Protestanten noch weniger, als die Papisten durch die Länge der Zeit ihren Untergang zu befürchten haben. Es scheinet zwar, als ob der Einwurf, den du von der Religionsänderung der protestantischen Fürsten, und von ihrer Rückkehr zur römischen Kirche herleitest, ihnen das Gleichgewicht halte. Aber wenn du den gegenwärtigen Zustand der Sachen in Europa überdenkest,

so wirst du sehen, daß dieser Vortheil der Catholiken nicht so viel zu bedeuten hat, als der, welchen die Protestanten einmal aus den Siegen eines einzigen Fürsten, der ein Feind des römischen Pabstes ist, ziehen können. Du stellst dir vor, man könne bloß durch die Wahl zur Krone Pohlen in Zeit von hundert Jahren drey verschiedne Monarchen zu der römischen Kirche locken. Ich will nicht in Abrede seyn, daß dieses geschehen könne. Allein, wer giebt dir die Versicherung, daß nicht nach Verlauf etlicher Jahrhunderte ganz Pohlen protestantisch seyn könne? Du wirst es dich nicht befremden lassen, daß ich es für möglich halte, daß das Ansehen des römischen Pabstes daselbst ganz zu nichte gemacht werden könne. Dieses Pohlen, von welchem du heut so viele Vortheile für die Papisten herleitest, wäre vor etwann 20 Jahren beynahe Lutherisch worden. Daß es dieses gegenwärtig noch nicht ist, muß man bloß dem übermäßigen Ehrgeize und der übel verstandenen Staatsklugheit Karls des Zwölften, ehemaligen Königes von Schweden, zuschreiben: Dieser hatte Pohlen erobert; Er konnte es zu einer Provinz machen, und mit seinen übrigen Staaten vereinigen. Allein er wollte lieber bey Pultawa eine Schlacht liefern, und in einem einzigen Tage wieder verlieren, was er in vielen Jahren erobert hatte, als sich den ruhigen Besitz der Staaten, die er sich unterworfen hatte, zu versichern. Die unzeitige Begierde dieses Königes, es dem Alexander nachzuthun, und nach dessen Beyspiele Könige einzuse-

tzen, machte, daß er den Stanislaus auf den Thron von Pohlen setzte. Die Papisten haben also die Erhaltung dieser Krone weiter niemanden, als der Unbesonnenheit eines protestantischen Fürsten zu danken. Ein neuerer Staatslehrer räumt dieses ein, wiewohl er Karln den Zwölften entschuldiget, und die Uneigennützigkeit und Großmuth dieses Monarchen in Abtretung eines Königreichs, das ihm als ein rechtmäßig erobertes Land gehörte, lobet. Der Graf Piper, sagt dieser Schriftsteller *), da er sahe, daß Karl ein Herr von Pohlen war, rieth ihm, es für sich zu behalten; = = und nach dem Beyspiele des Gustav Vasa die lutherische Lehre daselbst einzuführen. Die Gedanken, sich für seine Kosten schadlos zu halten, sein Reich zu vermehren, seine Religion auszubreiten, und sich an dem Pabste, dessen Herrschsucht er haßte, zu rächen, machte, daß er eine Weile sich besann. Da er aber überlegte, daß er sich gegen die Pohlen erklärt hatte, er wolle ihrer Nation nichts zu Leide thun, sondern verlange nur, daß sie den August fortjagten und einen andern König wählten, so sagte er ihm: „Ich „verlange kein Reich, das ich nicht anders, als „mit Zurücknehmung meines Worts behalten „kann. Bey gegenwärtigen Umständen bringt „es mehr Ehre, eine Krone wegzuschenken, als zu „behalten.„ So edel würde der Czar wohl schwerlich gedacht haben, um die Ehre zu haben,

*) Ouvrages politiques de Mr. l'Abbé de St. Pierre. T. X. p. 35.

ben, unter solchen Bedingungen sein Wort zu halten.

Ich will nicht untersuchen, mein lieber Monecca, ob dieser Schriftsteller recht hat, wenn er die Uneigennützigkeit Karls des Zwölften rühmet. Seine letzten Worte sollen mir nur dazu dienen, daß ich daraus noch einen Vortheil erweise, den die Feinde des römischen Pabstes mit der Zeit über ihre Widersacher gewinnen können. Er gesteht offenherzig, daß der Czar, wenn er so gut, wie Karl der Zwölfte, Herr von Pohlen gewesen wäre, nicht einen Augenblick Bedenken getragen haben würde, es für sich zu behalten, und mit seinen übrigen moscowitischen Ländern zu vereinigen. Wer weiß, wie es in einigen Jahrhunderten geht? Wir sehen ja schon, daß die Moscowiten den Pohlen Könige setzen. Warum sollten sie es nicht künftig einmal für gut befinden, sie sich ganz und gar unterwürfig zu machen? Die moscowitische Macht wird über lang oder kurz den Papisten in den angränzenden Ländern viel zu schaffen machen. Man kann es gar nicht leugnen, daß alle ihre Eroberungen die Macht einer Nation vergrößern, die eine Erzfeindinn von dem römischen Hofe ist. Der Haß der Protestanten ist in Vergleichung mit der Verbitterung der Nazaräer von dem griechischen Glauben eine Kleinigkeit. Die Moscowiten lassen sich bereits ihre widerwärtige Gesinnung gegen den römischen Pabst merken. Die Czarinn nimmt sich bey dem Kayser der Protestanten in Ungarn eifrigst an. Die Staatsklugheit erlaubt nicht, ihr ihre

Bitte abzuschlagen. Die Protestanten haben plötzlich einen mächtigen Beystand in Norden gewonnen. Vor 40 Jahren dachte man, die Moscowiten wären in den Streitigkeiten der Catholiken und Protestanten eben so unnütze, und eben solche Fremdlinge, als es die Quaker heut zu Tage sind. Wer kann die neuen Begebenheiten, wodurch die Protestanten noch mehr Bundsgenossen erhalten werden, voraus sehen? Sie können sich darauf verlassen, daß der Ehrgeiz und die Tyranney des römischen Stuhls ihnen gewiß, und zwar wohl gar mitten in ihrem Schoße, gute Freunde verschaffen werden. Es läßt sich von dem neuern Rom sagen, was ein berühmter Dichter von dem alten Rom spricht:

Nicht an den Enden der Welt läßt Rom seine Fessel empfinden,
Nicht dort verspürt man ihre ganze Last;
Nahe wirst du, o Rom, den Haß am heftigsten finden,
Da du den stärksten Feind in deinen Mauern hast *).

Unter diese verborgnen Feinde gehören, meines Erachtens, die Venetianer, welche bloß aus Staatsursachen noch einen gewissen äußerlichen Wohlstand beobachten. Wie viel giebt es nicht sonst

*) - - Ce n'est point au bout de l'Univers
Que Rome fait sentir tout le poids de ses fers.
Et de près inspirant les haines les plus fortes
Tes plus fiers ennemis, Rome, sont à tes portes.
Racine im Trauerspiel Mithridat. 3te Handl. 1ster Auftr.

sonst andere Völker, die dem Scheine nach, dem römischen Pabste unterworfen sind, und gegen seine Anfälle beständig auf ihrer Hut stehen. Sie verstellen sich, weil sie glauben, ihren Vortheil dabey zu finden. Wenn dieser Vortheil ein Ende hätte, wenn er eine andere Gestalt gewönne, mit was für Freude würden sie alsdenn nicht das Joch völlig abwerfen, das ihnen seit langer Zeit unerträglich zu seyn scheinet?

Allein der römische Stuhl arbeitet nicht nur mittelbar, ohne es zu wissen, an der Vermehrung der protestantischen Religion; Er läßt sich bisweilen wissentlich dazu gebrauchen. Manchmal haben die Päbste für ihre Person gewisse Vortheile, die über die Verbindlichkeiten und Pflichten ihrer Würde die Oberhand nehmen. Es haben sich viele gefunden, die ganz offenbar den Protestanten geneigt gewesen sind. Innocentius der Eilfte ist zum Theil die Ursache gewesen, daß die papistische Lehre, und der König Jakob aus England verbannet worden sind. Es dürfen nur zween oder drey Päbste eben dergleichen Familien- und Staatsvortheile, als dieser, in den Augen haben, wie wird es hernach dem Pabstthume gehen, wenn anders die Protestanten alsdenn ihre Vortheile recht zu gebrauchen wissen? Sie räumen diejenigen, welche ihnen der Haß des Pabsts Innocentius des Eilften wider Frankreich an die Hand gegeben hat, ohne Widerrede ein. Ein Schriftsteller von ihrer Religion sagt *):

*) Bayle Dictionn. Hist. & Crit. Art. Innocent XI.

Der König schrieb an den Kardinal d'Etrees einen Brief, der den Kardinälen zu lesen gegeben wurde. Er beschwerte sich darinnen über dieses Bezeigen des Pabstes, und erinnerte sonderlich den Nachtheil, den Europa und die Kirche von dem, was der Pabst bereits wider den Kardinal von Fürstenberg gethan hatte, zu gewarten haben möchte. Dieser Partheylichkeit schrieb er die Bewegungen zu, die sich wider den König Jakob zum Besten der protestantischen Lehre anfiengen ꝛc. Dieser Brief, der in Rom ausgestreuet wurde, war vielleicht ein neuer Bewegungsgrund für den Pabst, sich dem Prinzen Clemens von Bayern wider den Kardinal von Fürstenberg immer mehr und mehr günstig zu erzeigen. Durch die Ausschließung dieser Eminenz demnach rächete er sich hundertfältig an allen den Beleidigungen, die er konnte erlitten haben. Er benahm dem Könige von Frankreich den Vortheil, ein Schiedsrichter des Friedens und des Kriegs zu seyn; Und verwickelte ihn mit Gewalt in einen Krieg fast mit ganz Europa. Die Würkung seines Verfahrens bekam er gar bald zu sehen, und wenn er auch gleich nach einer so schrecklichen Rache nicht gar lang mehr lebte, so erlebte er dennoch das Vergnügen, Frankreich von so viel Feinden angegriffen zu sehen, daß es, allem Ansehen nach, gleich im ersten Feldzuge unterliegen, und gleichsam in einen Abgrund gerathen mußte.

Wenn du, mein lieber Monceca, das Verfahren des Innocentius des Eilften recht erwogen hast, so betrachte ferner, wie Sixtus der Fünfte es gemacht hat. Er beförderte ganz offenbar die Vortheile Heinrichs des Vierten, und der Elisabeth zum Schaden Philipps des Zweeten. Hieraus kannst du abnehmen, es sey gar nicht unmöglich, daß die Protestanten zu ihrer Erhaltung, und sogar zu ihrer Vergrößerung, von den römischen Päbsten sehr mächtigen Beystand haben können.

Bleibe gesund, mein lieber Monceca, lebe vergnügt, und glücklich, und ertheile mir von deinen Umständen Nachricht.

Cairo.

Der hundert u. vierzehende Brief.

Isaak Onis, ein Caraite, ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aaron Monceca.

Seit meinem letzten Briefe, mein lieber Monceca, habe ich aufs neue den Veränderungen nachgedacht, die sich unter den Nazaräern zutragen können, und mich dünkt, ich habe neue Gründe entdeckt, die meine Meynung sehr unterstützen. Die Layen haben Lust zu den Wissenschaften bekommen; die scholastische Weltweisheit

ist in Verachtung gerathen; eben dieses ist auch den Mönchen wiederfahren, welche sonst die einzigen Verwahrer der Bücher und Handschriften waren; alles dieses zusammengenommen befördert die Abnahme des Ansehens des römischen Stuhls.

Mit Hülfe der Unwissenheit und des Aberglaubens errichteten die römischen Päbste ihre Gewalt. Die Unterthanen küßten in ihrer Blindheit die ihnen angelegten Feßeln mit vieler Ehrerbietung. Heut zu Tage haben die wiederaufgelebten Wissenschaften ihnen die Decke abgenommen, und die Wahrheit erscheinet wieder in ihrem Glanze. Die Layen, die von den Schwachheiten ihrer Väter vollkommen Nachricht haben, werden nicht so, wie jene, sich von den Betrügereyen der Geistlichen und Mönche hintergehen lassen. Der erste Zeitpunkt, da die Unwissenheit ihre Herrschaft zu verlieren anfieng, kann als der unglückliche Augenblick angesehen werden, da die Erniedrigung des römischen Stuhls von Gott verordnet wurde. Seit dem die Layen die Gaben, welche Gott allen Menschen mitgetheilet hat, recht angewendet, und eingesehen haben, daß der Verstand das schönste Erbgut der Menschen sey, und derjenige den Zustand unvernünftiger Thiere dem Zustande der Menschen vorziehe, der die Wissenschaften nicht treibet, so büßt der Aberglauben, die Macht des Pabsts, und die Schelmereyen seiner Anhänger von ihrem Ansehen alle Tage mehr ein. Die Menschen kennen die Streiche, die man ehemals sie zu betrügen brauchte, und lassen sich nunmehro

mehro nicht so leicht hinter das Licht führen. Ehe man sie dazu bringt, daß sie eine Meynung annehmen, muß man ihnen Zeit lassen, sie zu prüfen, und es trägt sich öfters zu, daß sie dieselbe, als der Vernunft, und den Vorschriften der Billigkeit zuwider, verwerfen. In den vergangnen Jahrhunderten rechtfertigte ein Pabst alle seine Leidenschaften unter dem Vorwande der Religion. Das Volk betrachtete sie, als Folgen eines heiligen Eifers. Hildebrand zwang den Kaiser, Heinrich den Vierten, daß er nach achttägigem Fasten und Gefängnisse in der demüthigen Stellung eines Verbrechers vor ihm erscheinen mußte. Heut zu Tage kann man die Schriften eines Pabstes, die etwas nachtheiliges wider die Person, oder nur das Andenken eines gekrönten Hauptes enthalten, schmähen, und verurtheilt sie zum Feuer.

Denke nach, mein werther Monceca, wie der Untergang der Gewalt des römischen Stuhls mehr oder weniger befördert worden ist, so wie die Layen sich mehr oder weniger den Wissenschaften ergeben haben. In den ersten Zeiten, da schon einige sich durch ihre Gelehrsamkeit hervorzuthun anfiengen, wollte es Bonifacius der Achte, wie Hildebrand machen. Allein er kam mit seinen Entwürfen nicht fort. Philipp der Schöne, kränkete ihn bey verschiednen Gelegenheiten, und ließ ihm bis auf den päbstlichen Thron durch seinen Gesandten scharf zusetzen. Da die schönen Wissenschaften unter Franciskus dem Ersten aufs neue zu Kräften kamen, und ganz Europa sich

darinnen zu üben anfieng, trieb es Karl der Fünfte bis zur Verachtung. Er gab eine Verordnung zu öffentlichen Gebeten in allen seinen Staaten für die Befreyung des Pabsts, den er selbst in der Engelsburg gefangen hielt. Endlich machte es Ludwig der Vierzehnte schlimmer, als alle andern Monarchen. Er ließ mitten in Rom ein ewiges Denkmal der Geringschätzung der römischen Päbste aufrichten, und rächete durch die Erbauung einer Pyramide die Ehre aller so oft beleidigter Könige.

Die gekrönten Häupter, welche die römischen Päbste so empfindlich gedemüthiget haben, rühmten sich gleichwohl, daß sie sehr eifrige Beschützer des nazaräischen Glaubens wären. Ueberlege demnach, mein werther Acron, was andre Fürsten wider das Pabstthum ausrichten könnten, welche völlig überzeugt wären, daß die Macht des römischen Stuhls den wichtigsten Grundlehren der nazaräischen Religion gerade entgegen gesetzt sey.

Da die Fürsten blos den wieder empor gekommenen Wissenschaften das erworbene Recht, sich gegen die Anfälle der Geistlichkeit zu schützen, zu danken haben, so kann man dieses als einen gewissen Grundsatz annehmen, daß das Gespenst des Pabstthums immer mehr verschwindet, je mehr die Leute ihren Verstand aufklären. Ehestens wird es weiter bey niemanden, als bey alten Müttergen, und bey einigen Leuten von blödem Verstande Eindruck finden.

Sonsten durften die Päbste die Unterthanen eines Landesherrn nur von dem Eide der Treue losſprechen, wenn ſie in den allerruhigſten Staaten irgend eine groſſe Veränderung anſtiften wollten. Die leichtgläubigen Nazaräer ſtellten ſich vor, ein Reich oder ein König, die in den Bann gethan wären, würden den Donner über ſie bringen, und der Himmel hätte nicht Donnerkeile genug, auf elende Sterbliche herab zu werfen, die ſo frech wären, daß ſie ſich dem Stadthalter Gottes widerſetzten. Heut zu Tage ſind die Leute nicht nur überführet, daß die Bannſtrahlen des Vaticans keinem Menſchen an der Geſundheit geſchadet haben; ſondern die Franzoſen, und verſchiedne andere Nationen behaupten ſogar, mit vieler Heftigkeit, daß die römiſchen Päbſte nicht berechtiget ſind, Könige in den Bann zu thun. Itzt dürften ſie es nur verſuchen, was ſie in den vergangnen Jahrhunderten ſo glücklich, und ſo geſchwind ausgeführt haben. Die Unterthanen würden ſelbſt, ohne daß die Fürſten an der ihnen angethanen Beleidigung Theil zu nehmen ſchienen, die Verwegenheit des römiſchen Stuhls beſtrafen. Paſqvier *) ſagt: Sollte der Pabſt etwan aus Verbitterung den König und ſein Reich in den Bann thun, um es dem erſten, der ſich dazu fände, als eine Beute zu überlaſſen, ſo ſtünde es uns zwar frey, uns auf eine künftige Kirchenverſammlung zu berufen; allein, wir dürfen uns nicht einmal ſo

*) Recherches de la France Liv. III. Ch. XXXIV. p. 28.

weit einlassen, und nur den kürzesten Weg wählen; die Einwendung, daß dieses nicht unter seine Gerichtsbarkeit gehört, kann uns bald daraus helfen. Denn es ist eine Unternehmung nicht nur wider die heiligen Rechtssprüche, sondern auch wider das ausdrückliche Wort Gottes, welches noch mehr gilt. Darinnen ist es nicht Gottes Wille, daß die geistliche Gerichtsbarkeit das mindeste über die weltliche zu befehlen habe. Kurz, wir können, nach diesen Vorschriften, uns wider alle Unternehmungen, die etwan an dem Hofe zu Rom, sowohl gegen den König, als gegen die ordentliche Obrigkeit, angestellet werden, ja sogar wider die Eydesentlassungen selbst schützen, wenn man sieht, daß sie aus einer Uebereilung herrühren, oder erschlichener Weise bey dem römischen Stuhle herausgebracht worden, und mehr zum Verfall, als zur Erbauung der Kirche gereichen. Sonst heißt dieses, wie Gerson sagt, nicht, seine volle Gewalt gebrauchen, sondern seiner Macht völlig mißbrauchen.

Mich dünkt, mein lieber Monceca, unter der päbstlichen Regierung Hildebrands würde es nicht etwan nur einem gemeinen Prinzen, sondern sogar einem mächtigen gekrönten Haupte viele Gefahr gebracht haben, wenn er mit den Worten des Pasqvier geredet hätte. Gegenwärtig behauptet ein gemeiner Unterthan dergleichen Meynungen. Die Obrigkeiten gehen noch weiter; sie bestätigen dieselben. Man wird nicht einen

einzigen

einzigen Parlamentsrath finden, der nicht hundertmal mehr Gewalt wider den römischen Stuhl hat, als ehemals der Kaiser, Heinrich der Vierte. Man muß also einräumen, daß seit der Regierung dieses unglücklichen Monarchens, bis zu den itzigen Zeiten die Macht des Pabstthums zum wenigsten so weit sich verringert hat, als sich das Ansehen eines schlechten Stadtrichters, gegen das Ansehen eines regierenden Fürstens verhält.

Ich bin nicht in Abrede, mein lieber Monceca, daß es gewisse Zeiten giebt, wo die Macht der Päbste sich wieder zu erholen scheint, und einige Funken fahren läßt, woraus man die Würkungen eines noch nicht völlig ausgelöschten Feuers zu befürchten hat. Allein dieser überhingehende Schimmer ist der letzte Funke eines Feuers, welches ausgehen muß, weil es ihm an Nahrung fehlt, immaßen Aberglauben, und Unwissenheit das einzige ist, wovon es sich bishero erhalten hat. Alle Bemühungen, welche die Anhänger des römischen Stuhls sich geben, werden vergebens seyn. Sie werden ein Gebäude, das bis auf den Grund erschüttert ist, und bey dem mindesten Stoße umzufallen drohet, nicht erhalten. Die Balken, womit sie es zu stützen suchen, thun weiter nichts, als daß sie dessen Umsturz eine Zeitlang aufhalten. Die Unruhen, und Trennungen, welche die Jesuiten seit vielen Jahren in Frankreich verursachen, sind der papistischen Religion vielmehr nachtheilig, als zuträglich. Die Streitigkeiten über die Macht des Pabsts geben

den Leuten immer mehr Licht, und helfen sein Ansehen zernichten. Es giebt Sachen, die unendlich viel dabey verlieren, wenn sie deutlich gemacht werden. So geht es den Sachen, die den römischen Stuhl betreffen. Niemals hat man sich vorgenommen sie gründlich zu untersuchen, daß sie nicht etwas von ihrem Werthe verlohren hätten. Wäre man nicht auf die Gedanken gerathen, auf die Annahme jener Constitution, die heut zu Tage soviel Lärmens macht, zu dringen, und hätte man das Volk niemals dahin kommen lassen, daß es von den Streitigkeiten der Gottesgelehrten etwas wüßte, so würde zu den streitigen Partheyen in Frankreich weiter niemand, als einige zu wechselsweisen Widersprechungen geneigte Geistliche gehören. So mußte es aber seyn, daß auch das gemeine Volk, an einer Zänkerey, die ihm durchaus gleichgültig war, Theil nahm. Die Päbste haben sich in guter Einfalt vorgestellt, sie würden noch dumme Teufel finden, die sich ihre eigensinnigen Einfälle allemal mit der größten Bereitwilligkeit gefallen ließen. Um die Jansenisten verhaßt zu machen, haben sie den Versuch gewagt, den gemeinen Bürgern allen Umgang mit Leuten, die nach ihrem Vorgeben irrige Lehren behaupteten, zu untersagen. Die Franzosen, die sich angewöhnt hatten, dem römischen Hofe nicht auf sein Wort zu glauben, haben nachgeforschet, ob ihnen auch die Wahrheit gesagt sey. Diese Prüfung hat gerade das Gegentheil von dem, was die römischen Päbste hoffeten, veranlasset. Drey Viertheile von den

Einwoh-

Einwohnern des Königreichs sind den Meynungen beygetreten, welche man durchaus wollte verdammt haben, und woran die gemeinen Bürger nimmermehr gedacht haben würden, wenn man nicht in ihnen die Neugier, sie zu erfahren, rege gemacht hätte.

Die Mühe, die sich die Anhänger des Pabsts gegenwärtig diesem Uebel abzuhelfen geben, hat keinen Nutzen. Eine Weile können sie es zwar soweit bringen, daß sie diese neuen Feinde der Päbste demüthigen. Allein es sind ihrer zu viel, als daß sie sollten vertilget werden können. Wenn sie werden frische Kräfte bekommen, und den erlittenen Schaden wieder ersetzt haben, so werden sie über lang oder kurz vom neuen mit mehr Kühnheit und Unerschrockenheit, als zuvor erscheinen. Ist es auch nicht unter einerley Namen, und unter einerley Anführung, so werden sie doch allemal durch einerley Geist getrieben werden. Wir wollen setzen, die Jansenisten werden zu Paris in 10 Jahren unterdrückt; nichts destoweniger würden doch mehr, als zwey Jahrhunderte vonnöthen seyn, um den Haß der dasigen Einwohner gegen den Pabst zu vermindern. Wer weiß, ob nicht gar einmal dieser Haß von dem Landesherrn gut geheißen wird? Was braucht es für Mühe, einen König von Frankreich zu einem Feinde des römischen Stuhls zu machen? Ein kleiner Verdruß mit demselben, eine verweigerte Gnade, die er hätte bewilligen sollen, ist schon zureichend. Die Liebe endlich, jener Gott, der alles bezwingt, kann in einem Augenblicke alle

Hinder-

Hinderniſſe aus dem Wege räumen, die ſich der Trennung der franzöſiſchen Kirche von der römiſchen zu widerſetzen ſcheinen. Eine janſeniſtiſche Maitreſſe, oder die ſonſt etwan einer neuen Meynung wohl will, wird gar bald dasjenige ausrichten, womit man in etlichen Jahrhunderten nicht hat zu Stande kommen können. Beſinne dich, mein lieber Monceca, daß faſt alle neuen Sekten ihre Aufnahme dem Frauenzimmer zu danken haben. Wie viel Dank iſt nicht die proteſtantiſche Religion der Königinn Margaretha ſchuldig? Was für Vortheile hat ſie nicht aus den Streitigkeiten Heinrichs des Achten mit dem römiſchen Stuhle, der Anna von Bullen wegen, gewonnen? Wer weiß, ob nicht in einer Zeit von 100 Jahren, oder noch eher eine Franzöſinn, in welche ſich ihr König verliebt, und welche neuen Meynungen anhangt, in Frankreich eben die Veränderung veranlaßt, die man in ſo vielen verſchiednen Ländern erlebt hat. In Engelland erwartete man ſie damals am allerwenigſten, und glaubte es wäre alles ſo ruhig und ſicher, als es nur ſeyn konnte. Heinrich der Achte ließ ſich damit nicht begnügen, daß er das Pabſtthum durch ſein königliches Anſehen ſchützte; er wollte es auch noch als ein gemeiner Unterthan vertheidigen; er ergrif die Feder, und ward ein Schriftſteller: Wer hätte denken ſollen, daß eben dieſer Heinrich in Zukunft deſſen ärgſter Feind werden, und ſein Reich auf immer der Macht der Päbſte entziehen würde?

Bleibe gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt und glücklich.

Cairo.

Der hund. u. funfzehende Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten, ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Bey meiner Ankunft in Berlin, mein werther Isaak, habe ich mich nicht wenig gewundert, daß ich den Jeremias Plozsi, den du etliche Jahre in Constantinopel gekannt, und den der Tod seines Vaters nach Deutschland zu gehen genöthiget hat, daselbst antraf. Er hat von seinem Vermögen einen Theil eingebüßt, den man ihm unter dem Vorwande gewisser erdichteter Entwendungen abzog, die sich sein Vater, wie man ihn beschuldigte, bey der Verwaltung der Wirthschaft in dem Hause eines reichen Edelmanns, dessen Hausvogt er gewesen ist, sollte haben gelüsten lassen. Dergleichen Ränke sind in diesem Lande etwas sehr gemeines, und man bedient sich hier sehr oft dieses Mittels um von der Arbeit und dem Schweiße eines armen Israeliten etwas zu genießen.

Jeremias Plozsi hat mir Gelegenheit verschaft, alle Seltenheiten in Berlin zu sehen. Diese

Stadt

Stadt hat unter den schönen Städten in Europa einen sehr vorzüglichen Platz. Die Gassen darinnen sind breit, und wohl angelegt; die Häuser sind nach sehr gutem Geschmacke gebauet. Ihre Bauart erhält durch ihr gehöriges Verhältniß vieles Ansehen. Das königliche Schloß ist überaus sehr prächtig, ob zwar noch nicht ganz fertig. Die Vorstädte um Berlin machen der Stadt an Schönheit und Größe den Rang streitig. Friedrichsstadt behauptet darunter den Vorzug. Die Gassen daselbst sind nach der Schnure angelegt und überaus lang.

Die Einwohner in diesem Lande haben überhaupt eben die Lebensart, wie die andern Deutschen. Sie sind offenherzig, ehrliche Leute, tüchtige Soldaten, und haben die Art nicht, eine Nation mehr lieb zu gewinnen, als die andre. Vorzüge achten sie an jedermann hoch, und sie geben einem Ausländer eben das Lob, das einem Landsmanne wiederfährt, wenn er es eben so gut verdient. Sie betrachten die Menschen, als aus einerley Erde bereitet. Sie glauben mit allem Rechte, denken, nachsinnen, urtheilen, Folgerungen machen, sey ein Vorrecht, dessen sich ein jedes vernünftiges Wesen rühmen könne; ihre Meynung ist, vernünftige Leute müßten sich das Gute von einer jedem Nation zu Nutzen machen, ohne daß sie die Schwachheit begehen, eine vortrefliche Sache deswegen, weil sie jenseit, oder disseits des Rheins gemacht ist, zu verwerfen, oder einen Tadel daran zu suchen. Sie überlassen den Engelländern die lächerliche Art zu

denken,

denken, daß einer der in Douvres gebohren ist, etwas bessers sey, als ein Landsmann von Calais.

Die Deutschen sind die Urväter der Franzosen, und vielleicht haben die letztern das Gute, das sich in ihren Sitten findet, den erstern zu danken. Da ich in Paris war, habe ich mehr, als einen Franzosen angetroffen, der davon völlig überzeugt war; und ich will wetten, daß es mehr giebt, die dieser Meynung Beyfall geben, als solche, die ihr widersprechen. Ein besonderer Umstand ist, daß sich Franzosen und Deutsche, ohngeachtet der blutigen Kriege, worein ihre Landesherren sie verwickelt haben, doch im Umgange sehr gut mit einander vertragen. Sie fochten mit einander mehr um der Ehre willen, als aus Verbitterung; und so bald nur der Friede ihren Uneinigkeiten ein Ende machte, so hielten sie es, wie die Helden im Homer, und gaben einander von beyden Seiten Merkmale der Achtung, die sie gegen einander hegten.

Die Deutschen erkennen es auch, wie gut sie in Frankreich gelitten sind, und etliche von ihren Gelehrten haben davon öffentliche Zeugnisse abgelegt *).

Die

*) Hierüber erklärt sich Herr Wallin in einem lateinischen Buche, dessen ueberschrift ist: Luretia Parisiorum erudita, und welches im Jahre 1722 zu Nürnberg gedruckt ist, also: Ich würde der undankbarste Mensch unter der Sonnen seyn, wenn ich nicht von Frankreich, ich mag es im Frieden, oder im Kriege, oder nach seiner Religion betrachten, die Wahrheit sagen wollte:

Die nazaräisch-lutherische Religion geht zu Berlin hauptsächlich im Schwange. Die Reformirte hat daselbst ebenfalls ihre Bekenner, allein sie ist nicht die herrschende. Vor etwas mehr, als zweyhundert Jahren trennte sich Deutschland zum Theil von der römisch-nazaräischen Kirche. Ein Mönch, ein geschickter Mann, (Luther) war es, der ihr diesen verdrüßlichen Streich versetzte, da er von dem römischen Stuhle zum Mißvergnügen bewogen wurde. Das damalige Misverständniß zwischen verschiedenen Reichsfürsten war seinem Vorhaben ganz besonders beförderlich. Ohne dieses würde er wohl nimmermehr ein Vorhaben ausgeführt, und mit seiner ganzen Beredtsamkeit weiter nichts ausgerichtet haben, als daß es ihm, wie dem Savonarola einige Jahre zuvor, würde ergangen seyn *).

Die Deutschen glauben recht gutherzig, was man ihnen in der Jugend beybringt, und nehmen sich nicht viel Zeit, nach der Wahrheit oder Falschheit ihrer Glaubenslehren sich zu erkundigen. Sie überlassen den Franzosen die Mühe sich mit einander in unnöthigem Wortwechsel herumzuzanken. Daß sie sich von der römischen Kirche getrennet haben, dazu haben sie besonders

die

te: Daß man nemlich nirgends mehr gesittete Lebensart, noch angenehmern Umgang im gemeinen Leben, als dort, findet.

*) Dieses war ein Dominikanermönch, der mit zween von seinen Kameraden zu Florenz im Jahre 1498 gehangen wurde, weil sie wider die Laster des römischen Stuhls gepredigt hatten.

die Mönche gebracht, deren Uebermuth und Frechheit so hoch gestiegen waren, daß den Deutschen darüber die Gedult vergieng.

Wer die Religionsänderung der Deutschen der Gelehrsamkeit, und Scharfsinnigkeit ihrer Gottesgelehrten zuschreibt, kennt diese Nation nicht recht. Durch Vernunftschlüsse bringt sie niemand leicht in Bewegung. Zu dem waren, da die Unruhen in der nazaräischen Religion ihren Anfang nahmen, die Leute so unwissend, daß Wissenschaft bey ihnen nicht viel nützte.

Die Deutschen Gelehrten haben viele gelehrte Schriften herausgegeben, worinnen sehr merkwürdige und nützliche Dinge stehen. Nur sind die dazu gehörigen Bände so zahlreich, daß man wünschen möchte, es würde ein Theil von diesen Schriften, des mehrern Nutzens wegen, umgeschmelzt. Gewiß, es würde daraus sehr schönes Gold gebracht werden; man würde aber auch vielen unnützen Zusatz davon scheiden, der den Werth des köstlichen Metalls, womit er vermengt ist, um vieles vermindert.

Indessen giebt es gleichwohl in diesem Lande viele große Männer, und die hohen Schulen sind mit sehr guten Rechtsgelehrten, und geschickten Aerzten angefüllt. Der berühmte Pufendorf, der Verfasser des Natur- und Völkerrechts, und noch anderer Schriften, verdienet, als ein Gelehrter vom ersten Range, und als der Nacheiferer, und Nebenbuhler des berühmten Grotius angesehen zu werden.

Die Deutschen können ferner verschiedne gute Geschichtschreiber aufweisen. Es ist nicht zu leugnen, daß ihr Vortrag zuweilen weitläuftig, ausschweifend, und folglich matt ist. Sie trauen gewissen ausländischen Schriftstellern gar zu viel, und darüber gerathen sie in einen andern Fehler, daß sie das Wahre von dem Falschen nicht recht unterscheiden, besonders wenn sie von einem andern Staate, als von dem ihrigen reden. Die Deutschen sind so aufrichtig, daß sie sich nicht vorstellen, es könne ein Geschichtschreiber das Herz haben, im Angesichte der ganzen Welt zu lügen. Es wäre also zu wünschen, daß sich ein guter Freund fände, der sie warnte, daß sie sich auf die spanischen, italiänischen, englischen und sogar französischen Schriftsteller nicht eher verlassen möchten, als bis sie untersucht haben, wie weit ihnen Glauben beyzulegen sey.

Also dächte ich, zum Beyspiel, sie könnten sich viel auf den Thuanus, ziemlich auf den Mezeray, ein wenig auf den Daniel, keinesweges auf den Maimburg und Varillas, noch weniger aber, wo möglich, auf den Juvenci verlassen: Unter allen Italiänern dürfen sie niemanden, als dem einzigen Fra Paolo trauen: Sie könnten, um ihren Vortrag der Hoheit der Geschichte gemäß einzurichten, den Davila, einen vortreflichen Schriftsteller lesen, wenn nur keine Päbste, und keine Inquisition gewesen wäre, und wenn er die Wahrheit allemal mit der Richtigkeit im Schreiben, und mit der Gründlichkeit im Denken hätte vereinigen dürfen. Wenn die spanischen

Geschichtschreiber von Dingen, die ihre Nation angehen, sprechen, so möchten sie dieselben alle lesen. Dergleichen sind die Werke der Mönche, welche Jahrbücher von ihren Klöstern geschrieben haben. Bey der einen Gattung klingt alles abentheuerlich und wunderbar, bey der andern finden sich lauter Wunder, lauter Heiligkeit. Die Engelländer sind zwar im äußerlichen nicht so gravitätisch als die Spanier; doch in ihrer Denkungsart eben so eitel; sie haben eine große Menge Redner, aber keinen einzigen Geschichtschreiber. Als Leute, die mit einer guten Meynung von sich selbst reichlich eingenommen sind, treiben sie es nicht nur, wenn sie auf ausländische Nationen zu sprechen kommen, zu weit, sondern sie wissen nicht einmal, sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, da der Geist der Partheylichkeit sie beständig treibet. Ein Geschichtschreiber, der ein Jacobit ist, setzt die Maria Stuart unter die größten nazaräischen Heiligen, und macht sich kein Bedenken, neben dem Throne der Gottheit, auch ihr einen zu bauen. Ein Geschichtschreiber von der Whigparthey verweist sie ohne Umstände zum Teufel, nachdem er sie freyheraus der Lüderlichkeit, des Ehebruchs, und des Meuchelmords beschuldiget hat. Es hat ein gewisser Franzoß die Geschichte von Engelland geschrieben, und diese ist so gut gerathen, daß selbst die Engelländer sie für die Beste, die man bisher gehabt hat, anzunehmen sich genöthiget gesehen haben. Wahrhaftig! darauf können sich die französischen Schriftsteller etwas zu Gute thun.

Zum Unglück hat diese Gattung von Frohlocken plötzlich ein Ende gehabt. Rapin-Thoiras ist noch vor der Vollendung seines Werks gestorben. Nach ihm haben es andre Franzosen auf eine so elende Art fortgesetzt, daß diese ihrer Nation beynahe eben soviel Schande, als jener Ehre, gemacht haben.

Unter den alten deutschen Schriftstellern hat Sleidan einen überaus großen Vorzug. Sein Buch enthält die Geschichte von dem Zustande der Religion und des Staats unter Karln dem Fünften. Aus dieser Schrift machen die Papisten in Deutschland freylich nicht so viel, als die Lutheraner; indessen lassen sie ihm doch Gerechtigkeit wiederfahren, und sie findet durchgängig Beyfall.

Unter den Neuern hat Hübner beynahe eben so viel Bände vollgeschrieben, als Gregorio Leti; nur daß jener nützlichere Sachen vorträgt, als dieser allzuweit ausschweifende Italiäner; von dem der berühmte Bayle durch einen witzigen Einfall diesen Vers des Virgils braucht:

Tam ficti prauique tenax, quam nuncia veri *).

Ohngeachtet Hübner ein geschickter Mann war, so hat er doch die, unter seiner Nation so gemeinen, Fehler nicht vermeiden können. Bisweilen verfällt er in gar zu lange und unnütze Erzählungen.

*) Lettres de Bayle T. I. p. 364. In dem Virgilianischen Verse wird eigentlich von der Fama gesagt, sie bringe sowohl falsche und unrichtige, als wahre Nachrichten. Virg. Aen. 4. B. v. 188.

lungen. Er stellt ohne Unterschied allen ausländischen Schriftstellern gar zu viel Glauben zu. Daher hat er freylich nicht so richtig schreiben können, als es würde geschehen seyn, wenn er mit mehr Vorsicht geschrieben hätte. Allein hierinnen versehen es alle diejenigen, die ihre Schriften aus andern Büchern zusammen schreiben.

Seckendorf ist ein großer Mann; er hat sein Buch sehr nachdrücklich, redlich, offenherzig, und uneigennützig abgefaßt. Allein er ist zu weitläuftig, und ausschweifend. So urtheilt von ihm der berühmte Bayle. Die Antwort des Herrn von Seckendorf, schreibt er an einen seiner Freunde, auf den Lutheranismus des Maimburgs ist in Folio gedruckt, und besteht aus zween Bänden. Die Schrift hat viel sonderbares in sich, allein die Länge macht sie eckelhaft. Sie führt die Ueberschrift: Commentarius Historicus, et Apologeticus de Lutheranismo aduersus Maimburgium &c. *).

Der durchgängig nicht sonderlich lebhafte Witz der Deutschen, und ihre Sprache, welche zu Schriften in Wissenschaften und in der Sittenlehre besser, als zu Ausarbeitungen in der Redekunst und Dichtkunst zu gebrauchen ist, sind dem Ansehen nach, die Ursache, warum nicht eben viele Dichter und Redner unter ihnen gefunden werden. Indessen können sie doch einige aufweisen. Die Besten davon sind Sachsen, bis auf einen, mit Namen Brockes, einen Hamburger,

*) Lettres de Bayle T. I. p. 364.

der für einen vortreflichen Schriftsteller geachtet wird. Nach den Reden der Deutschen sind die Arbeiten dieser Dichter gut und wohlklingend. Allein zwey alte und mächtige Vorurtheile sind wider sie.

Das erste gründet sich auf das Ansehen des Aristoteles, der in einem warmen Lande gebohren war, und die Gedanken hegte, der Verstand solcher Leute, die in kalten Ländern wohnten, könne ohnmöglich viel Feuer in sich haben. Allein seit einiger Zeit hat uns die Erfahrung gezeigt, daß das Ansehen des ehrlichen Aristoteles nicht viel gilt; die Nazaräer haben nunmehr aufgehört, seine Meynungen als Glaubenslehren anzusehen: Also kann man dieses Vorurtheil für falsch achten.

Das zweyte Vorurtheil beruht darauf, weil ihre Dichter wenig Aufsehen in Europa machen. Fast sollte ich glauben, daß dieses seinen guten Grund hätte. Denn wenn ein Schriftsteller gleich in seiner Muttersprache schreibt, so werden doch seine Schriften, wenn sie anders Vorzüge an sich haben, gar bald in alle Sprachen übersetzt, und in ganz Europa bekannt. Petrarcha, Arioste, Tasso, Ovarini, sind in die französische, spanische, englische, und andre Sprachen übersetzt worden. Miltons verlohrnes Paradieß und verschiedne Gedichte von Popen kann man fast in allen Sprachen lesen. Die ganze Welt hat sich die schönen Stücken des Corneille, und Racine durch eine Menge von Uebersetzungen eigen gemacht, und die Andromache des letztern

ist

ist von dem besten italienischen Dichter der neuern Zeiten übersetzt worden.

Ich kenne kein deutsches Gedicht, mein lieber Isaac, das in Europa sich einigermaßen berühmt gemacht hätte *). Ob man eines jemals übersetzt habe, daran zweifle ich. Hieraus möchte ich fast muthmaßen, daß die Deutschen entweder keine so guten Dichter haben, als sie glauben, oder in ihren Schriften gewisse Schönheiten wahrnehmen, wovon die übrigen Menschen nichts wissen. In diesem Falle wären die deutschen Gedichte eine Gattung von Zaubersiegeln, die ihre Kraft nur unter gewissen Bedingungen beweisen.

Es ist dir, mein werther Isaak, bekannt, daß Karl der Fünfte sagte, wenn er mit Gott reden wollte, so geschähe es spanisch, mit seiner Maitresse italienisch, mit seinen Freunden französisch, und mit seinen Pferden deutsch. Wiederum ein unangenehmes Vorurtheil in Ansehung des Wohlklangs, und der Annehmlichkeit der deutschen Verse. Die Musen wollen mit einer Sprache, deren rohes Wesen sie erschreckt, nichts zu schaffen haben. Indessen giebt es ja keine Sprache, die nicht angenehm, und gut klingt, wenn sie

*) Diesen Brief habe ich etwan vor 30 Jahren aufgesetzt; damals hatte Deutschland noch nicht so viel vortreffliche Dichter aufzuweisen, als nach der Zeit aufgestanden sind, einen Haller, der es in allen Gattungen von Gedichten sehr weit gebracht hat, einen Gellert, der eben so sinnreich, eben so natürlich, und mehr aus eigner Erfindung dichtet, als la Fontaine, und andre mehr.

wohl geredt wird. Also sollte ich fast glauben, der Fehler der deutschen Gedichte läge mehr an den Dichtern, als an der Sprache. In gewissen Wissenschaften thut sich eine Nation immer mehr, als die andre hervor. Die Hauptbeschäfftigungen der Deutschen sind die Grundgesetze des H. R. Reichs, die Staatskunst, die schönen Wissenschaften, und die Weltweisheit, und der einzige Leibnitz unter ihnen ist in der gelehrten Welt so viel, als hundert Dichter.

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Berlin.

Der hundert u. sechzehende Brief.

Jakob Brito an Aaron Monceca.

Ich habe dir erzählet, wie es die Mönche hier zu Lande in ihren Liebeshändeln machen. Es ist mir weiter nichts übrig, als daß ich dir von der Art, wie die vornehmen Herren mit ihren Maitressen umgehen, einen Begriff mache. Sie beobachten Gebräuche, die in der Ausübung eben so schwer sind, als die alte Hofetiquette.

Ehe ein Spanier seine Liebe deutlich offenbaret, so muß er 7 bis 8 Monate die Nacht über unter den Fenstern seiner Liebste seine Aufwartung machen: Er muß durch eine Menge von Nachtmusiken ihre Hochachtung zu gewinnen und

sich

sich bey ihr beliebt zu machen suchen: Er muß darauf bedacht seyn, daß er sich ordentlicher Weise in den Kirchen, welche seine Schöne besucht, finden läßt; Er muß endlich, wenn sich die Gelegenheit zeigt, und wenn seine Liebste die gewöhnlichen Processionen der Nazaräer gegen das Ende ihrer Fasten vorbeygehen siehet, sich unter ihrer Fenstern andächtig peitschen.

Wenn ein Spanier glaubt, durch alle diese Possen es so weit gebracht zu haben, daß er in dem Herzen der geliebten Person einigen Eindruck gefunden hat, so wagt er es mit einem Liebesbriefchen durch Vermittelung einer alten Duenna *), die er auf seine Seite zu bringen trachtet. Hat er das Glück, daß er eine Antwort erhält, so schätzt er sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Dann fängt er an, auf dem Spatziergange, oder in der Kirche durch Zeichen mit seiner Liebste zu reden. Diese Aufführung setzt er fort, bis er sie geheyrathet hat. Hernach sperrt er sie ein, und ist gegen sie mehr, oder weniger eifersüchtig, so wie er sie etwan mehr oder weniger grausam befunden hat. Denn das Glück und die Ruhe einer Frau beruhet gemeiniglich auf den schlimmen Nächten, die ihr Mann ihr zu Gefallen hat aushalten müssen, so lange er noch ihr Liebhaber war, und in wieferne sie ihm damals strenge begegnet ist. Die stolzen Don Sanchez, und Don Pedros können sich nicht vorstellen, daß ein andrer Sterblicher leicht glücklich

*) Eine Duenna ist eine Gattung von Hofmeisterinn oder Aufseherinn.

lich seyn könne, da es ihnen so viele Mühe gekostet hat, ehe sie es worden sind. Ihre Eigenliebe ist für sie ein sicherer Gewährsmann von der Tugend und Treue ihrer Weiber.

Viele Schriftsteller haben von diesem Lande, als von dem Mittelpunkte der verliebten Lebensart gesprochen. Allein, ich glaube nicht, daß es ein einziges giebt, wo sie weniger bekannt ist; Man müßte denn eine Menge lächerlicher Possen unter Liebkosungen zählen, und in den Gedanken stehen, daß man, um verliebt und ein zärtlicher Liebhaber zu heißen, ein Narr und bis aufs höchste ausschweifend seyn müsse.

Man mag die Bescheidenheit, das erbare Bezeigen, und die Standhaftigkeit eines Spaniers noch so sehr rühmen, so ist doch unter diesen vorgeblichen Tugenden so viel Lächerliches untermengt, daß man sie gewohnt seyn muß, wenn man sie nicht mit eben der Verachtung, als die Frechheit und den Muthwillen der französischen Stutzer betrachten will.

Ich glaube, es wäre möglich, aus einem Spanier und Franzosen einen vernünftigen Mann zu machen, ohngeachtet sie es beyderseits, wenn sie die Liebe plagt, selten sind. Dem sey aber, wie ihm wolle, so will ich doch lieber lachen, singen, tanzen, und Possen treiben sehen, als unaufhörlich seufzen, tief Athem holen, weinen und klagen hören. Die Liebe ist ein Kind, das sich mit Spielen und Ergötzlichkeiten unterhält, und gleich grämisch und verdrüßlich wird, wenn man ihm Zwang anthun will. Daher erfährt man auch

öfters

öfters hier zu Lande, daß der eifersüchtige Sinn der Spanier durch die Schwermuth sich zu erstaunenden Ausschweifungen verleiten läßt. Selbst das Frauenzimmer geräth in diesen Fehler, und ihre Leidenschaft bringt sie so weit, daß sie die allergrößten Verbrechen begehen. Sie sind eben so eifersüchtig, als die Mannspersonen, und die Liebe ist in Spanien mehr eine tolle Wuth, als eine sanfte Leidenschaft, die den Menschen, sie glücklich zu machen, gegeben ist.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der Marquis von Astorgas, von der Familie Osorio, Oberhofmeister der Königinn, sich mit einer überaus eifersüchtigen Frau verheyrathet. Mittlerweile verliebte er sich in ein junges liebenswürdiges, und ganz besonders schönes Frauenzimmer. Die Marquisinn empfand es aufs äußerste übel, daß man die Verwegenheit hatte, ihr eine Nebenbuhlerinn an die Seite zu setzen, und faßte den Entschluß, sich dieserhalb zu rächen. Sie gieng mit zahlreicher Begleitung zu der Maitresse ihres Gemahls, tödtete sie, riß ihr das Herz aus dem Leibe, ließ es mit einer Brühe zurichten, und setzte es ihrem Gemahl zu essen vor. Alsdenn fragte sie ihn, ob es ihm schmeckte, und da er mit ja antwortete, so sagte sie: „Ich wundere mich gar nicht darüber, denn es ist das Herz der Schönen, die du „so sehr geliebet hast.„ Sogleich zog sie den noch ganz blutigen Kopf derselben hervor, den sie unter ihrem Tischkorbe versteckt hatte, und rollte ihn auf der Tafel hin, an welcher er

mit

mit etlichen von seinen guten Freunden saß. Man kann sich leicht vorstellen, wie ihm bey diesem traurigen Anblicke zu Muthe war. Sie begab sich in ein Kloster, wurde daselbst von Wuth und Eifersucht toll, und ist nie wieder heraus gekommen. Der Marquis betrübte sich darüber so heftig, daß er beynahe in Verzweifelung gerathen wäre *).

Eine so entsetzliche Begebenheit würde schwerlich Glauben finden, wenn die Personen, denen sie begegnet ist, nicht in ganz Europa bekannt wären. Die Nachkommenschaft wird erstaunen, wenn sie in den Schriftstellern der itzigen Zeit eine so umständliche Nachricht davon finden wird. Die Eifersucht veranlaßt in Spanien alle Tage Todtschlag und Meuchelmord. Man geht auch mit dem Gifte nicht sparsam um, wenn man einen Nebenbuhler oder eine Nebenbuhlerinn los werden will. Das Frauenzimmer läßt sich durch diese so gefährliche Leidenschaft zu noch viel schlimmern Ausschweifungen, als die Mannspersonen verleiten.

Ob schon die Eifersucht der Spanier überaus heftig ist, so hat sie doch nicht sowohl eine zärtliche Rührung, als vielmehr Stolz und Eigenliebe, als den Hauptcharakter dieser Nation, zum Grunde. Die Italiener sind lediglich ihrer Gemüthsart wegen eifersüchtig; Die Spanier sind es über dieses noch aus Hoffart. Gesetzt, daß sie ihre Weiber und Maitressen nur mittelmäßig liebten, sie würden darum ihre Nebenbuhler nicht

weni-

*) Memoires de la Cour d'Espagne. T. I. p. 137.

weniger hassen. Dieses ist bey ihnen schon ein unverzeihliches Verbrechen, wenn man es ihnen zu erkennen giebt, daß man mehr Achtung, als sie verdient. Sobald ein Nebenbuhler vorgezogen wird, und eine Maitresse ihm diesen Vorzug bewilliget, sind sie allemal strafbar.

Wenn ich mir, mein lieber Monceca, eine Liebste wählen sollte, so wünschte ich, sie wäre in der Zärtlichkeit so heftig als eine Spanierinn, so munter als eine Italienerinn, so frey in ihrem Betragen, als eine Französinn. Diese Eigenschaften würden in ihrer Vereinigung das, was an einer darunter zu viel ist, verzehren. Ich achte die Liebe in meinen Gedanken dem Tartarus, der zu Brechpulvern kommt, gleich. Eigentlich ist es ein Gift, und kann durch die Art, wie man es zu versetzen weiß, eine nützliche Sache werden. Glücklich sind die Verliebten, welche die Weise, dieses angenehme Mittel wohl zuzurichten, verstehen!

Die Verliebten haben in diesem Lande, vermöge der Aussprüche einer Versammlung von nazaräischen Bischöffen, die vor etwan zweyhundert Jahren gehalten worden ist *), vieles voraus. Sie können einander heyrathen, ohne daß sie die Einwilligung ihrer Aeltern nöthig haben. Dieses ist den französischen Gesetzen und Gewohnheiten gerade zuwider. Daher kommt es, daß in diesem Lande die Väter niemals gewiß wissen, was sie ihren Töchtern für Männer geben sollen. Es giebt deren viele, die sich mit ihren

Liebha-

*) Die tridentinische Kirchenversammlung.

Liebhabern zum Prediger verfügen, sich trauen lassen, und ihren Familien zum Trutze eine Heyrath eingehen, ohne daß jene mit ihnen übel umgehen, oder sie hindern dürfen, mit demjenigen, den sie sich zu ihrem Gemahle gewählt haben, zu leben.

Die Versammlung der nazaräischen Bischöffe, die den Ausspruch thaten, es sey zu einer Heyrath die väterliche Einwilligung gar nicht nöthig, stützte sich auf den Grundsatz, daß dergleichen Verbindung bloß auf der freyen, und gutwilligen Uebereinstimmung der beyden Partheyen beruhe *). Sie verordnete dergleichen Heyrathen niemals zu trennen, wie es etwan in Frankreich üblich ist, und verlangte, man müsse der Grundregel ihres obersten Gesetzgebers nachleben, der den Befehl gäbe, das, was Gott zusammen gefügt hätte, unter keinerley Vorwand zu trennen **). Und damit dieses Gesetz auf das strengste beobachtet würde, so setzte eben diese Gesellschaft den Fluch nicht nur auf die weltlichen Gerichtsbarkeiten, welche Vorfälle, und Streitigkeiten, die in Ansehung der Vollstreckung einer Ehe sich ereignen könnten, unter ihre Erkänntniß ziehen würden, sondern auch wider die, welche

*) Matrimonium est consensus partium liber et voluntarius. Concil. Trident.

**) Quod ergo Deus coniunxit, homo non separet. Matth. XIX, 6.

welche dächten, solche Sachen gehöreten nicht unter die geistlichen Gerichte *).

Etwas sonderbares ist es, daß viele von den Verordnungen dieser Versammlung, die dem Glauben der Nazaräer in Spanien zum Grunde dienen, in Frankreich durchaus nichts gelten. Die Parlamenter haben zwischen Glaubenslehren und Kirchenzucht einen Unterschied fest gesetzt. Sie haben behauptet, diese Versammlung sey nicht befugt, Sachen zu entscheiden, die nicht unter ihre Gerichtsbarkeit gehörten, und noch weniger, welches das schlimmste wäre, es auf eine Art zu thun, die den Vorrechten der französischen Nation gerade zuwider liefe. Ihre Gerichtsstätte setzen daher, wie du weißt, einen Haufen Heyrathen aus einander, und erklären sie für null und nichtig, so bald sie wider die Gesetze und Verordnungen des Reichs gestiftet sind.

Nichts ist klüger, als die Aufmerksamkeit der Parlamenter, ihrer Rechte, der Rechte der weltlichen Obrigkeit, und derer, die ein Vater über seine Kinder, der Billigkeit gemäß, haben soll. Was für Unordnungen entstehen nicht aus der Willkühr, die man unbehutsamer Weise den Kindern verstattet, daß sie sich ohne Bewilligung ihrer Vorgesetzten verheyrathen dürfen? Wird hiermit nicht der Verwirrung und Lüderlichkeit Thür und Thor geöffnet? Heißt das nicht Söhne, die

*) Si quis dixerit, causas matrimoniales non ad iudices ecclesiasticos pertinere, anathema sit. Concil. Trid.

die in ihrer Aeltern Gewalt sind, von dem Gehorsam frey sprechen, welchen sie denen, die sie auf die Welt gebracht haben, schuldig sind, und der bey allen alten Völkern so sehr angepriesen worden ist? Gott selbst hat dieserhalb ein ausdrückliches Gebot in seinem Gesetze eingerücket. Unmöglich kann ein Kind, das seine Aeltern fürchtet und ehret, ohne ihre Bewilligung an jemanden seine Hand geben. Dieses heißt, ihren Rath in der allerwichtigsten Handlung seines Lebens verschmähen.

Die Gewohnheit, welche Kindern, die in ihrer Aeltern Hause sind, erlaubet, ohne Zuratheziehung ihrer Aeltern in den Ehestand zu treten, ist dem Gesetze der Natur zuwider, ja was noch mehr, sie wirft alle Eintracht in dem gemeinen Leben über den Haufen. Sie veranlaßt die allerabentheuerlichsten, und ungleichsten Verbindungen und Ehen. Was für Unheil ist nicht von einem Gesetze zu befürchten, das jungen Leuten, die durch die Hitze ihrer Leidenschaften getrieben werden, gestattet, eben diese Leidenschaften zu befriedigen, und alles, was ihnen beliebt, vorzunehmen? Man sieht alle Tage Leute, die schon zu Jahren gekommen sind, in überaus viele Ausschweifungen gerathen, und sich in Ehen einlassen, die ihre Schande, oder ihren Untergang befördern. Was werden nicht Leute thun, die sich durch die Heftigkeit ihrer Gemüthsart hinreißen lassen, und weder die Erfahrung, noch die Wissenschaft von jenen haben?

Alle diese Gründe haben es so weit nicht bringen können, daß sie eben solche kluge Behutsamkeit, wie die Franzosen, gebrauchten. Sie haben die Aussprüche dieser bischöfflichen Versammlung, welche andre in, zur Kirchenzucht gehörigen, Sachen verwarfen, ohne Unterscheid und Vorbehalt angenommen. Daher giebt es auch in diesem Lande immerfort so wunderbare Begebenheiten, daß sie den Spaniern, ihrer Eigenliebe, und ihres Aberglaubens ohngeachtet, zu erkennen geben, wie klug die Franzosen gehandelt, da sie der Freyheit junger Leute Gränzen gesetzt, und den weltlichen Gerichten die Entscheidung aller, in die bürgerliche Gesellschaft einschlagenden, Sachen vorbehalten haben.

Es trifft gar oft zu, daß junges Frauenzimmer vom Stande Bauern, oder Bediente ihrer Aeltern, und vornehmer Leute Söhne ohne Schaam und Scheu der schlechtsten Leute Töchter heyrathen. Es sind etwan 10 oder 12 Jahre, daß die Tochter des Stadthalters von Catalonien *) ingeheim einen nichtswürdigen Menschen, der bey ihrem Vater ein Edelknabe gewesen war, heyrathete. Dieser Stadthalter konnte es nicht nur nicht so weit bringen, daß diese Heyrath, die seinem Stande so sehr zuwider war, getrennt wurde, sondern mußte es so gar geschehen lassen, daß seine Tochter sich zu ihrem Manne begab.

Du wirst mir einräumen, mein lieber Monceca, daß dieses Sachen sind, die alle gute Ordnung, welche in einem Staate bestehen soll, zer-

 stören,

*) Des Grafens von Montemar.

stören, und daß ein Staat, wo dergleichen schädliche Grundsätze eingeführt werden, über den Haufen fällt. Indessen kann ich nicht in Abrede seyn, daß sie in Spanien nicht so zahlreich, als in andern Ländern angetroffen werden. Denn der Stolz und Hochmuth trägt zur Verhinderung solcher ungleicher Heyrathen vieles bey. Die hoffärtigen und eingebildeten Don Diegos und Don Rodrigos können es nicht leicht über das Herz bringen, sich von ihrer Hoheit herabzulassen, und sie müssen außerordentlich verliebt seyn, wenn es dahin kommen soll.

Das Frauenzimmer macht sich schon nicht soviel Bedenken. Daher sieht man auch von ihrer Seite viel mehr solche ungleiche Verbindungen, als von der Seite der Mannspersonen. Sie haben nicht so viel Kräfte zu widerstehen, ob schon ihr Hochmuth eben so weit geht. Denn das letztere ist ein Fehler, den alles, was in diesem Lande Athem holt, an sich hat. Sogar die Ausländer gewöhnen sich diese schlimme Eigenschaft an, wenn sie lange darinnen wohnen. Man trifft hier Franzosen an, die ein ernsthaftes und gesetztes Wesen annehmen, mit dem Leibe gerade, und sehr langsam einhergehen, und wenig, und zugleich in lehrreichen Sprüchen reden. Es steht ihnen noch lächerlicher an, als den Spaniern, und ich kann meinen Brief nicht besser schließen, als wenn ich die merkwürdige Stelle eines der berühmtesten französischen Schriftsteller auf sie anwende: Die gravitätische Stellung ist ein Geheimniß des Körpers, und ist, um

die

die Fehler der Seele zu verbergen, erfunden worden *).

Bleibe gesund, mein lieber Monceca, lebe vergnügt und glücklich, der Gott unserer Väter überschütte dich mit seinen Wohlthaten!

Madrit.

Der hund. u. siebenzehende Brief.

Aaron Monceca, an Isaak Onis, einen Caraiten und ehemaligen Rabbi in Constantinopel.

Seit einigen Tagen, mein werther Isaak, bin ich in Hamburg angelangt. Diese Stadt wird unter die reichsten in Deutschland gerechnet. Die Handlung zieht eine Menge Kaufleute von allen Nationen in Europa dahin. Der Elbstrom trägt viel zu ihrer Schönheit bey, und giebt den Schiffen, die auf dem Meere ankommen, Gelegenheit, daß sie bis an die Wälle der Stadt hinanfahren können.

Hamburg ist überaus gut gebauet, und mit ziemlich schönen Häusern angefüllt. Es giebt um sie herum allerhand prächtige Spatziergänge, und die Schönheit der öffentlichen Gebäude richtet sich nach dem Reichthume der Einwohner. Die Obrigkeit führt die Verwaltung der Staats- und bürgerlichen Geschäffte, und vertritt die

*) La Rochefoucault.

Stelle eines Landesherrn. Diese Stadt gehört unter diejenigen, die man Reichsstädte nennt, sie hat das Recht ihre eigne Besatzung zu halten, und Geld zu schlagen: Vermittelst einer gewissen Abgabe an den Kayser genießt sie alle Vorrechte eines freyen und unabhängigen Staats.

Es giebt eine ansehnliche Menge solcher Städte: Sie sind auf die Erhaltung ihrer Freyheiten sehr aufmerksam, und machen eben so viele freye Staaten aus. Wenn gleich ihr Gebiete sehr enge Gränzen hat, so ist es doch noch viel ansehnlicher, als das Gebiete mancher Fürsten in Deutschland; denn dieses einzige Ländgen begreift mehr Höfe, als das ganze übrige Europa zusammengenommen. Ein Reisender kommt oft in einem einzigen Tage durch 6 oder 7 verschiedne Staaten. Diese Fürsten mögen so klein seyn, als sie wollen, so haben sie doch eine Menge Edelleute um sich, die bey ihnen Hofleute vorstellen; sie halten sich dieselben mit wenigen Kosten. Das meiste Geld wird bey diesen kleinen Fürsten auf die Tafel gewendet, die ordentlicher Weise von ihren Einkünften zwey Drittheil wegnimmt.

In Deutschland findet man eben so viele Hoheiten, als in Brabant Excellenzen. Allein die deutschen Hoheiten haben vor den niederländischen Excellenzen vieles voraus. Es besteht dieses darinnen, daß sie das elende Recht haben, die Einwohner von zwey oder drey Dörfern zu martern, oder wenn es ihnen einfällt henken zu lassen. Hingegen sind die flandrischen und brabantischen Excellenzen nichts weiter, als gemei-

ne

ne Edelleute, die über ihre Unterthanen nicht mehr Gewalt, als andre Edelleute in allen Ländern, nach hergebrachter Gewohnheit haben. Es wäre für das Glück und für die Ruhe von Deutschland zu wünschen, daß alle diese kleinen Herren von dem Kaiser auf eben den Fuß gesetzt würden, wie es die Könige in Frankreich mit jenem Haufen der kleinen Tyrannen, der sich ehemals in ihren Ländern befand, gemacht haben.

Wer in Deutschland glücklich leben will, muß sich in einer freyen Reichsstadt, oder in churfürstlichen Ländern aufhalten. Diese Fürsten sind eben so mächtig, und, ich darf wohl sagen, furchtbar, als jene, wovon ich dir gleich itzt gesagt habe, unvermögend und unansehnlich sind. Man findet verschiedne Churfürsten, deren Hofstatt einer Königlichen nichts nachgiebt, und es hat alles bey ihnen ein großes und prächtiges Ansehen.

Dännemark behauptet die Schutzgerechtigkeit über die Stadt Hamburg. Mit dieser Krone hat die Stadt immer Händel, und vielleicht würde sie schwerlich dabey aushalten können, wenn das Reich sie nicht, als eine freye Reichsstadt, zu schützen verbunden wäre, und sich nicht den wider sie geschmiedeten Anschlägen widersetzte.

Die Bürger und Kaufleute in dieser Stadt sind sehr höflich. Die Beschäftigung mit ihrem Handel hindert sie nicht, auch den Pflichten, die der Wohlstand erfordert, nachzukommen. Sie lieben Künste und Wissenschaften, sie widmen sich sogar denselben, und viele darunter lesen gute Bücher, wenn sie sich von ihren Geschäften er-

hohlen wollen. Es giebt hier sehr viele wohl gewählte Büchersammlungen; der größte Dichter, den Deutschland aufzuweisen hat, ist ein Hamburger. Viele Leute versichern, daß Brockes den besten französischen Dichtern die Waage halten kann; doch ich weiß nicht, ob dieses nicht ein wenig zu weit getrieben ist. Vermuthlich hast du das, was ich dir aus Berlin von der deutschen Dichtkunst geschrieben habe, erhalten. Ich bin noch immer dieser Meynung, und halte die Deutschen in der Dichtkunst nicht für so stark, als in der Wissenschaft der Reichsgrundgesetze, und in der Weltweißheit. Jede Nation hat etwas besonders. Der Himmel würde vielleicht ungerecht heißen können, wenn er den Deutschen, nebst dem Pufendorf, und Leibnitz, auch einen Moliere, und Boileau gegeben hätte.

Da ich an den Leibnitz gedenke, so kann ich einen noch nicht bekannten Umstand von ihm, den ich hier zu Lande erfahren habe, nicht unerinnert lassen. Dieser berühmte Weltweise soll einen unächten Sohn gehabt, und als seinen Sekretair gebraucht haben. Er galt bey ihm sehr viel, und hieß Wilhelm Dinniger. Hatte doch Des-Cartes auch eine Tochter von seiner Maitresse, mit Namen Francine; allein er hatte das Vergnügen nicht, sie groß zu ziehen; sie starb sehr jung, und er grämte sich sehr über ihren Verlust. Ich nehme daran, mein werther Isaak, gar kein Aergerniß, wenn ich sehe, daß große Leute kleinen Schwachheiten unterworfen sind. Da sie Menschen sind, so ist es ganz natürlich,

daß

daß sie alles, was der Menschheit eigen ist, erfahren. Ich verehre so gar die Frucht und Folge ihrer Schwachheiten. Wäre Leibnitzens unächter Sohn seinem Vater ähnlich gewesen, so würde er bey mir mehr gegolten haben, als der rechtmäßige Sohn eines deutschen Fürsten, der weiter keine Tugend an sich hat, als daß er aus fürstlichem Geblüte herstammt. Ja ich glaube fast, ich würde den Bastard des Weltweisen dem Fürsten selbst vorgezogen haben, wenn er so viel Gelehrsamkeit und so viel Tugend, als sein Vater, besessen hätte.

Diese Meynung hege ich nicht allein: Viele vernünftige Leute haben ihr Beyfall gegeben. Es ist nicht gar lange, sagt ein französischer Schriftsteller *), daß man in einer berühmten Gesellschaft diese abgenutzte und unnütze Frage aufwarf: Wer wohl der größte Mann wäre unter denen, die jemals auf der Welt gelebt hätten; ob Cäsar, Alexander, Tamerlan, Cromwell, oder sonst einer? Es antwortete jemand, ohne Zweifel wäre es Isaak Newton. Der Mann hatte recht. Denn die wahre Größe besteht darinnen, daß jemand von Gott einen herrlichen Verstand bekommen, und diesen zu seinem und anderer Leute Unterrichte wohl angewendet hat. Ein Mann, wie Herr Newton, dergleichen es kaum im 1000 Jahren einen giebt, ist in der That ein großer Mann, und jene Staatsmänner, jene Eroberer, wor-

*) Voltaire Lettres sur les Anglois. p. 79.

an es in keinem Jahrhunderte jemals gefehlt hat, sind gemeiniglich weiter nichts, als erlauchte Bösewichter.

Es läßt sich nichts weiter dazu setzen, mein werther Isaak, und diese wenigen Worte enthalten den vollkommensten Lobspruch der Wissenschaft, und ihres guten Gebrauchs. Was habe ich, wenn ich in Frankreich, in Engelland, oder in Holland gebohren bin, davon für Nutzen, daß ein deutscher Fürst eine prächtige Hofstatt, eine herrliche Tafel, zahlreiche Bedienten und Hofleute hat? Was hilft dieses mir? Was hilft es dem ganzen Europa? Wozu dient es der Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts, daß Fürsten an manche von ihren Bedienten unendlich viel verschenken, und dadurch den Ruhm der Freygebigkeit verdienen?

Wieviel Unheil richtet nicht der eitle Ehrgeitz gewisser regierenden Herren an, die ihre Staaten vermehren, und die Länder ihrer Nachbarn überziehen wollen? Wie viele unglückselige Sterbliche verurtheilt er nicht zum Tode? Wieviel Schlachtschafe opfert er nicht der Misgunst, und Eifersucht auf? Wieviel Menschen müssen nicht das Leben hingeben, um einem einzigen den stolzen Namen eines Eroberers zu gewinnen? Wie! Ist es nicht eine Thorheit, einem Sterblichen den Namen eines Großen zu bewilligen, der zum Unglücke aller seiner Unterthanen gebohren ist?

Ein Regent kann auf Newtons, oder eines andern eben so schätzbaren Weltweisen Ruhm keinen Anspruch machen, es sey denn, daß er sich

zum

zum Vater seines Volks macht, und ihnen zum Genuß aller derjenigen Wohlfahrt, die auf ihn ankommt, verhilft. Alsdenn wird er den Menschen nützlich; er thut es dem Weltweisen nach. Der Fürst und der Gelehrte sind einer, wie der andre, wohlverdiente Männer. Der eine unterrichtet das Herz, und den Verstand; der andre befördert, und behauptet die Ruhe, die dem gemeinen Besten, und der Aufnahme der Wissenschaften so nöthig ist.

Die Obrigkeitspersonen in Hamburg bemühen sich, durch ihr kluges Verfahren, diese Vorschriften in Ausübung zu bringen. Ihre Sorge zielt auf den Flor solcher Künste, von welchen sie glauben, daß sie der Bürgerschaft einigen Vortheil verschaffen können. Da sie grösstentheils in ihrer Jugend fremde Länder besucht haben, so bedienen sie sich alles des Nützlichen, welches sie darinnen wahrgenommen haben, und machen es ihrem Vaterlande eigen.

Die Deutschen gehen überhaupt alle gerne auf Reisen. Viele darunter aber wissen ihre Reisen nicht so gut, als die Holländer zum Nutzen anzuwenden. Die Hälfte von den Baronen, und andern kleinen Edelleutgen, welche in einem Theile der europäischen Staaten herumgereiset sind, können bey ihrer Zurückkunft nach Hause sich auf weiter nichts, als auf die Namen der von ihnen besehenen Städte besinnen. Sie lassen es daran genug seyn, daß sie in Paris, in Rom, in Madrit, oder in London viel Geld verthan haben. Hernach sinnen sie auf Mittel, von den

armseligen Unterthanen das, thörichter Weise verschwendete, Geld wieder zu erpressen. Wehe den armen Deutschen, wenn ihre jungen Herren zu Paris in die Hände dieser und jener Operistinn gerathen sind! Jeder Diamant, jedes Geschenk, das die heißhungrige Maitresse empfangen hat, thut ihnen eben so vielen Schaden, als der Hagel, wenn er ihnen die Feldfrüchte in Grund und Boden schlägt.

Das gemeine Volk in Hamburg hat dergleichen Trübsale nicht zu befürchten. Die Freyheit gewährt ihm die Ruhe. Es arbeitet nur für sich, und macht sich keine Sorge, daß es die Thorheiten eines unbesonnenen jungen Herrns bezahlen werde müssen. Wenn es nur an den Freyheiten genug hätte, und damit zufrieden wäre, die es zu genießen hat: Wenn es dieselben nur nicht misbrauchte, und sich in den Schranken einer vernünftigen Unterwürfigkeit gegen seine Obern zu halten wüßte! Allein es misbraucht seine Freyheit, und nichts ist so muthwillig, als der hamburgische Pöbel. Es vergißt oft, die Obrigkeit für diejenigen zu erkennen, welche die Stelle eines Landesherrn vertreten. Unter den übrigen Beschäftigungen der Obern ist dieses nicht die geringste, daß sie mit aller Aufmerksamkeit darauf bedacht seyn müssen, wie sie den Unordnungen eines Volks, das sich stets zu Meuteryen bereit finden läßt, vorbeugen mögen.

Die Stadt Hamburg hat nahe bey sich eine gefährliche Nebenbuhlerinn, die sich unvermerkt in die Höhe schwingt. Altona wird alle Tage

ansehnlicher. Die Einwohner von beyden Städten sind ganz ausnehmend eifersüchtig gegen einander. Es hat gar nicht das Ansehen, daß diese Eifersucht abnehmen werde. Sie wird sich eher alle Tage vermehren, wenn Altona in seinem Wachsthume so, wie bisher, fortfährt.

Die Hamburger sind, wie alle Deutsche, Liebhaber von gutem Essen und Trinken. Wenn dem Montagne zu glauben ist, so trinken diese Völker alle Weine, einen wie den andern, mit Vergnügen. Ihre Absicht ist, ihn mehr in sich hinein zu gießen, als ihm einen Geschmack abzugewinnen. Wenn man nach französischer Art über einer Flasche zwo Mahlzeiten, und mäßig trinkt, so schränkt man die Wohlthaten dieses Gottes zu sehr ein. Es gehört dazu mehr Zeit und Beständigkeit *).

Seit dem Montagne haben sich die Sachen in Deutschland sehr geändert. Man trinkt zwar daselbst immer noch. Allein, weit gefehlt, daß man daselbst die Trunkenheit für eine Tugend ansehen sollte. Fast ist es soweit gekommen, daß man sie zu den Lastern zählt **). Ehemals mußte

*) Essais de Montagne L. II. Ch. II. Ces peuples boivent egalement de tout vin avec plaisir: leur fin c'est l'avaler plus que le gouter. Boire à la Françoise à deux repas, et moderement, c'est trop restreindre les faveurs de ce dieu; il y faut plus de tems et de constance.

**) Dieses gilt bloß von Standspersonen, und vornehmen Bürgern, denn das gemeine Volk trinkt noch itzt eben so stark, als zu den Zeiten des Montagne.

te einer tapfer trinken, wenn er sich nicht wollte verächtlich ansehen lassen. Heut zu Tage läßt man, sogar bey Gastereyen, einem jeden die Freyheit zu thun, was er will. Vornehmes Frauenzimmer trinkt gewiß sehr wenig Wein, und viele deutsche Weibspersonen sind, wenn man sie gegen viele Französinnen hält, sehr mäßig. Weiterhin darf niemand mehr zweifeln, daß nicht mit der Zeit auch in den allerältsten Gewohnheiten eine Aenderung vorgehen sollte. Wer dieses bedenkt, daß die Deutschen die Liebe zum Trunke verlohren haben, wird es auch nicht für unmöglich halten, daß die Jesuiten sich einmal den Ehrgeitz abgewöhnen. Ein so merkliches Beyspiel war nöthig, um zu einer so unerwarteten Bekehrung Hofnung zu machen.

Bisweilen finden sich in Hamburg französische Schauspieler ein. Dergleichen hat man auch fast an allen Deutschen Höfen. Ich lobe ihre Einsicht. In meinen Augen ist das französische Theater das vollkommenste in ganz Europa. Ueberall, wo ich gewesen bin, und wo ein guter Geschmack herrschte, habe ich französische Lustspiele, und italiänische Opera gesehen. Dieses scheint dem Theater dieser beyden Nationen den Vorzug einzuräumen.

In dieser Stadt wird deutsche Oper gespielt, wozu die Musik nach italiänischem Geschmack eingerichtet ist. Die Tonkünstler, von welchen die daselbst aufgeführten Stücken herrühren, haben sich sehr lange in Rom aufgehalten. Allein die deutschen Worte klingen nicht so annehmlich, als

nöthig

nöthig ist, wenn sie auf beqveme Art mit der Musik verbunden werden sollen. Die Schauspieler haben es lange nicht so weit gebracht, als die italiänischen Virtuosen. Es fehlt ihnen am Geschmack, und an der Stimme. Indessen gefällt die deutsche Opera einem jeden, der weiter auf nichts, als auf das Schöne in der Musik achtet.

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, und lebe vergnügt und glücklich. Der Gott unserer Väter überschütte dich mit Heil und Wohlergehen! Ehestens werde ich die Reise nach London antreten.

Hamburg.

Der hund. und achtzehende Brief.

Jakob Brito, an Aaron Monceca.

Allem Ansehen nach ist dieses der letzte Brief, den ich dir hier in Madrit schreibe. Ich mache mich auf eine baldige Abreise nach Lissabon fertig, und da ich die Geschäfte, um deren willen ich in dieser Stadt bin, völlig zu Stande gebracht habe, so bringe ich die Zeit damit zu, daß ich die Büchersammlungen sowohl einzelner wohlhabender Einwohner, als auch der Klöster besehe. Ich finde sie in so schlechter Ordnung, und mit so wenigen Büchern versehen, daß ich wahrhaftig wenig Nutzen davon habe. Es stehen fast weiter keine Bücher drinnen, als Schriften von

Gottes-

Gottesgelehrten, einige Dichter, und ein Haufen Liebesgeschichten. Von Büchern, welche die richtige Art zu denken wieder unter die Leute gebracht, und dem Verstande Mittel zum Gebrauch seiner Naturgaben an die Hand gegeben haben, sieht man nicht ein einiges. Statt des Newton, Des-Cartes, Gassend, Locke, Bayle, Malebranche, und dergleichen findet man eine große Menge von scholastischen Weltweisen, deren Schriften lauter zusammengeschmiertes Zeug von den allerabentheuerlichsten Träumen in sich halten, und theils über die Maaßen weitläuftig, theils ohne alle Ordnung abgefaßt sind.

Die gute Weltweißheit kennet man in Spanien ganz und gar nicht. Die Inqvisition, ihre Todtfeindinn, verfolgt jeden, welcher den Menschen einiges Licht geben will. Es ist ihr an Erhaltung ihrer Blindheit gar zu viel gelegen, als daß sie nicht diejenigen strafen sollte, die etwan die Decke von den Augen anderer wegnehmen möchten. Den Spaniern wird es zwar erlaubt, alles was ein lebendiger Körper erfordert, zu verrichten; aber Denken ist ihnen ausdrücklich verboten. Jeder, der sich untersteht, das geringste, was nicht nach dem Sinne der Mönche ist, zu behaupten, wird unbarmherziger Weise in einen Kerker auf seine Lebenszeit eingeschloßen. Der unglückliche Gassend schmachtete, als ein Mann von 80 Jahren, in den Gefängnissen der Inqvisition, weil er eine Sache behauptete, wovon ein jeder vernünftiger Weltweise heut zu Tage vollkommen

über-

überzeugt ist *). Vormals zählten alle nazaräischen Bischöffe diejenigen unter die Ketzer, welche von Antipoden, (oder Leuten, die gerade unter uns auf der andern Seite der Erde wohnen, und uns die Füße zukehren) redeten. Wurde der arme Bischoff von Salzburg Virgil nicht ehedem durch den Pabst Zacharias und durch den Erzbischoff Bonifacius verfolgt, weil er das Herz gehabt hatte, diesen erschrecklichen Irrthum zu behaupten? Zum Glück hat Christoph Columbus seit etwas mehr, als 200 Jahren diesen vorgeblichen Glaubensartikel über den Haufen geworfen.

Von neuern Geschichtschreibern sind die spanischen Büchersammlungen fast eben so leer, als von Weltweisen. Ein Schriftsteller muß sich nach dem Aberglauben des Landes richten. Du kannst leicht denken, daß die Wahrheit der Geschichte daselbst nicht statt finden kann, wo man nicht nur die allerstrafbarsten Handlungen der Mönche loben, sondern so gar alles, was ihnen nicht ansteht, gänzlich weglassen muß. Indessen giebt es doch unter den Geschichtschreibern dieser Nation etliche, die den Beyfall der Kenner verdienen. Ihre Zahl aber ist sehr gering.

Anton von Solis, der Verfasser der Geschichte von der Eroberung von Mexico ist einer von den vornehmsten. Man könnte seine Schrift ohne Bedenken den Werken des Tacitus, Sallustius, und Livius an die Seite setzen, wenn er darinnen eine Menge von Wunderwerken hätte weglas-

*) Daß sich die Erde umdreht.

weglassen dürfen, die er erzählt, und vorgiebt, sie wären dem Fernand Cortez und seinen Anhängern zum Besten veranlasset worden, da sie gleichwohl die ärgsten Buben von der Welt waren, und wenn er in Ansehung dieser Leute die Sache nicht öfters gar zu weit triebe. Von einem Denkmale, das etliche Tage lang mit einer Wunderwolke bedeckt gewesen seyn soll *), redet er mit einer sehr großen Zuverläßigkeit. Ob er gleich ein sehr geschickter Mann war, so konnte er sich doch von den Vorurtheilen seiner Nation nicht loß machen, noch sich das gar zu große Vertrauen auf den Mönchsaberglauben abgewöhnen.

Sandoval ist ebenfalls ein ganz guter Schriftsteller, doch hat er lange nicht so viel Geschicklichkeit, und so viel Gutes, als Solis. Er ist viel fehlerhafter und abergläubischer. Dieser ist es, der eine weitläuftige Beschreibung von den Wundern macht, die in der Schlacht vorgefallen seyn sollen, welche Karl der Fünfte wider die Protestanten in Deutschland gewann. Ein ungereimtes und lächerliches Mährchen giebt er für eine in ganz Europa bekannte Wahrheit aus. Er behauptet mit zuversichtlichen Worten, während dieser Schlacht hätte die Sonne, nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien, eine blutrothe Farbe gehabt. Es wäre für ihn, und für die Ehre der Geschichte, die er geschrieben hat, besser gewesen, wenn er von diesem Mährchen so, wie der Herzog von Alba gesprochen

*) Dieses war ein von den Soldaten des Fernand Cortez aufgerichtetes Kreuz.

chen hätte, da Heinrich der Zweete, König von Frankreich, sich bey ihm wegen dieses erdichteten Wunders zu Paris erkundigte; Dieser kluge General sagte zum Könige: Ihro Majestät verzeihen mir, daß ich Dero Neugier nicht befriedigen kann. Ich hatte mit dem, was denselben Tag auf der Erde vorgieng, so viel zu thun, daß ich mir die Zeit nicht nehmen konnte, auf das, was am Himmel geschah, Achtung zu geben.

Eben dieser Herzog von Alba hatte zu den Zeiten der Rebellion in den Niederlanden seinen Sohn zur Belagerung der Stadt Haerlem geschickt. Dieser fand dabey so große Schwierigkeiten, daß er die Hoffnung, von dieser Stadt Meister zu werden, gänzlich aufgab. Er schrieb dieserhalben an seinen Vater, daß er zweifle, ob er seinen Befehl würde vollstrecken können. Der Herzog antwortete ihm: Ich habe euch befohlen, Haerlem zu erobern. Wollt ihr mir nicht gehorchen, so werde ich, so sehr ich auch mit der Gicht geplagt bin, selbst kommen, und die Belagerung fortsetzen. Hindert mich meine Krankheit etwas vorzunehmen, so will ich eure Mutter, die Donna Inez, meine Frau, aus Spanien kommen lassen. Diese soll Haerlem erobern, und ich werde nicht zulassen, daß jemand anders eine Stadt, die mein Sohn angegriffen hat, einnimmt, als er, oder seine Freunde. Diese zween sinnreichen Einfälle des Herzogs von Alba, mein werther Monceca, haben mich ganz von den spanischen Geschicht-

schreibern abgebracht; Itzt will ich mich wieder zu ihnen wenden.

Anton von Herrera ist unter ihnen einer von den besten, und man hat von ihm eine ganz feine Geschichte von Amerika. Die Spanier haben ihr möglichstes gethan, um sie zu unterdrücken, weil er, ihren Gedanken nach, die entsetzlichen Grausamkeiten, die sie unmenschlicher Weise in der neuen Welt verübet haben, gar zu natürlich geschildert hat. Don Barthelemi de las Casas, noch einer von ihren Geschichtsschreibern, hat es eben so gemacht. Er ist hierbey um so vielmehr zu loben, da er ein Geistlicher, und sogar ein Mönch war, und ohngeachtet dieser zwo, für die Geschichte so nachtheiligen, Eigenschaften sich dennoch muthig über das grausame Vorurtheil erhoben hat, welches Leute von diesen zween Ständen wider alle diejenigen hegen, die das Unglück haben, nicht so, wie sie, zu denken. Die Aufrichtigkeit dieser zween großmüthigen Spanier hat ihre Schriften sehr selten gemacht. Indessen hat man davon in verschiednen Sprachen Uebersetzungen.

Mariana, ein Jesuit, hat eine sehr hübsche Geschichte von Spanien aufgesetzt. Anfangs schrieb er sie lateinisch; dann übersetzte er sie in das Spanische, doch ohne sich gar zu genau an die Worte seines Originals zu binden. Diese Schrift ist unter denen, die man in dieser Art, in den letztern Zeiten, geschrieben hat, eine von den besten. Ueberall herrschet darinnen eine erhabne Gleichheit. Dieser Schriftsteller vergißt sich bey schönen Stellen, die ihm reichen Stoff an die

Hand

Hand geben, niemals in dem Schwunge seiner Beredtsamkeit, er wird aber auch in solchen nicht matt, wo schlechtere Gegenstände ihm unter die Feder kommen. Die Feinde der Jesuiten haben es gestanden, daß Mariana ein großer Geschichtschreiber ist. Ein Protestant macht sich kein Bedenken zu sagen, er sey, sowohl wegen seiner grossen Känntniß in den spanischen Geschäfften, als auch wegen seiner Beredtsamkeit, natürlichen Schreibart, und Freyheit sich auszudrücken, über alle neuern lateinischen Geschichtschreiber erhaben. Eben dieser Schriftsteller beschuldiget unsern Jesuiten, er rede von den Fürsten, deren Leben er beschrieben hat, schimpflich, und taste sie zuweilen gar zu heftig an *). Man kann es nicht in Abrede seyn, daß Mariana von der Hochachtung, die man gekrönten Häuptern schuldig ist, entsetzliche Meynungen hegt, und daß von seinen Grundsätzen, in Ansehung des Gehorsams der Unterthanen, verschiedne auf den Umsturz der Staaten und auf die Entsetzung der Könige, die sich auf ihren Thronen so fest, als möglich, gesetzt haben, abzielen. Solche gefährliche Meynungen findet man zwar nicht offenbar in seiner Geschichte von Spanien. Sie stehen in einem andern lateinischen Buche, das von dem Könige,

*) Inter Latinos omnibus palmam praeripit Iohannes Mariana Hiſpanus, Rerum Hiſpanicarum cognitione nemini ſecundus. Valuit vero Mariana inſigni eloquentia, prudentia, et magna libertate dicendi. Hinc et libertatis ſtudioſiſſimus in Reges ſuos ſaepe eſt mordax. Herm. Conringius de Regno Hiſpan. ap. Popeblount Cenſur. Auct. p. 614.

und von seiner Einsetzung handelt. Daselbst nennt er den Jakob Clemens, den Meuchelmörder Heinrichs des Dritten, die ewige Zierde von Frankreich, Decus Galliae aeternum. Er sucht diesen Bösewicht, so viel er nur kann, zu rechtfertigen *). Das Parlament zu Paris hat dieses Buch durch den Scharfrichter verbrennen lassen, und die Verordnung dieses obern Gerichtes erwecket bey allen rechtschaffenen Leuten nicht nur gegen den Mariana, sondern auch gegen alle Jesuiten überhaupt, die gar zu oft ihre Handlungen nach den Meynungen ihrer Mitbrüder eingerichtet haben, die größte Verachtung.

Unter der großen Zahl von Schriftstellern, die sich die Mühe genommen haben, Romane zu verfertigen, steht der berühmte und sinnreiche Cervantes mit seiner Geschichte des unvergleichlichen Don Quixotte von Mancha, mit Rechte oben an. Die Werke dieses witzigen Verfassers haben in ganz Europa Vergnügen und Bewunderung erweckt, und werden es auch allezeit thun. Indessen ist er doch nicht ganz und gar von allen, seiner Nation eigenen, Fehlern frey. Als ein gebohrner Spanier konnte er sich nicht enthalten, dem Aberglauben einigen Zoll zu entrichten. Er nimmt zur Entwickelung einer von den schönsten

Neben-

*) „Die Handlung dieses Mönchs (Clemens) wird „nicht von jedermann auf einerley Art beurtheilt. „Viele haben sie eines immerwährenden Andenkens, und der größten Lobsprüche werth geachtet.„ De facto Monachi (Clementis) non vna opinio fuit, multis laudantibus, atque immortalitate dignum iudicantibus. Mariana de Rege, et Regis instit. L. I. C. VI.

Nebengeschichten seines Buches die Unterredungen einer Türkinn mit der Lela Maria, und die Madonna, die sehr erzwungen hieher geholt wird, kommt alle Nachte, und befiehlt ihr, nach Spanien zu kommen.

Mattheo Aleman, Verfasser des Lebens des Guzmanns d'Alfarache, kommt zwar dem Cervantes nicht bey. Indessen hat er eine reine, natürliche, belustigende, und lehrreiche Schreibart. Ja sein Roman kann mehr Nutzen schaffen, da er das Ausschweifende und Unordentliche im gemeinen Leben nachdrücklich schildert, und augenscheinlich darthut, daß sie zuletzt auf nichts anders, als auf etwas schändliches hinaus laufen können. Von dem Leben des Lazarilla von Tormes, von den Begebenheiten des Markus von Obregon und andern dergleichen will ich gar nichts sagen, da sie allerseits bloß das Leben schlechter und nichtswürdiger Personen erzählen: Gleichwie eine Menge schlechter kleiner französischer Romanen ebenfalls lediglich, thörichter Weise ersonnene Begebenheiten, und lächerlich ausgegrübelte Gedanken anzubringen, verfertiget sind.

In der ganzen Welt ist kein Land, wo so viel Romanen geschrieben werden, als in Spanien. Nirgends aber findet man auch mehr schlechte. Um sich davon zu überzeugen darf man nur auf die witzige, und kluge Beurtheilung des Dorfpredigers des Don Quixotte Achtung geben, und bemerken, wie viele er bey der Musterung der Büchersammlung dieses unglücklichen Ritters zum Feuer verdammt. Von dieser ansehnlichen Menge entgehen kaum 4 oder 5 dem weltlichen Arme

des Balbiers, und der Magd. Amadis von Gaule ist unter denen, die sich erhalten, und der Dorfpfarr giebt ihm das Lob, daß er in seiner Art vorzüglich ist. Geschickte Leute, spricht er, haben mir gesagt, es sey das beste Buch, das wir von dieser Gattung haben. Wie viele andere hingegen werden gegen eines, das sich erhält, in das Feuer geworfen? Espandian, Sohn des Amadis, Amadis von Griechenland, Don Olivantez von Laura, Florismart von Hircanien, der Ritter Platir, der Ritter vom Kreuze, der Spiegel der Ritterschaft, Bernhard von Carpio, Bernhard von Roncevaux, Palmerin von Oliva, werden alle ohne Barmherzigkeit verbrannt. Palmerin von Engelland, und Tiran le Blanc, sind noch die zween einzigen, die mit dem Amadis von Gaule einerley Glück genießen. Der erste heißt ein Meisterstück, das in einem eben so kostbaren Kästchen aufgehoben zu werden verdient, als jenes war, das Alexander unter der Beute des Darius fand, und zur Verwahrung der Schriften des Homer brauchte. Das zweyte hat das Lob eines belustigenden Buches, und eines vortrefflichen Gegengiftes wider den Kummer.

Die Spanier haben fast eben so viel Dichter, als Romanenschreiber: Allein ihre guten Verfasser sind noch seltener. Zehen Bücher von dem Glücke der Liebe, deren Verfasser, Anton von Lofrasa, ein sardinischer Dichter ist, sind mit Witz und Scharfsinnigkeit angefüllt. Die Hirtenlieder des Don Lopez von Maldonat verdienen es, daß man sie den Liedern des Virgils an die Seite

setzt. Sie haben weiter keinen Fehler, als daß sie ein wenig zu lang und weitläuftig sind. Seine Gesänge scheinen von der Liebe eingegeben zu seyn, und seine verliebten Reime können der Artigkeit des Anakreons gleich geschätzt werden. Die Araucana des Don Alonso von Hercilla, die Austriada des Johann Rufo, der Montferrat des Christoph von Virvez sind nach dem Urtheile des Michael von Cervantes die schönsten Gedichte, die man jemals in Spanien aufgesetzt hat. Dieser Schriftsteller hat recht, und in der That, diese Schriften geben den Arbeiten der größten Dichter nichts nach.

Don Lopez von Vega hat so schöne Lustspiele verfertiget, daß der große Corneille versichert, er würde gerne zwey von seinen besten Trauerspielen darum gegeben haben, wenn er den Charakter des Lügners erfunden hätte. Es ist dir nicht unbekannt, daß der französische Dichter seine Arbeit, nach dem Muster dieses spanischen Lustspiels, eingerichtet hat.

Hier hast du, mein lieber Monceca, unter so viel Bänden, aus welchen die spanischen Büchersammlungen bestehen, die einzigen, welche die Hochachtung der Kenner verdienen. Man könnte die Schriften des Balthasar Gracians auch dazu rechnen, wenn sich mehr Natürliches, und nicht so viel Schwülstiges darinnen befände. Dieser Schriftsteller hat gewiß, sonderlich in seinem Orakel, und in seinem Hofmann, die, nach meinen Gedanken, seine besten Schriften sind, viele gute Sachen. Uebrigens findet man hier eben so, wie in seinen andern Ausarbeitungen,

viel unnatürliche Einfälle, gar zu ausgeklügelte, und schwülstige Ausdrücke.

Die Gottesgelehrten stehen unter den spanischen Büchern oben an. Allein diese Schriftsteller sind so oft getadelt worden, und du kennest selbst den Mischmasch der in ihren Schriften befindlichen Ungereimtheiten so gut, daß es eine unnütze Arbeit wäre, wenn ich von den Büchern, womit sie die Welt überhäuft haben, umständliche Nachricht ertheilen wollte. Ich glaube nicht, daß man sie auf eine erbärmlichere Art zum Gelächter machen könne, als es der berühmte Pascal gethan hat. Er hat verschiedenen darunter einen tödtlichen Streich versetzt, und ganz Europa hat seit den Provincialen die gewisse Ueberzeugung, daß in den meisten von diesen Schriftstellern die ungereimtesten und ausschweifendsten Fragen gefunden werden.

Ueberhaupt betrachte ich die spanischen Gottesgelehrten als Leute, die durch den ganzen Vorrath von Niesewurzel aus Anticyra nicht geheilet werden können *). Sobald sie nur anfangen, sich auf ihre Wissenschaften zu legen, werden sie gewohnt, sich mit lauter Grillen zu unterhalten. Ihr Gehirn wird so sehr in Verwirrung gebracht, daß es viel leichter seyn würde, dem Helde des Michael von Cervantes wieder zu seinem Verstande zu verhelfen, als einen solchen Menschen klug zu machen, der über die Grundsätze des Sanchez, Svarez, Escobar, Tamburin, und anderer solcher Leute zum Narren worden ist.

Bedenke

*) *Tribus Anticyris caput insanabile.* Horat. Art. Poet. v. 300.

Bedenke einmal, mein werther Monceca, was dieses in Spanien für eine große Sünde seyn würde, wenn jemand offenbar behauptete, daß alle Bücher von der irrenden Ritterschaft das allerstärkste und gesundste Gehirn zu verrücken, und zu verwirren lange nicht so schädlich wären, als ein einziges Buch von der scholastischen Theologie. Ich wollte mich fast eben so lieb der allerhäßlichsten Bosheiten beschuldigen lassen, als daß man mir nachsagte, ich hätte einen solchen Satz vertheidiget. Ganz gewiß würde ich das Feuer zum Lohne haben, und von dem ganzen Volke verabscheuet werden. Denn die Verblendung der Einwohner in diesem Lande ist in Ansehung dessen, was von den Mönchen kommt, so groß, daß sie die ersten sind, welche die Grillen und leeren Einfälle, die man ihnen vorsagt, vergöttern.

Die französischen Nazaräer haben viele Gottesgelehrten unter sich; Allein ihre Schreibart ist von der spanischen ganz und gar unterschieden. Sie geben sich alle Mühe, daß sie nichts in ihren Schriften einfließen lassen, das einer Ausschweifung ähnlich sieht. Wenn sie auch zuweilen von Sachen handeln, worinnen es ihnen an gründlicher Einsicht fehlt, so richten sie doch ihren Vortrag so behutsam, und ihre Worte so sittsam ein, daß sie nicht in die spanischen Ungereimtheiten gerathen. Zwischen einem Lehrer der Sorbonne, und einem Lehrer von Salamança ist der Unterschied fast eben so groß, als zwischen einem klugen Geschichtschreiber, und einem persischen Dichter. Der erste redt von zweifelhaften Dingen bescheiden. Er nimmt in vielen Stellen, wo er

nichts Zuverlässiges sagen kann, seine Zuflucht zu der Schwachheit des menschlichen Verstandes. Er unterwirft seine Zweifel und Schwierigkeiten den Befehlen Gottes, wenn er die Ursache, die sie veranlasset hat, nicht einsehen kann. Der zweyte vertieft sich, wie der persische Dichter, in ungeheure und lächerliche Gedanken; Er will alles verstehen und erklären. Bey den Schwierigkeiten, die ihm in seiner Religion vorkommen, läßt er es nicht bewenden. Er macht sich selbst neue, die er auf eine lächerliche Art auflöst, die im Stande ist, den festesten und gesetztesten Glauben wankend zu machen.

Bleibe gesund, mein lieber Monceca, lebe vergnügt und glücklich. Der Gott unserer Väter erhalte dich!

Madrit.

Der hund. u. neunzehende Brief.

Isaak Onis, ein Caraite, ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aaron Monceca.

Ich habe den Brief, den du mein lieber Monceca mir aus Amsterdam über die Verschiedenheit der Sprachen geschrieben hast, erst etliche Tage darnach erhalten, da ich auf deine übrigen Briefe schon geantwortet hatte.

Diejenigen, die sich einbilden, daß die hebräische Sprache unter allen die erste und älteste sey,

haben,

haben, meinen Gedanken nach, guten Grund also zu denken. Ich glaube, man könne, eben so gut behaupten, daß man den Erzvätern die Erfindung der Buchstaben zu danken habe, und daß die Griechen und Römer, ohne gründliche Ursache, sie den alten Phöniciern zugeschrieben haben.

Freylich war der berühmte Cadmus der Erste, welcher die Schreibekunst nach Griechenland brachte; indessen waren die Sprache, und die Buchstaben der Hebräer schon lange vorher zur Vollkommenheit gebracht worden; zu der Zeit, da Moses schon hebräisch schrieb, wußten die Griechen von den Wissenschaften eben so wenig, als jene Völker, die man erst vor etwas mehr, als zweyhundert Jahren in Amerika entdecket hat. Einige Schriftsteller haben vorgegeben, Cadmus sey ein Egypter und kein Phönicier gewesen. Doch dieser Zweifel thut zu der Frage, die wir itzt vor uns haben, gar nichts. Es hat allemal seine Richtigkeit, daß die Griechen vor seiner Zeit von dem Gebrauche der Buchstaben nichts gewußt haben. Daher muß man die Erfindung der Schreibekunst nicht bey ihnen, sondern anderwärts suchen. Die Namen, welche Cadmus den Buchstaben gab, sind mit den Hebräischen einerley. Es folgt demnach hieraus, daß die hebräischen Buchstaben schon sehr bekannt gewesen seyn müssen. Aber die Erkänntlichkeit, welche die Griechen gegen die, von ihrem ersten Lehrer empfangne Wohlthat hegten, verleitete sie dazu, daß sie die Ehre von der Erfindung eben dieser Buchstaben, die bey den Hebräern bereits

lange

lange Zeit im Gebrauche gewesen waren, ihm beylegten.

Die Römer, welche die Künste, die Wissenschaften, und die Fabeln von den Griechen erhielten, gaben der Meynung Beyfall, die dem Cadmus die Erfindung der Schreibekunst zueignet. Lukanus bestätigte diese Meynung unter ihnen, und pflantzte sie auf die Nachkommenschaft fort; die sich nun nicht eben Mühe gaben, diese Frage bis auf den Grund zu untersuchen, hielten sich blindlings an die Entscheidung dieses Schriftstellers. Er hat seine Gedanken auf eine so zierliche und glückliche Art vorgetragen, und ein andrer geschickter Mann hat seine schönen Verse eben so gut übersetzt, daß diese Meynung dadurch desto mehr befestiget, und desto allgemeiner worden ist. Es giebt wenige Gelehrte, welche die Stelle des Lukans nicht im Gedächtnisse haben, da er sagt, die Phönicier wären, wenn man der gemeinen Rede glauben dürfe, zuerst auf den Einfall gerathen, die Töne der Stimme mit gewissen fortdauernden, obwohl rohen Zeichen auszudrücken *). Man wird auch nicht leicht einen Franzosen finden, welchem diese vier Verse des Brebeuf unbekannt seyn sollten:

C'est de lui, que nous vient cet Art ingenieux
De peindre la parole et de parler aux yeux;
Et par les traits divers de figures tracées,
Donner de la couleur et du corps aux pensées **).

Also

*) Phoenices primi, famae si credimus, ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.

**) Von ihm kömmt jene witzige Kunst die Worte zu malen,

Mit

Also finden öfters, mein werther Monceca, die offenbarsten Irrthümer in aller Leute Gemüthern allgemeinen Beyfall, und werden als gewisse Wahrheiten angenommen. Niemand hat, wie mich dünkt, diese falsche Meynung besser, als ein geschickter nazaräischer Lehrer widerlegt. Zum Beweise, sagt er, daß die Griechen den Hebräern die Buchstaben nicht gegeben (sondern von ihnen vielmehr bekommen) haben, dienet dieses, daß ihre Namen im Griechischen nichts bedeuten, im Hebräischen aber, wie es Plutarch angemerket hat, eine Bedeutung haben. Für die Griechen sind sie also ausländisch, und für die Hebräer Landsleute **).

Noch ein anderer Beweiß ist dieser, daß die Griechen, da sie sich der Buchstaben statt der Zahlen bedienten, und einige von den hebräischen Buchstaben zu gebrauchen aufgehört hatten, gleichwohl aber den übrigen ihre Gültigkeit erhalten wollten, an statt des alten abgeschaften Buchstabens ein neues Zeichen setzten. Sie warfen z. B. das Vau weg, welches das Digamma Aeolicum, und das F. der Lateiner ist, und nahmen dafür das Zeichen 5, die Zahl 6 damit anzuzeigen, wovon das hebräische Vau, als der sechste Buchstabe dieses Alphabets, ein Zeichen ist.

Hier

Mit den Augen zu reden; damit, in verschiedenen Zügen
Der auf dem Papiere gezeichneten Bilder und Zahlen,
Farben und Körper der innern Gedanken vor Augen uns liegen.

**) Art de parler, ou la Rhetorique du Pere Lami Chap. XIX. p. 206.

Hier hast du, mein lieber Monceca, deutliche Beweise von dem Alterthume der hebräischen Buchstaben. Man könnte wohl gar glauben, Adam als ein Mensch, der mit den zu Erfindung und Vollendung der Künste nöthigen Eigenschaften geschaffen war, habe selbst zu erst das Geheimniß der Schreibekunst erfunden, und sich zu Mittheilung seiner Gedanken der verschiedenen Züge bedienet. Vielleicht sind es im Anfange nur eine gewisse Anzahl gewesen, und nach dem Maaße der Vermehrung der Menschen ebenfalls vermehret worden. Daran aber ist nicht zu zweifeln, daß man den Ursprung der Schreibekunst bey den ersten Erzvätern suchen muß; folglich ist es ganz natürlich, daß, da die hebräische Sprache unter den ersten Menschen im Gebrauche gewesen, auch die Zeichen und Buchstaben dieser Sprache die ersten gewesen sind, deren man sich bedienet hat.

Die Art, das Hebräische vor Alters zu schreiben, die so gar hundert Jahre nach den Zeiten des Kayfers Constantin des Ersten fortgesetzt worden, ist dieser Meynung gleichfalls günstig. Man wußte nichts von Unterscheidungszeichen; man drückete auf dem Papiere keinen selbstlautenden Buchstaben aus; dieses sind augenscheinliche Zeichen einer überaus ungekünstelten Sprache, die ihr Alterthum sehr deutlich an den Tag giebt. Einige Franzosen, mit welchen ich bey meinem Aufenthalte in Constantinopel davon sprach, wunderten sich sehr darüber. Sie konnten sich nicht vorstellen, wie man sich von einem Worte, dessen Buchstaben nur halb geschrieben würden, einen Begriff machen könne. Mit großer Mühe

machte ich es ihnen endlich begreiflich, daß die Punkte, welche bey den Hebräern Selbstlaute bedeuten, weiter zu nichts nöthig sind, als daß sie denen, welche diese Sprache nicht verstehen, das Lesen der hebräischen Bücher erleichtern. Nach vieler Marter und Noth habe ich es ihnen zuletzt deutlich gewiesen, wie dieses angehe, indem ich ihnen einen Brief von einem Frauenzimmer lesen ließ, in welchem nicht ein einziges Wort recht geschrieben war. Sie lesen, sagte ich, diese Schrift ohne viele Mühe. Sie sehen gar nicht auf die überflüßigen Buchstaben, und setzen andre, welche fehlen, in Gedanken dazu, ohne daß dieses sie im mindesten aufhält. Wie geht dieses zu? Nemlich die Känntniß der französischen Sprache macht es Ihnen so leicht, daß Sie den Mangel gewisser Buchstaben, den Ueberfluß anderer, und daß fast alle schlecht in Ordnung stehen, gar nicht merken. Warum wollen Sie nicht glauben, daß die Känntniß der hebräischen Sprache uns eben die Vortheile verschaft, und macht, daß wir in Gedanken den Punkten eine Bedeutung geben, die bey uns statt der Selbstlautenden dienen, und nicht eher ersonnen worden sind, als zu der Zeit, da fast alle Jüden, unsere Mitbrüder, ihre Muttersprache nicht mehr verstanden haben, und es also die Noth erforderte diesem Uebel abzuhelfen, indem man ihnen ein Mittel, unsere heiligen Bücher zu lesen an die Hand gab?

Ich bin also völlig deiner Meynung, mein lieber Monceca, und glaube, die hebräische Spra-

che sey die allerälteste, von welcher alle übrigen herstammen. Darinnen aber kann ich dir nicht Beyfall geben, wenn du glaubst, es sey den Menschen unmöglich gewesen, sich selbst eine Sprache zu machen, wenn sie von Gott nicht erschaffen, sondern, wie es gewisse Weltweisen behauptet haben, aus der Erde gezeuget wären. Dieses ist meine Meynung gar nicht, daß ich ihren gotteslästerlichen Sätzen beytreten sollte. Indessen dächte ich, man könnte sagen, die Menschen würden sich eine Sprache gemacht, und einander ihre Gedanken mitzutheilen gesucht haben, wenn sie auch, (wiewohl dieses unmöglich ist) durch ungefähren Zufall entstanden wären.

Du willst dieses, wie es scheint, gar nicht einräumen, und denkest, es würden vermuthlich die Menschen, wenn sie einander, gleich nach ihrer Schöpfung, nicht hätten verstehen können, nicht beysammengeblieben seyn, noch versucht haben, sich zu vereinigen, und Gesellschaften zu errichten. Sie wären wohl eher, wie die Thiere in den Hölzern herumgelaufen, und hätten sich nimmermehr die Mühe gegeben, nach allgemeiner Bewilligung gewisse Begriffe mit gewissen Tönen zu verbinden *).

Diesen Irrthum wirst du, mein werther Monceca, bald loß werden, wenn du dem Charakter des Menschen nachdenkest, der von Natur zur Gesellschaft geneigt ist, und in sich selbst einen Grund hat, der ihn treibet, seines gleichen aufzusuchen. Ganz sicher würden diese neuen Geschöpfe, denen die Weltweisen einen Ursprung aus der Erde anweisen,

*) S. oben den 10sten Brief.

weisen, und menschliche Gaben und Geschicklichkeit beylegen, dieses ihre erste Sorge seyn lassen, daß sie Worte erdächten **). Sie würden mit

**) „Die Natur, sagt, Lucrez, trieb die Menschen an, „den Klang der Stimme, und ihre verschiednen Töne vernehmlich zu machen, und die Nothwendigkeit, die Sachen nach dem von ihnen herfließenden Nutzen zu benennen, war die Ursache der einzelnen Namen, die man ihnen gab. Sehen wir „nicht, daß die Kinder, die sich durch ihr Geschrey „und Lallen nicht vernehmlich ausdrücken können, „auf die wahrgenommenen Dinge mit dem Finger „zu weisen wissen. Man lernt die Dinge viel eher „kennen, als die Art, sie zu gebrauchen. Die Hörner wachsen einem jungen Stiere eher, als sie sich „an seiner Stirne sehen lassen. Dieses Thier wird „wild, und trachtet mit dem Kopfe zu stoßen. Es „bildet sich ein, es habe große Hörner. Sobald „die Löwen und Panther Klauen und Zähne haben, „so beißen und zerreißen sie. Die Vögel verlassen „sich auf ihre Flügel, und haben ein Vertrauen auf „ihre ersten Versuche. Es ist lächerlich und ungereimt sich vorzustellen, daß die Namen durch einen einzigen Menschen, der seine Geheimnisse und „Entdeckungen den andern Menschen mitgetheilt „hätte, erfunden worden wären. Mit was für „Rechte hätte er den Vortheil gehabt, jedes Ding „mit einem ihm zukommenden Namen zu nennen, „da unterdessen die andern nicht eben dergleichen „hätten thun können?„

At varios linguae sonitus natura subegit
Mittere; et vtilitas expressit nomina rerum.
Non alia longe ratione, atque ipsa videtur
Protrahere ad gestum pueros infantia linguae,
Cum facit, vt digito, quae sint praesentia, monstrent.
Sentit enim vim quisque suam, quam possit abuti.

allem Ernste darauf sinnen, wie sie Töne fänden, wodurch sie einander ihre Gedanken kund thun könnten. Es dürfte nur einer verschiedenemal einer Sache einerley Namen geben. Wer mit ihm zu thun hätte, oder das Weib, zu welcher er sich nach dem Triebe der Natur hielt, würden dasselbe Wort bald eben dieser Sache beylegen. Zwo Personen geben einander auch durch die wunderbarsten Töne ihre Gedanken gar bald zu verstehen, wenn sie einmal darüber eins sind, was für Gedanken sie mit diesen Tönen verbinden wollen. Freylich würden die Menschen im Anfange zu Ausdrückung ihrer Gedanken sehr wenige Worte gehabt haben, wenn sie eine Sprache völlig hätten erfinden müssen. Da man aber natürli-

Cornua nata prius vitulo, quam frontibus extent:
Illis iratus petit, atque infensus inurget.
At catuli pantherarum, soymuique leonum
Vnguibus ac pedibus jam tum, morsuque repugnant,
Vix dum cum ipsis sunt dentes, vnguesque creati.
Alituum porro genus alis omne videmus
Fidere et a pennis tremulum petere auxiliatum.
Proinde putare, aliquem tum nomina distribuisse
Rebus, et inde homines didicisse vocabula prima,
Desipere est. Nam cur hic posset cuncta notare
Vocibus, et varios sonitus emittere linguae,
Tempore eodem alii facere id non quisse putentur?
Lucret. de Rer. nat. L. V. v. 1027. seqq.

türlicher Weise sich seine erste Erkänntniß zu Nutzen macht, so würden sie ihre Sprache immer vollkommner gemacht haben, jemehr sie hätten die Dinge, die sich ihrem Verstande dargestellt hätten, mit Worten ausdrücken wollen. Nächst dem ist zum Anfange einer Sprache eine kleine Anzahl von Wörtern nöthig; und wenn erst die Stammwörter erfunden sind, so ist es sehr leicht, ohne große Veränderung und Vermehrung die Zahl der Wörter zu vergrößern. Der georgischen Sprache ist dieses eigen, daß sie überaus ungekünstelt, und einfach ist. „Alle, von den „Stammwörtern hergeleiteten, Namen unterschei„den sich bloß von jenen durch die Endung jani; „sind es Namen der Würden, Aemter, Künste, „so setzen die hergeleiteten zu den Stammwörtern „me. Mit der Sylbe sa, die sie dem Namen „einer Sache vorsetzen, machen sie ein hergelei„tetes Wort, welches den Ort eines Dinges an„zeiget. Also bedeutet thredi eine Taube, und „sathredi ein Taubenhaus; chueli einen Käse, „sachueli den Ort, wo man die Käse aufhebt *).

Du siehest wohl, mein lieber Monceca, daß es den Menschen, die von Natur geneigt sind, ihre Gedanken einander mitzutheilen, da sie das Vermögen haben, ganz leicht verschiedene Töne zu bilden, sehr leicht gewesen seyn würde, in kurzer Zeit eine Sprache zu machen, die reich genug dazu wäre, daß sie einander verstehen, und Gesellschaften stiften könnten. Von eben diesen Gesellschaften würden hernach diese verschiedenen

*) S. Art de parler du Pere Lami L. I. Ch. VII. p. 31.

Sprachen entstanden seyn. Jedermann unter ihnen würde neue Wörter zugesetzt, und vielleicht die alten unvermerkt gar bey Seite gethan haben, so wie wir sehen, daß es in unsern Tagen in den allergesittetsten Staaten zu geschehen pflegt. Du gestehest es selbst, daß die französische Sprache, wie man sie heut zu Tage in Paris redet, ganz anders klingt, als jene, die vor 300 Jahren im Schwange gieng. Die Sprachen, welche man Muttersprachen nennt, würden aus der erstern, und die übrigen aus jenen entstanden seyn.

Hier siehest du, mein lieber Monceca, daß die Lehre der atheistischen Weltweisen nur in so ferne ungereimt sey, daß sie sprechen, die Menschen wären Schwämme, die auf einem Felde in einer Nacht gewachsen wären. Dieses aber ist nicht ungereimt, wenn sie behaupten, daß die Menschen unter einander selbst eine Sprache gestiftet haben. Freylich ist es wahr, daß sie es nicht gethan haben; doch ist auch dieses unleugbar, daß sie es hätten thun können.

Hieraus nun, daß die Menschen leicht im Stande gewesen wären, eine Sprache zu machen, ziehe ich einen Beweiß, daß vielleicht Adam im Anfange von der Schreibekunst gar keinen Begriff gehabt hat, und daß sie erst in der nachfolgenden Zeit, vielleicht wohl gar nach dem Tode dieses ersten Erzvaters erfunden worden ist. Indessen kann es wohl seyn, daß sie ihm bekannt gewesen ist, und daß er bloß durch sein Nachsinnen sie entdeckt haben kann. Es giebt viele Weltweisen, welche sprechen, es sey dem Adam seine

Wissen-

Wissenschaft von Gott eingegeben worden. Ich meines Orts sehe nicht eben, daß es nothwendig gewesen ist, daß Gott ihm dieses Geschenk bewilliget hat. Ich glaube, er hatte nur die Mittel, die Wissenschaften weiter zu treiben, wovon er den ersten Saamen in sich hatte; Und da die Menschen, wenn sie aus der Erde entstanden wären, sich würden haben eine Sprache machen können, so kann man leicht einsehen, daß sie noch viel eher Buchstaben, als Zeichen dieser Sprache, hätten erfinden können.

Die Amerikaner hatten Bilder und Zeichen, um gewisse Dinge anzudeuten. Als die Spanier das erstemal in Mexico anlangten, so schickte Montezuma, der König dieser wilden Völker, ihnen eine gewisse Zahl von Schreibern, oder eine Gattung von Mahlern entgegen. Diese entwarfen durch gewisse Linien und Bilder auf großen baumwollenen Tüchern genau das, was sie sahen. Diese Gattungen von Buchstaben hatten mit den alten Hieroglyphen der Aegypter viel Aehnliches, und jedes Bild bedeutete ein, oder zwey Worte.

Es ist, dem Ansehen nach, ganz natürlich, daß die Schreibekunst nur nach und nach erfunden worden, und so wie die Sprache selbst zur Vollkommenheit gebracht worden ist, in wie ferne man eine ansehnliche Zahl von verschiednen Gedanken hat mittheilen wollen. Eben so ist es mit allen Künsten gegangen. Wenn wir der Fabel Glauben zustellen, so haben wir die Bildhauer- und Malerkunst einem verliebten Frauenzimmer zu danken. Ihr Geliebter mußte sich auf einige

Zeit

Zeit von ihr entfernen. Die Liebe gab ihr ein Mittel ein, die Betrübniß, welche ihr seine Abwesenheit verursachte, zu lindern. Sie zeichnete an einer Mauer den Umzug von dem Schatten ihres Liebsten, und diese unförmliche Gestalt war die Quelle, aus welcher die Malerey und Bildhauerkunst hergeleitet wurden. Man bewunderte dieses rohe Bild, das durch die Liebe, und durch den Zufall hervorgebracht war. Jede Verliebte wollte ihren Liebhaber gezeichnet haben; Diese wollten wiederum von ihren Gebieterinnen eine schwache Aehnlichkeit sehen, und endlich trieb man es von einer Sache, die dem Ansehen nach nur eine Kleinigkeit war, so weit, daß man Leinwand belebte, und dem Gesichte auf einer Fläche etwas Erhabenes vorstellte.

Es ist also nicht nöthig, seine Zuflucht zu einer, dem Adam eingegebenen Wissenschaft, zu nehmen. Man kann den Ursprung aller Wissenschaften in dem ungefähren Zufalle, und in einer, dem Menschen angebohrnen, Lust finden, nach welcher er sucht, was ihm nützlich seyn kann, und es zur Vollkommenheit bringt, so bald er nur davon den geringsten Schein wahrgenommen hat.

Bleibe gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt und glücklich; der Gott unserer Väter überschütte dich mit Wohlergehen.

Cairo.

Ende des dritten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer <<d'>>,

Des Herrn d'Argens Jüdische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel, zwischen einem Juden, der durch verschiedne Lä nder von Europa reiset, und seinen Correspondenten an andern Orten
Bd.: 3

Berlin (1764)

Epist. 32-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402077-2
VD18 8022556X-001